Heros von Borcke

Ein Reis von altem Stamm

1

Vermischtes.

Am 10. Mai starb in Berlin der vormalige Rittmeister **Heros von Borcke,** der sich durch ansprechende Lebenserinnerungen einen Namen gemacht hat. Borcke, zu Anfang der sechziger Jahre Offizier, zuerst im Gardekürassierregiment und später in einem märkischen Dragonerregiment, ging 1862 nach den Vereinigten Staaten, um als Freiwilliger in die Reihen des konföderirten Heeres einzutreten. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Richmond traf er mit dem General Stuart zusammen. In Begleitung dieses machte Borcke die Schlacht bei den „sieben Fichten" mit, von da an war er der stete Begleiter des berühmten Reitergenerals, zuerst als Adjutant, später als Stabschef. Er stieg schnell aufwärts. Zuletzt war er Oberst, Generalinspekteur der Kavallerie der Armee von Virginien und Chef des Stuartschen Hauptquartiers. In der Schlacht bei Middelburg am 19. Juni 1863 erhielt Borcke einen Lungenschuß. Damit war seiner kriegerischen Laufbahn auf amerikanischem Boden das Ende bereitet. In der Folge machte sich Borcke im diplomatischen Dienste den Südstaaten nützlich, unter anderm ging er in ihrem Auftrage nach England. Beim Ausbruche des Feldzuges von 1866 kehrte Borcke nach Preußen zurück. Der vormalige virginische Oberst wurde als Sekondelieutenant in sein altes neumärkisches Dragonerregiment wieder eingestellt, nach wenigen Tagen aber zum Prinzen Friedrich Karl kommandirt. Im Gefolge dieses machte von Borcke die Schlacht bei Königgrätz mit. 1867 nahm Borcke seinen Abschied und kaufte sich im Kreise Konitz in Westpreußen an. Seine Erlebnisse an der Seite des Generals Stuart schilderte Borcke zuerst 1866 in London, dann 1875 als deutsche Uebersetzung unter dem Titel „Zwei Jahre im Sattel und am Feind". Seine Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl (Borcke gehörte zu der Tafelrunde zu Dreilinden) legte Borcke in dem Buche „Mit Prinz Friedrich Karl" (1893) nieder. Vor wenigen Tagen kam ein neues, hochbedeutsames Werk aus Borckes Feder „Junges Blut", Roman seines Lebens (bei Paul Kittel in Berlin erschienen), in den Buchhandel. Dieses Werk rollt vor dem geistigen Auge des Lesers einen Roman auf, der, treu nach dem Leben gezeichnet, dennoch gar reich ist an wechselvollen Ereignissen und spannungsvollen Momenten. Es berichtet eine Fülle von Thatsachen aus einem wechselreichen, oft wildbewegten Leben, wie es in ähnlicher Weise nur wenigen Sterblichen beschieden worden ist.

* * *

Ein

Reis von altem Stamm.

Roman aus dem Leben

von

Heros von Borcke.

Erste Abteilung: Junges Blut.

Berlin.
Verlag von Paul Kittel.
1895.

Junges Blut.

Von

Heros von Borcke.

Erstes bis fünftes Tausend.

Berlin.
Verlag von Paul Kittel.
1895.

Alle Rechte vorbehalten.

RBR
Jantz
#1077
Abt. I

Seiner lieben Freundin und Schwiegermutter

Frau

Caroline Honig geb. von Klitzing

in dankbarer Verehrung gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/einreisvonaltems11borc

Dies Werk rollt vor dem geistigen Auge des Lesers einen Roman auf, der, treu nach dem Leben gezeichnet, dennoch so reich ist an wechselvollen Ereignissen und spannungsvollen Momenten, daß es einer phantastischen Ausschmückung, wie sie der Dichter liebt, nicht bedurfte. Es berichtet mit gewissenhafter Wahrheitstreue eine Fülle von Thatsachen aus einem wechselreichen, vom Zauber der Romantik durchflochtenen, oft wildbewegten Leben, wie es in ähnlicher Weise nur wenigen Sterblichen beschieden worden ist.

Dir, meiner lieben Schwiegermutter, ist der Held des Romans wohl bekannt; wenige Menschen haben — wie Du — sich so eingehend mit ihm und seinem Leben beschäftigt und so häufig Gelegenheit gehabt, einen tieferen Einblick in sein Innerstes zu thun. Du hast ihn oft getadelt, gelegentlich auch wohl verurteilt; aber der Funke seelischer Sympathie zwischen Dir und ihm ist niemals ganz erloschen. Selbst unter heftigsten

Stürmen hat er seine Leuchtkraft nicht eingebüßt, und gerade, wenn die Menschen glaubten, daß er im Erlöschen sei, dann ist er im schönsten Strahlenlichte von neuem aufgeglüht.

Wenn nun der Held dieser Darstellung Dir hiermit seinen Dank abträgt für all die ihm bewiesene Treue, so ist dies fast noch mehr der Fall beim Autor, welcher es ausschließlich Deiner Beeinflussung verdankt, daß er zur [illegible]griff. Nimm deshalb diese Widmung gütig auf als [illegible]endig gespendeten Tribut eines erkenntlichen Herzens.

Berlin im März 1895.

Heros von Borcke.

Junges Blut.

Erstes Kapitel.

Giesenbrügge. — Meine Familie. — Erste Jugendjahre. — Unterbringung in Varnimslow; Aufenthalt daselbst. — Erster schwerer Kummer meines Lebens und die letzte Zeit im Institute des Pastor Hildebrand. —

Im Kreise Soldin, im preußischen Regierungsbezirk Frankfurt, liegt an einem umfangreichen See mit Abfluß zu dem kleinen Flüßchen Mietzel ein herrliches Fleckchen Erde. — Schöne Alleen von Obstbäumen, Pappeln und Kastanien führen strahlenförmig auf einen imposanten Herrschaftssitz, der die neue Heimstätte eines uralten Adelsgeschlechtes bildete.

Giesenbrügge — so heißt die Besitzung — umfaßt mit dem zugehörigen Neuenburg ein Areal von etwa siebentausend Morgen und zeichnet sich vor den meisten andern Gütern der Umgegend durch Stattlichkeit, Ertragsfähigkeit, durch ausgedehnte Forsten, Äcker und Wiesen aus.

Von dem östlichen Ausgange des freundlichen Ortes führte damals bis an den fernen Wald in vierfacher Reihe eine dunkle Kastanienallee von besonderer Schönheit, die namentlich zur Zeit der vollen Blüte mit ihren weißen und rosarot schimmernden Dolden einen prächtigen Anblick gewährte. Das langgestreckte

zweistöckige Herrenhaus mit seiner Front von vierzehn Fenstern lehnt sich mit der Rückseite an den schönen Park, während es nach vornheraus durch einen Vorgarten von den in einem großen Viereck sich ausdehnenden Wirtschaftsgebäuden abgeschlossen ist. Dem Vorgarten verleihen die riesigen Kastanien, welche ihn am Rande umgeben, einen vornehmen Abschluß zwischen dem feudalen Wohnsitz und den nüchternen Arbeitsgebäuden.

Vor dem schloßartigen Herrenhaus befindet sich eine Rampe, auf deren Absätzen zur Sommerszeit in Thonvasen große Aloës, Kakteen und ähnliche Pflanzen thronen. Dicht vor dem Hause, bei dem anstoßenden Treibhaus vorüber, bis zum Einfahrtsthor und darüber hinaus weit nach der Dorfstraße hin, steht eine Reihe mächtiger Linden, deren Alter nach Jahrhunderten zählt. Im Sommer verdunkelt ihr dichtes, üppiges Laubwerk zwar die oberen Zimmer des Hauses bedeutend, dafür aber halten sie auch die heißen Strahlen der Sonne von ihnen ab und erzeugen darin eine erfrischende Kühle, selbst an den heißesten Tagen. Durchwandelt man den geräumigen Flur, zu dessen Rechten und Linken die Wohn- und Prunkzimmer und eine breite, nach dem oberen Stockwerke führende Treppe liegen, so blickt man, nach der Parkseite zu, über eine grüne, von Bosketts eingeschlossene Rasenfläche hinweg wiederum auf eine breite Allee uralter riesiger Linden, deren Äste sich zu einem hohen Blätterdom vereinen. Bei voller Belaubung bildet diese Allee eine köstliche, dunkel-schattige Promenade, die, bei gewissem Lichtreflex, an ihrem Ende sich weit über ihre eigentliche Ausdehnung zu erstrecken scheint. Da diese Allee gerade nach Westen zu führt, so geht im Hochsommer die Sonne in der Verlängerung derselben unter, und es gewährt ein prächtiges

Bild, wenn die letzten Sonnenstrahlen das dunkle Blättergewirr mit ihrem rosigen Licht überhauchen. — Zur Rechten blitzt durch das Grün der Platanen, durch das dunkle Laub der Blutbuchen, Virginischen Cedern und Taxusbäume die weite, glänzende Wasserfläche des den Park bespülenden Sees; zur Linken lugt aus hohen Tannen, Akazien und Silberpappeln der Turm der hinter ihnen verborgenen Dorfkirche mit dem vergoldeten Kreuz auf seiner Spitze freundlich hervor. Von einer erhöhten Terrasse aus, die nach Süden zu durch eine dichte, sicheren Windschutz gewährende Buchenhecke begrenzt ist, hat man einen weiten Blick über das Wasser bis nach dem eine halbe Meile entfernten, auf dem entgegengesetzten Ufer des Sees liegenden Nachbargute Adamsdorf mit seinem hübschen Herrschaftshause, seiner stattlichen Kirche und seinen langgestreckten Gebäuden mit den roten Ziegeldächern; wirklich eine anmutige Begrenzung des Landschaftsgemäldes.

Auf dieser Terrasse, da wo sie an eine gewaltige alte Linde stößt, die mit ihrem Gewirr riesiger Äste weithin den Boden bedeckt, steht ein großer weißer Tisch mit gleichfarbigen Bänken und Stühlen: der Lieblingsplatz des Gutsherrn von Giesenbrügge und dessen Familie. Hier wurde an schönen Sommertagen regelmäßig der Nachmittagskaffee eingenommen und die häufig zum Besuch kommenden Nachbarn empfangen. Köstliche Ruhe und friedliche Stille herrscht an diesem lauschigen Plätzchen, nur gelegentlich unterbrochen durch das sanfte Rauschen der hohen Rohrhalme, den gelegentlichen Schrei eines auffliegenden Reihers, durch das Paken der das üppige Schilf durchziehenden Wildenten oder das Plätschern der im See spielenden Taucher und

sonstigen Wasservögel. Und wenn am späten Nachmittag die Sonne zu Rüste geht und die breite Wasserfläche in ihren letzten Strahlen als rotglühendes Gold gleißt und brennt oder in rosigen und violetten Farben erscheint, dann beginnt — im Mai- und Juni-Monat — das Jubilieren der vielen Nachtigallen, gerade so wie in den Morgenstunden unzählige andere Singvögel ihr liebliches Gezwitscher erschallen lassen.

Auch die vierfüßige Tierwelt scheint die friedliche Ruhe wohlthätig zu empfinden. Man sieht auf der schmalen Wiesenfläche, welche die Terrasse vom Seegestade trennt, Hasen munter umherhoppeln, gelegentlich auch Rehe von dem reichen Wildstande sich dorthin verirren. Weiterhin nach dem Wirtschaftshofe zu und um denselben herum zieht sich ein großer Obstgarten, von alters her der „Pächtergarten" genannt, mit langgestreckten Wein- und Pfirsich-Spalieren, die zur Zeit der Reife köstliche Früchte liefern. Unsere Leute, höflich und wohlerzogen, waren vielfach schon in der zweiten Generation im Dienst, und zwischen ihnen und der Herrschaft bestand ein innig freundlicher Zusammenhang.

Es war damals ein schönes Leben in der guten alten Mark Brandenburg, und es liegt ein eigener Zauber in ihren einfachen Landschaftsbildern, dem man sich nie wieder entziehen kann, wenn man ihn einmal gekostet hat; ich selbst habe in fernen, herrlichen Ländern unter Palmen, in Orangen- und Hickory-Hainen oft Heimweh nach ihr bekommen und bei dem berauschenden süßen Dufte der Blüten exotischer Vegetation gar oft Sehnsucht empfunden nach dem kräftig aromatischen Harzgeruch ihrer dem heimatlichen Sande entsprossenen Kiefernwälder. — —

Seit dem Jahre 1837 saß auf diesem Herrschaftssitz der demnächstige Senior der weitverzweigten von Borckeschen Familie, Theodor Otto Heros von Borcke, mein Vater. Ihm war ein Jahr zuvor durch einen für ihn günstig verlaufenen Prozeß der Besitz der Alt von Borckeschen Wangriner Lehngüter in Pommern zugefallen. So zu einem reichen und in der Provinz Pommern bald zu Ansehen und Einfluß gelangten Kavalier geworden, hatte er seiner bis dahin sehr bescheidenen Lebensstellung als einfacher Sekonde-Lieutenant in Sr. Majestät 19. Linien-Infanterie-Regiment und der Garnison Koblenz leichten Herzens Valet gesagt und war 1835 auf diese weitverzweigten Alt von Borckeschen Stammgüter unserer Linie übergesiedelt.

Die Bewirtschaftung der unzusammenhängenden Liegenschaften, die verwickelten Verwaltungssachen, welche Schwierigkeiten aller Art mit sich brachten, und auch wohl die nicht genügende Kenntnis in der Leitung von größeren Besitzungen bewogen meinen sich von jeher durch kühne, schnelle Entschlossenheit auszeichnenden Vater zu der Maßnahme, die ganze Begüterung schon nach Jahresfrist zu veräußern und dafür die in dem Kreise Soldin, in der kernigen Neumark Brandenburgs im Zusammenhange gelegenen Rittergüter Giesenbrügge und Neuenburg zu erwerben.

Darob entstand zwar unter den übrigen Lehnsvettern eine nicht ungerechtfertigte Mißbilligung, aber mein Vater glaubte den Glanz der Familie viel eher auf einem arrondierten Herrschaftssitz aufrecht erhalten zu können und kümmerte sich wenig um die Vorwürfe der Herren Stammesgenossen. Zwar hätte er durch die Beibehaltung der Lehnsgüter den Alt-Borckeschen Traditionen

mehr Rechnung getragen, auch wäre er, bei dem schon nach einem Jahrzehnte rapide steigenden Grundwerte der pommerschen Besitzungen, ein erheblich reicherer Mann geworden, wie durch die neue Acquisition, allein er hatte es gut gemeint für die Seinen; und wenn er mit der etwas schnellen Ausführung seines Entschlusses einen Irrtum beging, so darf ihm derselbe als ernster Vorwurf von uns nicht angerechnet werden.

Mein Vater war ein großer, stattlicher Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, das stets ganz glatt rasiert gehalten wurde. Er war für alle, die ihn näher kennen lernten, besonders aber für mich, der Inbegriff alles Ritterlichen und Edlen. Dabei war er sehr strenge und wußte, trotz peinlichster Wahrung von Gerechtigkeit und Liebe gegen die Seinen, durch sehr energische Zucht sich absoluten Gehorsam zu verschaffen. Das lag so ganz in dem Wesen und der Eigenart dieses Mannes, der, so plötzlich aus den bescheidensten Lieutenants-Verhältnissen zum wohlhabenden, einflußreichen Großgrundbesitzer geworden — im Verhältnis auch noch ziemlich jung — sich mit ganzer Seele dem bestrickenden Zauber des ihm so unerwartet zugeflossenen Reichtums hingab, den zu erhalten und zu vermehren er redlich bestrebt war. —

Die Familie der Borcken, wie sie volkstümlich als solche genannt wird, gehört dem Ur-Adel des alten Pommernlandes an, in welchem auch heute noch so manche Mitglieder derselben auf den von ihren Vorfahren überkommenen Rittersitzen leben, die — soweit schriftliche Urkunden reichen und darüber hinaus die Legenden verkünden — niemals in anderen Händen gewesen sind.

Nach altem, ihm zuerkannten, verschiedentlich bestrittenen, aber immer wieder von ihm erkämpften Rechte nahm dieses vordem so mächtige Dynastengeschlecht seine uralten Besitzungen nicht von den Landesfürsten, den pommerschen Herzögen, sondern direkt vom deutschen Kaiser zu Lehn, und es gehörten achtzehn adlige Familien zu seinen Afterlehnsleuten. —

Die Borcken besaßen damals in Pommern einen ausgedehnten Landstrich, welcher mit vier von ihnen gegründeten Städten — Regenwalde, Stramehl, Labes und Wangerin — und mit weit über hundert Ortschaften den „Großen Borcken-Kreis" bildete, während die Herrschaft Pansin mit ihren vielen Pertinenzien „der Kleine Borcken-Kreis" genannt wurde. Beide Kreise wurden bis in die neuere Zeit hinein nach angestammten Rechten regelmäßig durch je einen der Familie gleichen Namens angehörenden Landrat verwaltet. —

Außerdem besaß das Borckengeschlecht in dem angrenzenden Teil der Neumark die Stadt und das Schloß Falckenburg mit der aus vielen Gütern und Liegenschaften bestehenden gleichnamigen Herrschaft. — Dieser Besitz, durch Jahrhunderte hindurch ein Streitobjekt zwischen den Borckes und anderen Familien, wurde im Jahre 1472 durch Heinrich Borcke, den schwarzen Ritter, endgültig erworben und verblieb der Familie, die es von den Regenten Brandenburgs zu Lehn trug, bis zum Jahre 1828.

Nach dem Tode des damaligen Inhabers, des Kammerherrn von Borcke, der keine Söhne hinterließ, teilten dessen Wittwe und Töchter die große Begüterung unter sich, wunderbarer Weise ohne sofortigen Einspruch der nächsten Lehnsfolger.

Die Familie war schon in uralten Zeiten auch weit über Pommerns Grenzen hinaus angesessen und wohlbekannt. Schon zur Zeit Wilhelms des Eroberers — im Jahre 1066 — zogen Zweige derselben mit nach Großbritannien, wo sie Ruhm und großes Ansehen erwarben und wo heute noch der irländische Titel eines Marquis of Clanricarde von dem jedesmaligen Chef der Bourke, wie sie dort geschrieben werden, geführt wird. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts kamen Borckes nach Polen, wo sie ausgedehnte Besitzungen erwarben und schon in jener Zeit verschiedentlich als Wojwoden von Posen aufgeführt werden. Im Jahre 1230 erschienen sie unter König Erich in Schweden, 1270 wurden sie auch in der Neumark begütert, 1525 in Ostpreußen und demnächst in Sachsen, in der Lausitz, in Hessen, im Clevischen und in verschiedenen anderen Gauen Deutschlands.

Die Bauern in Pommern pflegen zu sagen, wenn sie etwas recht Altertümliches bezeichnen wollen: „Dat is so old, as de Borcken un de Düvel;“ und wenn dies auch ein wenig weit zurückgegriffen sein mag, so haben die Nachkommen dieses alten Dynastengeschlechtes sich jedenfalls geschlagen wie der Teufel seit einer langen Reihe von Jahrhunderten, erst auf eigene Rechnung und demnächst als getreue Vasallen ihrer Herzöge und Könige. — Sie waren von jeher eine trutzige, streitbare Sippe, diese Borckes, und keine andere Familie hat dem preußischen Heere mehr Generale geliefert wie diese.

Friedrich der Große sagte einst in der Einleitung zu einem Nachrufe, den er seinem Minister Kaspar Wilhelm von Borcke — beiläufig der erste Übersetzer des Shakespeare in die deutsche Sprache — nach dessen Ableben persönlich widmete, wörtlich:

Eloge de Mr. de Borcke

(Histoire de l'Académie. Tome III. Berlin 1747)

Gaspard Guillaume de Borcke, fils de George Mathias, chancelier de la nouvelle Marche, et d'Elisabeth Marie de Blankenbourg de la maison de Friedland dans la Grande Pologne naquit à Gersdorf le 30 Août 1704 († au commencement de Mars 1747).

Si nos mémoirs ne devaient être lues qu'en Allemagne, nous ne parlerions ici de la famille de Borcke, tout le monde sait qu'elle y tient. Les historiens de Poméranie les plus célèbres prétendent que dès le cinquième siècle elle était établit dans cette province qu'elle défendit pendant plus de 600 ans contre les Venedes. Son origine se perd dans ces temps, où la barbarie ne conservait aucune époque. Les guerres, qu'ils entreprirent en Pologne et contre les ducs de Poméranie, leur furent funestes; ils perdirent leurs villes et leurs châteaux et furent réduits dans un état, ou leurs ennemis n'en eurent plus rien à craindre.

Depuis ce temps le mérite et la vertu ont sans cesse concouru à rendre à cette famille son ancien splendeur. Les Borckes, devenus sujets de la maison régnante, ont toujours occupé les premières charges de l'état et de l'armée etc. etc.

Frédéric.

Nachruf an den Herrn von Borcke.

(Geſchichte der Akademie. Teil 3. Berlin 1747.)

Kaſpar Wilhelm von Borcke, Sohn von Georg Mathias, Kanzler der Neumark, und von Eliſabeth Marie von Blanken-

burg aus dem Hause Friedland in Großpolen, wurde geboren in Gersdorf am 30. August des Jahres 1704 und starb Anfang März des Jahres 1747.

Wenn unsere Memoiren nur in Deutschland gelesen werden möchten, so würden wir hier von der Familie von Borcke nicht zu sprechen nötig haben, alle Welt weiß dort von ihrer Bedeutung.

Die berühmtesten Geschichtsschreiber Pommerns behaupten, daß schon vom 5. Jahrhundert an dieselbe in dieser Provinz ansässig war, welche sie während eines Zeitraumes von mehr wie 600 Jahren gegen die Wenden verteidigte. Ihr Ursprung verliert sich in jene grauen Zeiten hinein, deren barbarische Zustände keine Ueberlieferungen zuließen. — Die Kriege, welche sie in Polen und gegen die Herzöge Pommerns unternahm, wurden ihr verhängnisvoll, sie verlor ihre Städte, ihre Schlösser und wurde in ihrer Macht so herabgedrückt, daß ihre Feinde schließlich nichts mehr von ihr zu fürchten hatten. Seit jener Zeit haben die Verdienste und die Tugenden derselben dauernd gewetteifert, um der Familie ihren alten Glanz zurückzugeben. Die Borckes, nunmehr Unterthanen des regierenden Hauses geworden, haben allezeit die ersten Ämter im Staate und im Heere inne gehabt ꝛc. ꝛc.

Friedrich.

Wenn nun in den Zeiten grauen Altertums die eigenen unzähligen Kriege, welche das streitbare Geschlecht führte, seinen Wohlstand schädigten und seine Macht nach und nach brachen, so thaten es indirekt die Kämpfe nicht minder, welche es für seine Könige focht. Sobald die Kriegsdrommete erschallte, eilten

jedesmal alle waffenfähigen Söhne der Familie zum Heere, die eigenen Angelegenheiten wurden vernachlässigt, die gesetzlichen Maßregeln zur Sicherung des Grundbesitzes versäumt und im alleinigen Bestreben für König und Vaterland einzutreten die Wohlhabenheit der Familie untergraben. — Viel trug hierzu auch die ganze pommersche sowie die neumärkische Lehnsverfassung bei, welche nicht allein die Zersplitterung des Besitzes unter die männlichen Nachkommen, sondern auch den Verkauf der Lehne an solche gestattete, die gar nicht Träger des Namens waren. Wenn zum Beispiel noch im Jahre 1604 Franz Borcke neben der Herrschaft Falckenburg in der Neumark, die damals gegen fünf Quadratmeilen umfaßte, auch die große Herrschaft Pansin und verschiedene Güter in Pommern als alleiniger Herr besaß, also selbst in jener Zeit einen fürstlichen Grundbesitz sein eigen nannte, so ist heute dieser Glanz völlig verschwunden.

Die vorgenannte Herrschaft Falckenburg, die reiche Herrschaft Pansin und viele andre dieser Güter sind zum Teil durch grobe Nachlässigkeit der Kriegsdienste thuenden Lehnsfolger, zum Teil zu Unrecht aus der Familie gekommen, die altverbrieften Rechte durch Formfehler verlustig gegangen, und ich, der heutige Erbherr, dessen Qualität als nächster Lehnsagnat zu einem großen Teil dieses enormen Komplexes von Gütern kaum angezweifelt werden dürfte, habe es trotz aller möglichen in meinen Händen befindlichen Beweisdokumente nicht vermocht, auch nur auf ein einziges derselben meine Anrechte zur Geltung bringen zu können. — Die Hoffnungen, welche mein Vater guten Glaubens ehedem nach dieser Richtung hin in meinem jugend-

lichen Herzen erweckte, sind unerfüllt geblieben, und einige Dutzend anderer Familien erfreuen sich nunmehr der Reichtümer des alten Geschlechtes, dessen gesamter Grundbesitz in Pommern heute auf einen Flächeninhalt von etwa sieben Quadratmeilen zusammengeschrumpft ist.

Auch im laufenden Jahrhundert vermochten es verschiedene Mitglieder der Familie, dem üppigen Lorbeerkranz des alten Hauses einzelne Reiser hinzuzufügen. So gewann während der Befreiungskriege das erste Eiserne Kreuz, welches überhaupt verliehen wurde, der Major von Borcke für die Erstürmung von Lüneburg; und der Lieutenant Wulf von Borcke war der erste Subalternoffizier, der im letzten Feldzuge gegen Frankreich mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse dekoriert wurde. Und späterhin sollte es mir, dem Verfasser dieser Blätter, selbst vergönnt sein, als echter Nachkomme des alten Geschlechtes in dem amerikanischen Secessionskriege reichen Kriegsruhm zu erwerben. König Friedrich Wilhelm IV. verlieh der Borckeschen Adelsfamilie die Repräsentation im Herrenhause, welche mein Vater, dem derselbe Monarch 1846 den Johanniter-Orden verliehen hatte — damals noch eine besondere Auszeichnung — von den Lehnsvettern hierzu gewählt, bis zu seinem Tode 1878 ausübte. Kaiser Wilhelms II. Majestät ehrte den Kriegsruhm der Familie, indem er dem schönen pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 21 den Namen „von Borcke“ verlieh.

Doch zurück zu meiner reichbewegten Lebensgeschichte!

Man begreift wohl, daß ein Sproß des Borckeschen Adelsgeschlechtes, plötzlich in den Vollbesitz von Familienglanz und Familienmacht gelangt, seine eigenen Wege zu gehen und ohne

nach rechts oder links zu schauen nach eigener Initiative zu handeln wußte.

Demnach konnte es gar nicht anders sein, als daß die Nachkommen, insbesondere ich, der älteste Sohn dieses Borcke, in den Traditionen der ritterlichen Familie auferzogen wurde; ja es mußte mir schon von frühester Jugend auf im Blute, in Herz und Sinn liegen, dereinst dem alten Namen und der Tradition Ehre zu machen.

Mit inniger Liebe und väterlicher Zärtlichkeit blickte denn auch mein Vater auf mich, seinen Stammhalter, den ihm seine milde, von ihm innig geliebte Gattin am 23. Juli 1835 in der Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz schenkte. In der heiligen Taufe erhielt ich durch den evangelischen Garnisonpfarrer den vielversprechenden Rufnamen Heros.

Ich gab zu den kühnsten Hoffnungen Veranlassung; doch Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich und gehen oft andere Wege, wie die gebrechlichen Menschen erhoffen. — Mein Leben sollte sich, was Glanz und Reichtum anbelangt, nicht in den nach menschlicher Berechnung unumstößlich sicheren Bahnen bewegen, sondern manch harter Kampf während desselben mir beschieden sein. —

Neben dem Vater waltete meine Mutter Therese, Tochter des Geheimrats Adloff zu Luxemburg, ihrer Pflichten in hingebender Fürsorge und Liebe. — Sie war eine große, stattliche Frau von junonischer Gestalt, mit anmutigem, liebreizendem, von dunkelbraunem, einfach glatt gescheiteltem Haar umgebenen Gesicht. Ich war ihr anerkannter Liebling, und sie hat oft mit vielen Thränen von ihrem gestrengen Eheherrn die Erlassung gerechter Strafen erbeten, die über mich bereits verhängt waren. Dafür hatte ich auch eine mein ganzes Herz

füllende Liebe zu ihr; meine Gefühle haben sich auch nach den langen Jahren seit ihrem zu frühen Tode nicht im mindesten geändert, und ihr Bild steht noch heute in voller Klarheit, ja Verklärung, vor dem Spiegel meiner Seele. Sie war geliebt von allen, die sie zu kennen das Glück hatten; ihre Untergebenen hingen an ihr mit dankbarer Zuneigung und Treue. Als ich noch vor wenigen Jahren wegen einer baulichen Reparatur mit einem alten Handwerksmeister, der auch für sie gearbeitet hatte, das Mausoleum, welches durch meinen Vater schon im Jahre 1847 errichtet worden war, aufsuchen mußte, sagte der alte Mann, während ihm die Thränen in die Augen traten, auf ihren Sarg zeigend: „Gnädiger Herr, mit der Frau ist die Sonne Ihres Hauses untergegangen.“ Die Liebe zu der Mutter schloß nächst meiner Verehrung für den Allmächtigen den heiligsten Kultus meines ganzen Lebens in sich, und sie ist mir häufig ein schützender Talisman gewesen, wenn die Versuchungen des Lebens an mich herantraten.

Meine Mutter war eine gute Reiterin, und sie pflegte den Vater häufig auf seinen Inspektionsritten nach den ausgedehnten Besitzungen zu begleiten. Ich erinnere mich noch ihres Leibpferdes, eines schönen Goldfuchses, der den Namen Conus trug und der auf ihren Ruf, sobald er aus dem ziemlich entfernten Kutschstall geführt wurde, im vollen Galopp bis vor die Thür des Hauses eilte, um sich aus ihrer Hand ein Stückchen Zucker zu holen. —

Eines Tages hatte sie einen großen Schreck zu ertragen. Der Vater war allein ausgeritten, als sein Pferd plötzlich ledig auf den Hof sprengte. Er hatte in Eile noch einen Ritt

nach dem anderen Gute unternehmen wollen und war, da das Pferd über eine Wurzel stolperte, mit ihm so heftig gestürzt, daß er besinnungslos liegen blieb. Ein auf der Wanderschaft zufällig daherkommender Schneidergeselle hatte ihn in diesem bedauernswerten Zustande aufgefunden, sich mitleidsvoll seiner angenommen und ihm durch Einflößen von etwas Branntwein wieder auf die Beine geholfen. Er vermochte nunmehr, wenn auch langsam, nach Hause zu gehen und kam da eben an, als die von meiner Mutter alarmierten Leute sich aufmachen sollten, um ihn zu suchen. Der herbeigeholte Arzt sprach von Schädelbruch und dergleichen mehr und von Trepanation; mein Vater verwahrte sich aber glücklicherweise gegen solche Maßregeln und konnte ohne dieselben nach einer Woche schon sein Lager verlassen und seinen Geschäften nachgehen. —

Neben den Eltern übten meine beiden Großväter einen wohlthuenden Einfluß auf mich aus.

Jeden Herbst kam der Großvater väterlicherseits, „der alte Oberstlieutenant", wie er nicht anders genannt wurde, von Berlin, wo er seinen Wohnsitz hatte, auf mehrere Wochen zum Besuch nach Giesenbrügge; ein Mann, der trotz seines hohen Alters noch durch die Vornehmheit seiner Erscheinung und die Liebenswürdigkeit seiner Manieren imponierte. Er war längere Zeit Page bei der Prinzeß Amalie, einer Schwester Friedrichs des Großen, gewesen, dann Offizier bei dem damaligen Leibregiment, hatte die Befreiungskriege mit Auszeichnung mitgemacht und war in der Schlacht bei Waterloo bei der Verfolgung der Franzosen schwer verwundet worden. Das Eiserne Kreuz II. Klasse war der Lohn für seine Tapferkeit.

Aus jener schweren Zeit hatte er sich einige Erinnerungszeichen aufbewahrt. So habe ich noch heute eine von ihm stammende große Mappe von rotem Maroquin mit reicher Goldstickerei und verschlungenem Namenszug des Sultans der Türkei, der dieselbe nach der Inschrift in goldenen türkischen Lettern dem Marschall Berthier im Jahre 1806 zum Geschenk gemacht haben mußte, als dieser Gesandter Napoleons in Konstantinopel war.

Der „alte Oberstlieutenant" mußte nach den aus früherer Zeit von ihm existierenden Bildern ein schöner Mann gewesen sein, in der That war er auch unter der Bezeichnung „der schöne Borcke" allgemein bekannt. Leider hatte er durch ein flottes Leben sein bedeutendes Vermögen vergeudet und seine Gattin, eine geborene von Zastrow, meine längst verstorbene Großmutter, hatte nicht wenig dazu beigetragen.

Der alte Herr wußte, wenn er nicht gerade zu toll von der Gicht gepeinigt wurde, sehr interessant zu erzählen, und ich habe manche Stunde mit großem Interesse seinen Mitteilungen aus längst vergangenen Zeiten gelauscht. —

Auch mein Großvater mütterlicherseits, Geheimrat Adloff, besuchte uns öfter zur großen Freude meiner ihn mit großer Pietät verehrenden Mutter. Er war ein merkwürdiger Mann, in seinem Äußeren und Inneren ein vollständiges Original: klein, korpulent, mit bartlosem, energisch ausgeprägtem, rotem Gesicht, das Haupthaar zu einer hohen Tolle in die Höhe gewöhnt. Dabei trug er fast immer, wenn er nicht gerade im Schlafrock war, einen dunkelblauen Frack und meist zu kurze Hosen, während von seiner gewichtigen Uhrkette ein mächtiges Petschaft mit großem Karneol auf die Weste herabhing. Er

hatte von seiner Stellung und Würde ein sehr ausgeprägtes Bewußtsein und beschäftigte sich viel mit Vergleichen, ob irgend ein anderer mehr wäre oder sich mehr dünken dürfe, wie er selber. Auch er war im Besitz des Eisernen Kreuzes sowie verschiedener anderer Orden, die er mit Vorliebe trug. Er beanspruchte bei den an ihn gerichteten Briefen das Prädikat „Hochwohlgeboren" und konnte außer sich geraten, wenn jemand dieses Prädikat ihm gegenüber in Briefen wegließ; der Adressat erhielt ganz sicher sein Schreiben mit einem grimmigen Vermerk versehen uneröffnet zurück. Trotzdem war er ein Mann von warmem, mildem Herzen und von einer seltenen Arbeitskraft. Ihm allein hatte es mein Vater zu danken, daß er seiner Zeit den Prozeß um die alten Lehne führen konnte. Der alte Herr hatte ihm damals seine ganzen durch harte Arbeit erworbenen Ersparnisse für die Durchführung zur Verfügung gestellt, und noch heute liegen eine Unmenge von ihm in der Sache geschriebener großer Aktenstöße in Giesenbrügge aufbewahrt. —

Mein Vater hatte einen Bruder, Namens Adolf, der Soldat geblieben war. Dieser hatte geheiratet, aber seine Frau nach kurzer Ehe verloren. Er hatte vollständig die Manieren eines alten Junggesellen angenommen. Wegen seiner Schrullen und sonderbaren Ideen wurde er allgemein „der verrückte Hauptmann" genannt. Auch zwei Schwestern besaß mein Vater, deren ältere, Anastasia, an Herrn von Lettow-Ribbekart in Pommern verheiratet, mit Hinterlassung von fünf Kindern — zwei Söhne und drei Töchter — bereits verstorben war; die jüngere Schwester Julie, welche nur zwei Töchter hatte, war gleichfalls dort mit Herrn von Borwitz auf Brontin verheiratet.

Mit diesen wurden auch gelegentlich Besuche gewechselt, die durch das damalige noch gänzliche Fehlen von Eisenbahnen sehr erschwert waren und trotz der weiten Entfernung zumeist mit eigenen Pferden und Wagen gemacht werden mußten.

Eben die Familie des Lettow-Ribbekart traf später ein hartes Geschick; Onkel Lettow war ein reicher Mann, aber seine Besitzungen waren nur zu Lehn. Er hatte, da er zwei Söhne besaß, mit der vollen Sorglosigkeit eines damaligen pommerschen Landjunkers nie daran gedacht, auch für seine Töchter zu sorgen. Da rannte sich der ältere Sohn Bruno, der einen liederlichen Lebenswandel führte, im trunkenen Zustande von einem Zechgelage heimkehrend, beim schnellen Reiten durch die dunkle Nacht an einem Baume den Schädel ein und wurde am andern Morgen als Leiche gefunden; der jüngere Gerhard starb bald darauf an einer Leber-Entzündung. Als nun der durch diese Schicksalsschläge tiefgebeugte Vater kaum ein Jahr später in das Grab folgte, ergriff der nächste Lehnsvetter Besitz von der Begüterung und vertrieb so die armen Mädchen, die ohne jegliches Vermögen waren, in die weite Welt, unter fremde Leute. —

Das tragische Schicksal, dem die Familie meines Onkels von Lettow unterliegen mußte, machte auf mein leicht empfängliches Herz einen tiefen Eindruck, und ich empfand es damals schon in bangem Vorgefühl wie auch in späteren Jahren als eine Mahnung der Vorsehung, nicht allzusehr auf den hellen Sonnenschein, der wie unversieglich auf meinem Lebenswege ausgebreitet lag, zu vertrauen.

Ich war zwei Jahr alt, als mein Vater nach seiner neuen Besitzung in der Neumark übersiedelte, und verlebte dort mit

meinen jüngeren, alle auf Giesenbrügge geborenen Geschwistern — dem um zweieinhalb Jahr jüngeren Bruder Bernhard, den darauf folgenden Schwestern Marie und Anna und Bruder Otto — in sorgloseſter, heiterſter Weise meine Kindheit. Unsere jüngste Schwester Martha starb schon im zweiten Lebensjahre. — —

Die Eltern, die Verwandten und namentlich auch der mit der Familie engbefreundete Landrat von Osten, auf dem nahen Gute Schönow ansässig, bildeten für mich ausgezeichnete Vorbilder, denen nachzustreben ich als ein für alles Gute und Edle erglühender Knabe rege bemüht war.

So waren auch meine Spiele und Jugendstreiche immer harmloser Art und entbehrten nie der Ritterlichkeit.

Oft wurden Spazierfahrten unternommen, bei denen ich die Eltern begleiten durfte. So auch einmal zu einer Fahrt, bei der vier Pferde angespannt waren und die nach Neuenburg ging. Beim Durchfahren eines kleinen Grabens brach die Deichsel. Da der Schaden nicht gleich zu reparieren war, wurde die Fahrt auf einem Leiterwagen, den das naheliegende Gut Neuenburg stellte, fortgesetzt. Hierbei traf es sich, daß ich beim schnellen Nehmen einer Ecke die Balance verlor und von dem Wagen stürzte, dessen Hinterräder nahe an meinem Kopfe vorbeigingen. Meine Mutter, die mich regungslos liegen bleiben sah, sprang, sobald die Pferde zum Stehen gebracht werden konnten, tödlich erschrocken vom Wagen herab in dem beängstigenden Glauben, daß ich mindestens schwer verletzt sein müsse. Glücklicherweise aber hatte ich von dem Sturze weiter nichts als den Mund voll Erde bekommen, die mir jedes Schreien unmöglich machte. Als jedoch das Hindernis beseitigt war, erschallte ein so kräftiges Gebrüll aus meiner

Kehle, daß dieses allein schon genügte, die um mich besorgten Eltern zu beruhigen. Eine Handvoll Erdbeeren, die ich für meinen Schreck erhielt, ließen mich bald alles Leid vollständig vergessen.

Ich war ein sehr lebhaftes Kind und zeigte viel Interesse für alles, was auf unserer Besitzung vorging. Überall mußte ich dabei sein und kam dadurch häufig in Ungelegenheiten. So lief ich an einem kalten Wintertage den von der Eisfischerei mit reichem Fange zurückkehrenden Fischern auf der glatten Eisfläche des Sees entgegen, stürzte aber dabei in eine sogenannte Luhme (großes Loch, welches für das Treiben des Netzes benutzt wird), die ich nicht bemerkt hatte. Ich war schon unter dem Eise verschwunden, als einer der Leute meine blonden Locken, die noch einmal emportauchten, mit schnellem Griffe fassen konnte und mich so dem sicheren Tode entriß. Schaden hatte ich nicht weiter davon getragen; aber meiner Mutter durfte, dem Willen meines Vaters gemäß, zunächst nichts von dem Vorfall mitgeteilt werden, um sie nicht zu alterieren; sie erschrak noch heftig genug, als sie später durch Zufall davon Kenntnis erhielt, wie nahe sie daran gewesen war, ihren Liebling für immer zu verlieren.

So wuchsen wir Geschwister allmählich heran und gewannen den schönen Ort, an dem wir wohnten, immer mehr von Herzen lieb.

In den Söhnen des Gärtners Kanehl, Julius und Ferdinand, und denen des Försters Beier, Karl und Julius, hatten wir für unser Alter passende Spielgenossen gefunden, mit denen so mancher thörichte Kinderstreich verübt wurde. Ein abgelegener, mit einer Laube gekrönter Berg des Gartens, der sogenannte Zierratsberg, sowie der benachbarte Eiskellerberg, an dessen Fuß

der größte Walnußbaum stand, den ich je gesehen habe, von über anderthalb Meter Stammdurchmesser und von außerordentlicher Ausdehnung seiner gewaltigen Zweige, waren die Lieblingsplätze für unsere Spiele. Diese liefen stets auf Angriff und Abwehr hinaus, sei es nun als Ritter und Söldner, als Räuber und Soldaten, oder als Indianer und Weiße. Immer war es ein heißes Ringen, bei dem die als Lanzen und Schwerter benutzten Bohnenstangen nur so splitterten und uns manche Schramme, den Kleidungsstücken aber die gefährlichsten Wunden eintrugen. Ich, als der Stärkste, war meist der allgemein anerkannte Anführer einer Partei, mit der ich dann auch fast immer das Schlachtfeld siegreich behauptete. —

Meine Eltern unterhielten mit den benachbarten Großgrundbesitzern einen regen, außerordentlich intimen Verkehr; vornehmlich mit dem Landrat und Gutsherrn von Osten auf Schönow, das ungefähr zwei Meilen von Giesenbrügge — bereits zum Pyritzer Kreise der Provinz Pommern gehörig — gelegen war. Diese liebenswürdigen Leute hatten Söhne und Töchter, die im Alter zu mir und meinen jüngeren Geschwistern paßten und mit denen wir sehr harmonierten. Wir wurden häufig nach Schönow mitgenommen, wo wir uns immer köstlich amüsierten; denn hier regierte ein weit weniger strenges Scepter als in Giesenbrügge bei meinem Vater. Der alte „Onkel Osten", wie wir ihn nannten, war ein prächtiger Mensch, das Urbild eines pommerschen Land-Edelmannes: außerordentlich groß, breit, starknochig gebaut, trug er das mächtige Haupt, dessen Haar und Bart bereits ergraut waren, auf einem wahren Stiernacken, und man sah ihm an, daß er kolossale Körperkräfte haben mußte.

Er übte in seinem einstöckigen, ohne Prunk eingerichteten Hause eine unbeschränkte Gastlichkeit; namentlich wurde sehr scharf getrunken. Nur ungern sah es der alte Herr, wenn einer seiner Gäste zeitig und vollständig nüchtern von seiner Tafelrunde aufstand. Keiner durfte früher wegfahren wie die anderen, und es kam verschiedentlich vor, daß er im Geheimen den Pferden die Eisen abreißen ließ, um so ein voreiliges Ausrücken zu verhindern. Für mich hatte der Onkel Osten eine ganz besondere Vorliebe, die noch mehr zunahm, als ich zu einem großen, überaus kräftigen Jüngling heranwuchs. Er pflegte dann gelegentlich meine Muskeln zu prüfen. „Weißt du," sagte er dann dabei, „ich fürchte mich vor keinem Menschen in der Welt, aber mit dir möchte ich im Ernste nicht in Konflikt geraten." Er bethätigte auch seine Zuneigung dadurch, daß er mit mir gern eine Flasche Wein leerte; aber nie nötigte er mich zum überlangen Bleiben. Wenn ich einmal herübergekommen war, oder auf der Fahrt zur Station Dölitz der Kreuz-Stargardt-Stettiner Bahn, auf der man das ungefähr auf halbem Wege von Giesenbrügge gelegene Schönow passieren mußte, bei ihm Halt machte, pflegte er zur richtigen Stunde von selbst zu sagen: „Nun, mein Junge, jetzt ist's Zeit, daß du heimkehrst, sonst wird der Alte böse," oder: „Nun laß anspannen, sonst versäumst du deinen Zug."

Einen vollständigen Gegensatz zu diesem reckenhaften Manne bildete seine überaus kleine, zierliche Frau, die aber sehr tüchtig und wirtschaftlich war, allgemein sehr geliebt wurde und mit der er sehr glücklich lebte.

Mein Intimus unter den Osten'schen Söhnen war der um zwei Jahre ältere Leopold, mit dem ich manchen dummen Streich

ausführte. Ich war zwar sehr mit ihm befreundet, aber jedes Zusammensein brachte mindestens eine gründliche Prügelei und demnächstige Aussöhnung. Mit tiefer Wehmut im Herzen habe ich das alte liebe Schönow in späteren Jahren häufig passiert: der alte Osten tot, die Frau verzogen, die Kinder nach allen Richtungen hin zerstreut und die trauliche Stätte reicher Jugenderinnerungen der Spekulationswut zum Opfer gefallen. —

Wir Geschwister – namentlich ich — hatten eine große Vorliebe für Tiere aller Art. Mein Vater begünstigte dies sehr. So hatte er mir einmal ein Lamm geschenkt. Ich beschäftigte mich viel mit demselben und hatte meine Freude daran, wenn es auf den Rasenplätzen des Gartens weidete. Ich hatte dem Tiere den geschmackvollen Namen Rosine gegeben. Als es ausgewachsen war, wurde es zu meinem großen Leidwesen in den großen Schafstall zu den gemeinen Genossinnen verbannt. Wenn ich nun den Stall betrat, um meine Rosine zu besuchen, war die Freude groß; sie setzte, sobald sie meiner ansichtig geworden, wie ein Steeplecheaser über die zwischen uns stehenden Hindernisse hinweg, um die Leckerbissen, die ich stets mitbrachte, aus meiner Hand zu holen. — Auch einen zahmen Kranich hatten wir, dem die Flügel verschnitten waren und der frei in Haus und Garten umherstolzierte. Eines Tages jedoch hackte er meiner damals ungefähr acht Jahre alten Schwester Marie, die ihn gerade fütterte, in das Gesicht und brachte ihr unmittelbar unter dem rechten Auge mit dem scharfen Schnabel eine tiefe Wunde bei. Damit hatte er sich sein Todesurteil gesprochen. — Unzählige Kaninchen, sowie jung eingefangene Hasen, Füchse und Rehe mußten unsere Dressurkunst kennen lernen. — Eine große Rolle spielte für uns ein Stück Rotwild,

das, als Kalb vom Förster im Walde gefangen, von uns aufgezogen wurde. In weniger wie Jahresfrist war es so zahm, daß es uns überall im Garten begleitete, sehr zum Kummer des Gärtners, dessen Blumen und Rabatten häufig darunter zu leiden hatten. Dies Tier wurde später mit einem Geschirr versehen und vor einen kleinen Wagen gespannt. Wie stolz und glücklich war ich, wenn ich das schöne Tier vom Bock aus kutschieren konnte, während meine sämtlichen Geschwister eng aneinander gedrängt im Wägelchen Platz genommen hatten. Im Schritt ging es auch ganz gut; wenn ich aber das zu solcher Arbeit degradierte Stück Wild in Trab setzte, so kam es nicht selten vor, daß es in flüchtigen Galopp verfiel. Natürlich erlitten wir dann häufig an der nächsten Ecke durch die rapide Wendung einen richtigen Unfall, der aber glücklicherweise stets nur ein „Umfall" blieb. Das war für die ganze jugendliche Gesellschaft jedesmal ein Hauptspaß, dieses Hinkollern über- und durcheinander auf dem Gartenwege. Das „Ereignis" wurde von den verschiedenartigsten Empfindungen der Insassen begleitet; die einen nahmen es lachend, mit heiterem Humor auf, die anderen stimmten ein furchtbares Wehgeheul an. Auch dieser Sport mußte schließlich sein Ende nehmen. Dafür traten wir den Besitz eines bedächtigen Esels an, der, weniger flüchtig gesonnen, zuerst von allen Geschwistern der Reihe nach als Reittier benutzt wurde. War schon das kein beneidenswerter Beruf, so wurde das arme, langohrige Tier bei der späteren Benutzung als Zugtier trotz guter Pflege seines Lebens nie recht froh. —

Schon damals hatte ich begonnen, mir eine Eiersammlung anzulegen. Ich kannte sämtliche Vögel des Feldes und Waldes

und war mit ihren Gewohnheiten vertraut. Kein Baum war mir zu hoch, den ich nicht erklettert, kein Gebüsch zu dicht, das ich nicht durchdrungen hätte, um zu einem Neste zu gelangen. Hierbei passierte es mir einmal, daß ich, um das Nest eines Holzhehers zu besichtigen, zum Gipfel einer mehr als zwanzig Fuß hohen jungen Kiefer emporsteigen mußte. Oben angelangt, vertiefte ich mich so recht in mein naturwissenschaftliches Studium. Da plötzlich ein Knacken und Brechen, ein Rutschen und Stürzen und — da lag ich unbeweglich auf dem Rücken an der glücklicherweise mit weicher Moosdecke überzogenen Erde. Ob ich bei der Ansicht des Nestes von unten ebenso geistreich ausgesehen habe wie vorher oben am Nest, will ich dahingestellt sein lassen. Die Hauptsache war, ich hatte weiter keinen besonderen Schaden genommen und konnte ohne Beschwerde nach Hause marschieren.

Ebenso interessierte ich mich für allerlei Wasservögel. Mein jüngerer Bruder teilte die feuchte Passion, die uns auch einmal in Lebensgefahr und in üble Lage bringen sollte. Eines Tages begleitete er mich zu einem Taucherneste, welches ich vorher an einer sumpfigen Stelle des See-Randes ausgekundschaftet hatte. In unserer allzuheftigen Jagdbegierde fielen wir beide in das tiefe, an dieser Stelle sehr moraſtige Wasser. Nur mit großer Mühe und gegenseitiger Hilfeleistung gelang es uns, das Land wieder zu gewinnen. Aber was nun? Wir waren durchnäßt wie gebadete Katzen; das war aber nicht das Schlimmste. Die Annäherung an den See war vom Vater streng verboten und harte Strafe für die Übertretung erwartete uns sicher. Ratlos und hilflos sahen wir uns an. „Was nun, Heros?“ kam es kläglich und kleinlaut von den Lippen meines Bruders. Mir als „Verführer“ lag die

moralische Pflicht ob, uns aus der Patsche zu ziehen. So nahm ich meine ganze Schlauheit zusammen; doch soviel ich auch nachdachte, mir wollte kein vernünftiger Gedanke kommen. Die nassen Kleider legten sich schon widerlich klebend an unsere zarte Haut und die Zähne klapperten uns hörbar vor Kälte; aber ich glaube beinahe ebensoviel aus Angst vor dem Rohrstock des strengen Vaters, als vor der nassen Kälte. Als ich so in unserer Verzweiflung den trostlosen Blick über den Park schweifen ließ, erhellten sich plötzlich meine Züge. „Ich hab's," rief ich; „komm' nach dem Backofen!" Meinen Bruder an die Hand nehmen und so schnell die kleinen Beine konnten, der vor uns in mäßiger Ferne zum Himmel emporringelnden bläulichen Rauchsäule zusteuern, war das Werk eines Augenblickes. Wenige Minuten später saßen wir — der nassen Kleidung gänzlich entledigt — im warmen Ofen. Der Schornstein des Backhauses hatte mir den Weg des Heils gewiesen. Doch es sollte nicht ganz ohne Verhängnis abgehen; mußte der gute, böse Zufall gerade unsern „lieben" Vater des Weges herführen! Ein Blick in das Backhaus genügte. Er holte seine Jünglinge aus ihrem Versteck hervor, und kein Feuer kann brennen so heiß, als wie der Rohrstock seine Brandmale auf unsere nackte Haut einprägte. Beschämt zwar, aber nicht gebessert kehrten wir nach Hause zurück. — —

Das Einpauken der Schulweisheiten hatte bei uns losen Rangen auch so seine ganz besonderen Schwierigkeiten. Zunächst machten wir dem armen, hiermit beauftragten Dorfschulmeister das Leben recht, recht schwer. Wie es dem gelungen ist, uns wirklich das ABC und das Einmaleins beizubringen, ist mir heute noch schleierhaft. Und wenn der ehrliche Mann nicht

schon längst das Zeitliche gesegnet hätte, ich möchte ihn heutigen Tages einmal danach fragen. Ich glaube, er könnte mir auch heute die Frage noch nicht beantworten. Merkwürdig! wie man noch im späten Alter den einfachen Leuten, die es in der Jugend so seelensgut mit einem gemeint haben, eine wirklich anhängliche Erinnerung bewahrt! — Aber dann, als die Klippschulzeit vorüber war und die Herren Kandidaten theol. und phil. als Hauslehrer ihr Scepter schwingen wollten, ja da begann erst für uns die Sturm- und Drangperiode. Die drei ersten vom Vater engagierten Herren hielten es nicht drei Wochen bei uns Rangen aus; sie verschwanden ebenso geräuschlos, wie sie gekommen waren. Doch der Vierte sollte uns imponieren. Es war ein Herr, Namens Schülke, der auf uns alle einen wirklich schneidigen Eindruck machte. Ich sehe noch den guten Vater, wie er mit ernster Miene seine Sprößlinge diesem Herrn vorstellte, und höre noch seine Mahnung an denselben, erforderlichenfalls mit körperlicher Züchtigung nicht zu kargen.

Eines Tages wollte nun auch der neue Präzeptor dieser Instruktion für irgend ein kleines Versehen an mir plastischen Ausdruck geben. Ich löste mich jedoch gewandt von seinem Griffe los und jagte wie ein Windhund um den großen Schultisch herum, während er auf mich Jagd machte. In dem Bestreben mich hinten zu erfassen verletzte er sich die Hand nicht unerheblich an meiner scharfen Hosenschnalle. Dies gab mir einen wenn auch nur kleinen, so doch genügenden Vorsprung. Ich schoß aus der Thür hinaus, schloß dieselbe hinter mir rasch ab und überließ meinen Herrn Magister und meinen jüngeren Bruder, während ich draußen herumbummelte, ihren Gedanken. Da die Schulstube im zweiten Stock nach dem Garten zu gelegen war, dauerte es

ungebührlich lange, bis für den Gefangenen die ersehnte Hilfe kam. Dann ging Herr Schülke aber auch spornstreichs zu meinem Vater, dem er den Vorfall noch ganz erregt in den schwärzesten Farben meldete. Ein strenges Strafgericht folgte. Man höre nur mein Pech: Mein Vater hatte damals in Berlin einen Schneider, Witloeff mit Namen, einen geborenen Russen. Dieser Unglücksmensch war auf die wunderbare Idee verfallen, seinem Kunden als ein Zeichen seiner Hochachtung eine echte russische Knute zu verehren. Als ich nun, vom bösen Gewissen geplagt, nach Hause kam und mich, meinen Vater mit Herrn Schülke gewahrend, beiseite drücken wollte, kamen die Herren schon mit großen Schritten auf mich zu. Zunächst wurde mein rechtes Ohr und die darüber herabwallenden Locken mit Beschlag belegt. Nachdem dann der Herr Magister auf specielle Weisung mit dem leichten Rohrstock so lange auf mir herumgedroschen hatte, bis sein Mütchen gekühlt war, zog mein Vater das abscheuliche Marter-Instrument unter seinem Rock hervor und gab mir damit einige kräftige Hiebe, die mehr schmerzten wie die ganze eben erhaltene Tracht Prügel zusammen genommen. Jeder Hieb hinterließ ein viele Tage währendes Andenken zurück.

Heute sehe ich ja ein, wie gut mir diese Strafe bekommen ist; ich mache meinem seligen Vater keinen Vorwurf wegen seiner anscheinenden Grausamkeit; seine Strenge war bei mir ganz angebracht. Sie ist mir nur nützlich gewesen, und ich habe ihn darum keinen Augenblick weniger geliebt.

Von da ab hatte Herr Schülke mit mir leichteres Spiel, und wir vertrugen uns ganz gut. Mein Charakter war bei aller Wildheit und Ausgelassenheit weich wie Wachs; ich war

für alle guten Eindrücke leicht empfänglich und vergaß gern zugefügte Unbill, wenn sie nicht mein Ehrgefühl verletzt hatte. — So verging mir die unschuldvolle, herrliche Kinderzeit, ohne einen Schatten auf dem blanken Spiegel meines fröhlichen Knabenherzens zu hinterlassen, bis zu meinem zehnten Geburtstage.

Es war der 23. Juli des Jahres 1845, einer der schönsten Tage meines vielbewegten, ja oft stürmischen Lebens. Nachdem die Bescherung am Morgen dieses mir unvergeßlichen Tages am Kaffeetisch stattgefunden hatte, führten mich meine Eltern hinaus auf die Rampe. Dort stand für mich das Hauptgeschenk, ein allerliebstes littauisches Pferdchen, lichtbraun, mit einem schwarzen Aalstrich über den Rücken, komplett gesattelt und gezäumt. — Mir war zu Mute, als wenn eine ganze Sonne von Glück in meinem jugendlichen Herzen bei diesem Anblick aufginge. Jubelnd und gerührten Dankes voll umarmte ich meine lieben Eltern, dann aber kletterte ich auf einen Wink meines Vaters behende in den Sattel und führte mein vortrefflich geschultes Rößlein in allen Gangarten vor.

Von nun an beschäftigte dieses Tier alle meine Gedanken. Ich konnte kaum das Ende des Unterrichtes, ja der Mahlzeiten, denen ich doch sonst nicht abhold war, abwarten, um zu meinem Pferde zu gelangen, es im Stalle zu hätscheln, zu putzen und zu streicheln und mich auf ihm und mit ihm herumzutummeln.

Zu meiner großen Freude durfte ich sogar bis auf das Nachbargut Adamsdorf reiten, welches damals einer verwittweten Generalin von Bojanowska gehörte. Diese hatte drei Söhne, von denen der Jüngste, Paul mit Vornamen, ungefähr in meinem Alter war und auch schon ein eigenes Reitpferd besaß;

so konnten wir oft gemeinsam Ritte in die Umgegend machen. Auf Paul war ich schon lange eifersüchtig gewesen. Er hatte von seiner Mutter auch eine schöne Armbrust bekommen und bereits einen Reiher damit erlegt. Eine solche war auch mein ganzes kindliches Sehnen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß mein heißer Wunsch über alles Erwarten befriedigt werden sollte. Man hatte in der nahen kleinen Stadt Lippehne bei der Reparatur eines der seit vielen Jahren nicht betretenen Warttürme in einem Versteck eine alte Armbrust mit komplettem Zubehör gefunden. Diese wurde meinem Vater zum Kauf angeboten. Ich hörte davon und versprach das Blaue vom Himmel herunter an Fleiß, Aufmerksamkeit und Betragen und wie sonst alle kindlichen Tugenden heißen mögen, wenn mein lieber, guter, einziger Vater mir die herrliche Schußwaffe schenken wollte. Es war ein schönes altes Stück, reich mit Elfenbein ausgelegt; der Stahlbügel war so stark, daß man sie mit bloßer Hand nicht spannen konnte und sich dazu einer besonderen Maschine bedienen mußte. Dafür schleuderte sie aber auch die Pfeile mit solcher Gewalt, daß man damit auf fünfzig Schritt Entfernung gewiß einen Rehbock hätte erlegen können. —

Endlich nach Wochen ernsten Fleißes und gespanntester Aufmerksamkeit durfte ich das heißersehnte Kleinod als mein Eigentum an die Brust drücken. —

Einen neuen Lebensabschnitt brachte mir wilden Knaben die reifliche Erwägung meines fürsorgenden Vaters, daß es wohl angezeigt sei, mich, den „Stammhalter", der bei aller eminenten Begabung den Kopf doch nur voller dummen Streiche hatte, dem ernsten Studium näher zu bringen. Der mich ganz und

gar beherrschenden, mehr ins Mittelalter hinein gehörenden Vorliebe für Reiten, Schießen und Fechten mußte wirklich ein Ende gemacht werden.

Nach vielem Hin- und Herüberlegen wurde denn auch von meinen Eltern beschlossen, daß ich nach Barnimslow bei Stettin in dem von dem dortigen Pastor Hildebrand neben seiner Pfarre unterhaltenen Lehrinstitut untergebracht werden sollte. Eines guten Tages, im Frühjahr des Jahres 1846, machte sich mein Vater mit mir per Wagen dorthin auf den Weg. Wie viele Thränen von meiner guten Mutter, meinen Geschwistern und vor allen Dingen von mir bei diesem ersten Abschied dahingeflossen sind, vermag ich nicht mehr zu sagen; der Abschied war herzzerreißend, soviel ist gewiß.

Das Dorf Barnimslow ist ungefähr zwei Meilen von Stettin und eine Meile westlich von der großen Berliner Chaussee gelegen.

Die Gedanken, denen ich mich als „Ritter Heros", wie ich in der letzten Zeit von meinen Geschwistern als Besitzer eines edlen Streitrosses und einer „richtigen" Armbrust aus dem Mittelalter genannt wurde, auf dem mir unendlich lang vorkommenden Wege zur Pension hingab, beschäftigten sich namentlich mit dem noch unbekannten Pensionsvater und der Pensionsmutter. — „Wie soll das werden!" dachte ich. Meine abgöttisch verehrten Eltern, die mir stets in hehrster Weise vor Augen schwebten, sollte ich mit einem Schlage mit fremden Leuten vertauschen!

Doch je näher wir unserem Ziele kamen, desto mehr verschwanden diese Gedanken, und schließlich beherrschte mich nur die

Neugierde, wie es wohl in Barnimslow aussehen würde. Endlich tauchte das auf einer kleinen Anhöhe gelegene umfangreiche Dorf mit seiner uralten Kirche ohne Turm, wie man sie im lieben Pommerlande so häufig findet, vor meinen Augen auf, und bald rollten wir bei dem dieser gegenüberliegenden stattlichen Pfarrhause vor, an der Eingangsthür von der Pastor-Familie freundlichst bewillkommnet.

Das Lehrinstitut für uns Knaben stand, obgleich das eigentliche Schulgebäude besonders erbaut war, mit dem dortigen Pfarrhause in unmittelbarem Zusammenhang. In seinen großen oberen Räumen waren die zahlreichen Pensionäre bequem untergebracht. Zu meiner Zeit hatte das Institut deren etwa dreißig, dazu kamen noch einige Söhne der benachbarten Gutsbesitzer, die nur am Unterricht teilnahmen.

Pastor Hildebrand war damals ein Mann gegen Ende der fünfziger Jahre, von großer, schlanker, etwas vornüber gebeugter Gestalt, freundlich ausdrucksvollem Gesicht, das gegen die große Habichtsnase ordentlich zurücktrat. — Er trug fast immer schwarze Kleidung, und seine Beinkleider, langjährig im Gebrauch, hatten von der Gewohnheit, mit den Händen auf den Schenkeln hin und her zu reiben, einen so chronischen Glanz bekommen, als wenn sie lackiert wären. Seine Gattin war eine stattliche Dame, wenige Jahre jünger wie er und von freundlich wohlwollendem Äußeren. Dieser Ehe waren zahlreiche, damals bereits fast alle schon erwachsene Kinder entsprossen. Die ältere Tochter Marie, bereits Mitte der zwanziger Jahre und ihrem Vater sehr ähnlich, war schon seit Jahren mit einem Kandidaten der Theologie, einem Herrn Harnisch, verlobt, und beide harrten dem noch in ungewisser

Zukunft stehenden Zeitpunkte ihrer ehelichen Vereinigung sehnsüchtig entgegen. Die zweite, siebzehnjährige Tochter Antonie war ein schlankes, bildhübsches Mädchen mit kastanienbraunem Haar und schönen dunkelblauen Augen. Diese beiden hatten je eine Hälfte der Pensionäre bezüglich ihrer körperlichen Pflege unter ihrer speciellen Obhut, und ich gehörte zu den Pfleglingen des älteren Fräulein Marie. Für den Unterricht, der in zwei Klassen gegeben wurde und an welchem sich in der Religion und einigen anderen Fächern auch der Pastor Hildebrand als Lehrer beteiligte, waren noch zwei Kandidaten angestellt; der kurze dicke Herr Ribbeck für die erste, der schlanke hagere Herr Schwartze, mit rotem Haar und entsprechend hellem Teint, für die zweite Klasse, der ich angehörte. Der Unterricht wurde mit besonderer Strenge gehandhabt und nahm den überwiegend größeren Teil des Tages in Anspruch. Außerdem befand sich dort zur Erziehung für die jüngeren Töchter des Pfarrers eine leidlich hübsche Gouvernante, ein Fräulein Thomas aus Stettin, mit der wir Schüler weniger in Berührung kamen, die wir aber auch nicht leiden konnten, weil sie hochmütig auf uns herabsah und im Verdacht stand, daß sie „petzte“.

In der Anstalt, welche sich eines guten Rufes erfreute, herrschten ganz besondere Gebräuche. Wir mußten den Herrn Pastor und die Frau Pastorin „Vater“ und „Mutter“ nennen, die Söhne und Töchter des Hauses galten als „Brüder“ und „Schwestern“; man sollte eben ganz zur Familie gehören und die Heimat so wenig wie möglich vermissen. —

Die Pensionäre waren zumeist Söhne von Gutsbesitzern und in meinem Alter, resp. nur wenige Jahre darüber; es

waren aber auch einige ältere dabei, die auf irgend einer größeren Schule bereits gestrandet und von ihren Angehörigen zu ihrer „Besserung" nach Barnimslow gebracht worden waren.

Einen herben Kummer bereitete mir die Trennung von meinem Vater, der am Tage nach unserer Ankunft die Heimreise antrat. Doch seine ernsten Mahnungen, fest und vernünftig zu sein und ihm und dem Namen Borcke Ehre zu machen, vor allem das Versprechen, bei guter Führung die nächsten Ferien daheim verbringen zu dürfen, ließen mich das Weh des Abschiedes gar bald verschmerzen.

Trotzdem konnte ich mich in den ersten Tagen gar nicht in die neuen Verhältnisse finden, und der eine oder andere Verstoß gegen den hergebrachten Komment trug mir schon innerhalb der ersten achtundvierzig Stunden drei „Forderungen" bei meinen Mitschülern ein, welche gleich hintereinander, natürlich mit der Faust, ausgefochten wurden. Derartige „Ehrensachen" behandelte die Genossenschaft mit großer Strenge und besonderer Accuratesse, und wehe dem, der einer solchen Einladung nicht Folge gab; er wurde als „Feigling" erklärt und war dann überhaupt in Barnimslow unmöglich.

Diese Duelle fochten wir regelmäßig auf einer hierzu geeigneten sandigen Stelle, die hinter dem ausgedehnten Pfarrgarten lag, in den Freistunden aus. Die vollzählige Schülerzahl bildete einen Kreis um die Duellanten. Ein bestimmter Kampfrichter stellte sie auf und führte das Kommando. Mein erster Gegner, ein von Dewitz, war mir im Alter um mindestens fünf Jahre voraus und natürlich an Kräften sehr überlegen. Er führte mich gleich im ersten Gange durch einen gewaltigen Faust-

schlag gegen die Nase so ab, daß ich gründlich blutend hintenüber fiel. Mein zweiter Gegner, von Löper, war auch erheblich älter wie ich, aber mir an Kräften nicht so überlegen. Ich stand meinen Mann, und er bekam reichlich ebenso viel ab wie ich. Der dritte, Namens Schulz, war mir an Kräften und Gewandtheit nicht gewachsen, ich verhieb ihn gründlich und verließ mit der Anerkennung des Kampfrichters, daß ich mich gut „gepaukt" habe, aber auch mit geschwollener Nase, die Wahlstatt. — Voll stolzer Genugthuung berichtete ich noch an demselben Tage mein Turnier an die Geschwister nach Giesenbrügge.

Allmählich begann ich mich in die Verhältnisse hinein zu finden. Ich gewann mir gar bald eine gute Stellung, und Schwester Marie nahm sehr freundlichen Anteil an meinem Wohlergehen. —

Ein Teil des großen Pfarrgartens war uns für unsere Spiele zur Disposition gestellt. Wir hatten dort von großen Feldsteinen, die wir mit vereinten Kräften unter unsäglicher Mühe herbeischleppten, eine Bude errichtet, welcher wir den schmeichelhaften Namen „Burg" beilegten. Dieselbe bestand eigentlich nur aus einem leidlich großen Raum, der neben einem „Burgverließ" für etwaige „Verräter" eine Menge geheimer Verstecke besaß, meist für — Tabak, Pfeifen und Cigarren. Dort fröhnten wir ungestört dem Laster des Rauchens. Ausgestellte Wachen hatten durch allerlei verabredete Signale die Annäherung unberufener Zeugen zu melden.

An den Sonntag-Nachmittagen, die zu unserer freien Verfügung standen, nachdem wir vormittags dem Gottesdienst beigewohnt hatten, machten wir in der Regel, mit starken Knüppeln,

die wir „Spazierstöcke“ nannten, ausgerüstet, längere Exkursionen nach benachbarten Dörfern, was von der streitbaren Jugend dieser Ortschaften mit mißliebigen Augen angesehen wurde und häufig zu großen Prügeleien führte; „Gefechte“, bei denen wir bald Sieger, bald Besiegte waren. —

Welch eine Wonne war es für mich, wenn die Ferienzeit herankam und ich in dem zu meiner Abholung entsandten Gefährt die Heimat wieder aufsuchen konnte! Wie strahlte dann meine Mutter über den frischen, sich so schnell und kräftig entwickelnden Sohn! Die Geschwister standen staunend um mich herum und lauschten voll Bewunderung der Erzählung meiner Heldenthaten, die meine reiche Phantasie besonders ritterlich auszustatten wußte. Auch alle unsere Leute freuten sich, ihren ältesten Junker wiederzusehen; ja selbst meine Tierfreunde, insbesondere mein geliebtes Pferdchen, schienen von meiner Anwesenheit ein angenehmes Bewußtsein zu haben.

Inzwischen hatte mein Vater für meinen jüngeren Bruder Bernhard einen Hauslehrer Namens Hoffmann engagiert, auf den er große Stücke hielt. Es war dies ein kleiner Mann mit lebhaften Augen in seinem intelligenten Gesicht, aus dem eine spitze Nase zwischen den kurzgeschnittenen Bartkoteletten hervorragte. Auf Wunsch desselben wurde der zweite Sohn unseres Försters Beier, Julius, zur besseren Förderung meines Bruders mit diesem zusammen unterrichtet und brachte auch den größeren Teil der Freistunden in unserem elterlichen Hause zu. Mit diesem Hauslehrer konnte ich mich anfangs absolut nicht stellen, da er während meiner Ferienzeit in Giesenbrügge eine gewisse Autorität mir gegenüber beanspruchte, ich mich da-

gegen als „freier Jüngling“ ihm gegenüber fühlte. Da er jedoch die „gewichtige“ Hilfe meines Vaters auf seiner Seite hatte, so mußte ich schließlich doch klein beigeben und stand mich ganz gut dabei. So begleitete ich ihn und die beiden Jungen Bernhard und Julius häufig auf ihren weiten Spaziergängen, die sich in der Regel bis nach unserem Nebengut Neuenburg erstreckten, wo unser Magister Hoffmann sich mit dem dort angestellten Administrator Zeigermann befreundet hatte. Wie schmeckte nach einem solchen Gange ein Glas Milch und die herrlichen Käsestullen der seit vielen Jahren auf Neuenburg im Dienst befindlichen Wirtin Karoline Benecke, die dem dortigen, allerdings sehr streng duftenden Käse eine Art Berühmtheit geschaffen hatte! — Die gute alte Mamsell! Sie trug sich mit der Hoffnung, daß ein naher Verwandter von ihr, der Missionar Gützlaff, der in China große Schätze gesammelt hatte und nachher als Junggeselle starb, ihr einen Teil seines Reichtums hinterlassen würde. Aber sie ging leer aus. —

Sehr schwer wurde mir jedesmal der Abschied nach beendeter schöner Ferienzeit. Doch schon in Stettin, wo sich sämtliche Pensionäre des Hildebrandschen Instituts zu einer gewissen Stunde zu sammeln hatten, um gemeinsam auf einem großen Leiterwagen nach Barnimslow hinausgefahren zu werden, verschwand gar rasch bei dem Wiedersehen der Genossen die trübe Stimmung.

Es war eine Regel, daß bei diesem Rendezvous in Stettin ein jeder von uns frei heraussagen mußte, wie viel Geld er zur freien Verfügung bei sich habe. Wer von Hause am meisten damit bedacht worden war, mußte die anderen mit Kaffee, Torte, Bier oder dergleichen stärken. Einmal war auch ich der gütige Spender. Mein Großvater Adloff hatte mir zu meinem Ge-

burtstag, der gerade in die Ferien fiel, einen Louisd'or geschenkt. Da ich hiermit als der Reichste unter den Hildebrandschen Zöglingen hervorging, erklärte ich mich gern bereit, Chokolade, Kuchen, Apfelsinen und dergleichen zu spendieren. In Anbetracht der mehr als zwanzig hungrigen Kehlen blieb mir von meinem „Reichtum" natürlich nicht viel übrig. Dies trug mir zwar den herzlichen Dank meiner Genossen, aber auch den grimmigen Zorn meines alten Großvaters ein, der später davon Kunde bekam und eine solche Verschwendung geradezu für ein Verbrechen ansah. —

So war unter Lernen und lustigen Streichen das Jahr 1847 herangekommen. Ich hatte mich zu einem weit über die Jahre großen, überaus kräftigen Jungen entwickelt, war beliebt bei meinen Vorgesetzten und Kameraden und nahm unter letzteren bei unseren Spielen eine Anführer-Stellung ein. Frisch, frei und freudig blickte ich ins Leben hinein. Da überraschte mich im April des Jahres die mich ganz unvorbereitet treffende Trauerbotschaft von dem Tode meiner über alles geliebten, teuren Mutter. Der Pastor Hildebrand teilte mir in schonendster Weise diese traurige Thatsache mit. Anfangs war mir zu Mute, als hätte ich einen schweren Keulenschlag aufs Haupt erhalten, und erst als die Thränen kamen und ich mich gründlich ausweinen konnte, fühlte ich einige Erleichterung.

Meine Mutter hatte schon seit der Geburt meiner jüngsten Schwester Martha gekränkelt, eine heftige Erkältung war dazu getreten und eine kaum zwei Wochen währende Lungenkrankheit hatte die Teure erbarmungslos hinweggerafft und uns fünf Kinder mutterlos gemacht.

Ich empfand es als eine harte Grausamkeit, daß mein Vater mir nicht gestattete, nach Hause zu kommen, um meine geliebte Mutter noch einmal zu sehen und an ihrem Sarge trauern zu dürfen. Zum ersten Male in meinem Leben wurde mein Herz von vorübergehender Bitterkeit gegen ihn erfüllt. —

Um so dankbarer war ich der Familie Hildebrand, insbesondere den Schwestern Marie und Antonie, für ihre zarte Teilnahme, für die ganze Weise, wie sie mich tröfteten und mir das Verlorene wenigstens einigermaßen zu ersetzen versuchten. Schwester Antonie war wie ein guter Kamerad, sie weinte mit mir und sprach oft stundenlang zu mir aus weichem, warmen, edlen Herzen heraus, so daß ich eine innige Zuneigung für sie in meiner jugendlichen Seele empfand.

Wenn ich auch den herben Verlust meiner guten Mutter nie ganz verschmerzen konnte, so wollten in meinem jungen Gemüt naturgemäß die Trauerempfindungen nicht so nachhaltig bleiben, wie das bei Menschen im reiferen Alter der Fall ist. Dazu pulsierte zu frisches, lebendiges Blut in meinen Adern. Nach wenigen Wochen trat mein Leid in ein ruhigeres Stadium; ich dachte in Liebe und Verehrung der Dahingeschiedenen, konnte aber wieder mit den Genossen lachen und mich an ihren fröhlichen Spielen und übermütigen Streichen beteiligen.

Schwester Antonie konnte ich meinen Dank gar bald in meiner Weise abstatten. Sie hatte in ihrer Pflegeabteilung einen kleinen schwächlichen Zögling, der von einem Pensionär, Namens Hilgendorf, welcher bereits das siebzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, dauernd geschunden und mißhandelt wurde. Sie klagte mir eines Tages ihren Kummer hierüber und bat mich,

dem schwachen Knaben zu helfen. Ich suchte ohne Verzug Hilgendorf auf, der mich um mehr wie Kopfeslänge überragte und sagte ihm, er solle den kleinen Kerl zukünftig zufrieden lassen, sonst bekäme er es mit mir zu thun. An einen Tisch lehnend, sah dieser zunächst eine Weile hohnlachend auf mich herab. Endlich kam es hochmütig von seinen Lippen: „Mache dich nicht so mausig hier, dummer Junge, sonst geht es dir ebenso wie dem anderen.“ Da schwoll mir die Zornesader mächtig an; wie ein Tiger sprang ich ihm an die Kehle, warf ihn auf den Tisch nieder und bearbeitete ihn so gründlich mit den Fäusten, daß er, um Gnade bittend, feierlich gelobte, meinen Schützling fürderhin nicht mehr zu behelligen. Ich war durch diese energische Handlung der Held des Tages. Schwester Antonie wußte gar nicht, was sie mir Liebes für meinen Ritterdienst anthun sollte. Ich verehrte sie aus vollem, jugendlichen Herzen. Sie war meine ganze Schwärmerei. Das schöne Mädchen empfand eine Art von Freude und Befriedigung an der warmen Zuneigung ihres jungen Ritters. Ich vermeinte, so wunderbar es scheinen mag, daß sie meine Gefühle in gewisser Weise erwiderte.

Mein specieller Lehrer, Herr Schwartze, machte ihr ziemlich stark den Hof, und an schönen Sommerabenden pflegten die beiden häufig im Pfarrgarten zusammen zu lustwandeln. Dies rief bei mir maßlose Eifersucht hervor; ja, ich bat sie, das doch möglichst zu vermeiden. Lächelnd sagte sie es mir zu. Als es nun aber doch wieder geschah, versteckte ich mich im Garten und warf Äpfel und andere Gegenstände mit so sicherer Hand auf den mir lästigen Courmacher, daß er nach

vergeblichen Versuchen, den Attentäter zu finden, schleunigst den Rückzug antrat. Schwester Antonie, die genau wußte, von wem dieser Überfall ausgegangen war, lachte später sehr herzlich darüber und machte mich mit der Versicherung, sie habe mich nun noch lieber wie früher, ganz besonders glücklich.

Wo ich irgend konnte, bereitete ich ihr kleine Überraschungen und Freuden, und jeder Wunsch, den sie mir nur andeutete, war für mich Befehl. So hatte sie eines Tages im Spätsommer geäußert, sie gäbe etwas darum, einige schöne Aprikosen zu haben. Der folgende Tag war ein Mittwoch und der Nachmittag frei. Kurz entschlossen schlich ich mich heimlich fort, lief die vier Meilen bis Stettin hin und zurück in fast ebensoviel Stunden und konnte zum Abend, ohne daß meine Abwesenheit aufgefallen war, ihr die schönen Früchte, dabei vor Freude errötend, überreichen. Antonie Hildebrand war eben meine Schwärmerei, und meine damals schon stark ausgeprägte Ritterlichkeit gegen Damen hatte sich der Pflegeschwester gegenüber zu einem gern geübten Kultus ausgebildet.

Doch meines Bleibens in Barnimslow sollte nicht über den Sommer des Jahres 1847 hinaus sein. Ein tragikomischer Vorfall war es, der meinen Abgang herbeiführte. Es galt als hergebrachte Sitte, daß wir, nach dem Dankgebet uns von den Mahlzeiten an der langgestreckten Tafel erhebend, im Gänsemarsch um den Tisch herumgingen, Vater und Mutter Hildebrand die Hand küßten und den übrigen Honoratioren eine reguläre Verbeugung machten. Da zu diesen auch die Erzieherin Fräulein Thomas gehörte, so hatte auch sie ebenfalls eine Berechtigung auf diese Ehrenbezeugung. Ich aber

konnte sie ohnehin nicht leiden, und da sie an einem bestimmten Tage mich ganz speciell „angeärgert“ hatte, so ging ich ohne das übliche Honneur an ihr vorüber. Natürlich meldete sie sofort dem Vater Hildebrand den Vorfall, und mir wurde nicht allein eine Stunde Nachsitzen, sondern auch die Strafe zudiktiert, dem Fräulein am nächsten Tage bei nämlicher Gelegenheit zwei Verbeugungen hintereinander zu machen. Das verletzte meinen Stolz, und ich gelobte mir, nicht nachzugeben, es möge kommen wie es wolle. Als nun tags darauf alles gespannt der Entwickelung entgegensah und ich wiederum aufrecht an der Dame vorüberging, geriet der sonst so gutmütige Pastor in hellen Zorn. Es wurde mir die doppelte Zahl Diener zudiktiert und entsprechende Strafen dazu und so weiter fort, bis ich schließlich auf die Zahl von zweiunddreißig zu machender Verbeugungen angelangt war. Doch alle Zwangsmittel an mir waren vergeblich; um keinen Preis, um keine Strafe hätte ich der mir verhaßten Gouvernante einen Diener gemacht. Vater Hildebrand war außer sich, er zitterte vor ohnmächtiger Wut. Sich selbst nicht kennend schleppte er mich an die Thür des nahen Hauskellers und stieß mich die Treppe hinunter mit der Drohung, daß ich dort so lange hungern sollte, bis ich nachgeben würde. Der Gute hatte aber in seiner Aufregung vergessen, daß die leicht zu öffnende Speisekammer gleichfalls dort gelegen war und dieselbe mir mehr an Nahrungsmitteln bot, wie ich bedurfte; und außerdem eine Menge Näschereien, die sonst so leicht nicht vor meinen Schnabel kamen.

Das Maß meiner Übelthaten sollte aber erst noch vollgemacht werden. Ich geriet allmählich über die mir zu teil ge-

wordene Behandlung in einen mir sehr gerecht erscheinenden Zorn, der meine Rachsucht entfesselte. Gar schnell hatte mein Übermut einen recht losen Streich ausgeheckt, der meinen Genossen draußen einen ganz besonderen Ulk machen sollte. Ich hatte bald heraus, daß die Fenster, die dem Keller Luft und Licht gaben, nach dem Turnplatz zu gelegen waren, wo gerade die sämtlichen Pensionäre spielten. Alle ohne Ausnahme standen auf meiner Seite und empfanden mit mir die gewordene Demütigung voll mühsam unterdrückter Wut. Ich riß ein Kellerfenster auf und rief ihnen mit lauter, weithin schallender Stimme zu: „Holla, Jungens, Achtung!“ Und nun flogen Zucker, Rosinen, Zimmet, Citronen und alles was ich kriegen konnte, zum Fenster hinaus. Mit solch kannibalischem Geheul und Gejohle wurde meine Heldenthat begrüßt, daß man glauben konnte, das Pfarrhaus sollte von Indianern gestürmt werden.

Unser guter Pastor, dessen Zorn inzwischen verraucht war, sah nun wohl ein, daß er sich übereilt hatte; er holte mich mit einigen gütigen Worten aus meinem Gefängnis heraus, des Unfuges wurde weiter keine Erwähnung gethan und Fräulein Thomas ging ihrer zweiunddreißig Diener verlustig, auf die sie sich hämischer Weise schon sehr gefreut hatte.

Mein Vater aber, dem von diesen Vorgängen Bericht erstattet worden war, konnte die gegen mich eingeschlagenen Maßregeln nicht billigen. Er traf bald darauf in Stettin ein und nahm mich von Barnimslow fort. Zum 1. Oktober selbigen Jahres sollte ich auf dem Köllnschen Gymnasium in Berlin meine Studien fortsetzen. Von der Hildebrandschen Familie

und den Freunden nahm ich herzlichen Abschied, nur Schwester Antonie sah ich zu meinem größten Leidwesen nicht; sie befand sich, als ich die Anstalt verließ, gerade bei Verwandten zu Besuch.

Wie öde, wie leer und verändert erschien mir das Elternhaus, als ich zu kurzem Aufenthalt in Giesenbrügge eintraf. All' der Schmerz, der Kummer, die Trauer, die ich durchkämpft hatte, wurden wieder lebendig im Herzen. Wo ich ging und stand, überall vermißte ich meine geliebte Mutter. Stundenlang konnte ich ihr wohlgetroffenes Bildnis betrachten und mich in die Idee hineinphantasieren, daß sie zu mir spräche. Auch die Geschwister und die Leute im Hause weinten noch oft um sie; alles verriet, wie wenig die Wunde verheilt war, die der Allmächtige unseren Herzen geschlagen hatte.

Um so schmerzlicher empfanden meine Geschwister und ich, daß eine Madame Hintsche, welche lange Jahre hindurch in dem Hause des meinem Vater befreundeten Grafen A. eine sehr geachtete Stellung eingenommen hatte, jetzt da waltete, wo unserer guten Mutter Platz gewesen war. Sie stand dem ganzen Haushalt mit großem Geschick und Umsicht vor und pflegte unser auf dem Krankenbette hinsiechendes jüngstes Schwesterchen Martha mit aufopfernder Treue und Liebe.

Zweites Kapitel.

Meine Unterbringung auf dem Köllnschen Gymnasium in Berlin. — Die Pension des Direktors August. — Die März-Revolution des Jahres 1848 und die erlebten Schrecknisse derselben. — Zum ersten Mal im Feuer. — Schnelle Kur. — Nach Hause.

Mein Vater hatte es sehr gut mit mir gemeint, als er mich im Herbste des Jahres 1847, dem dreizehnten meines Lebens, auf das Köllnsche Gymnasium nach Berlin brachte. Der Direktor desselben, Herr Dr. August, unterhielt eine sehr feine und kostspielige Pension für reiche junge Leute aus der Provinz; auch Ausländer befanden sich unter den Pensionären.

Da ich, nach der Meinung meines Vaters, einer steten zuverlässigen Aufsicht bedurfte, konnte es gar nicht anders kommen, daß ich als Schüler des Köllnschen Gymnasiums auch bei dem Direktor untergebracht wurde.

Zu meiner Zeit befanden sich unter anderen in der Pension ein polnischer Graf, Namens Czapsky, und die beiden Söhne des Warschauer Bankiers Steinkeller. Alle drei waren bedeutend älter als ich und standen bereits kurz vor dem Abiturientenexamen.

Da die Amtswohnung der Familie August im Gymnasium — dies war in dem Gebäude des Köllnschen Rathauses untergebracht — äußerst beschränkt war, hatte uns Direktor August in dem schräg gegenüber in der Scharrenstraße gelegenen Hause des Bäckermeisters Knönagel eingemietet; dort bewohnten wir

mit dem uns zur Beaufsichtigung beigegebenen Lehrer Stiehle die nur wenige Fenster Front einnehmende Bel-Etage.

Der Direktor hatte eine reizende, liebenswürdige Gattin, drei erwachsene Töchter und einen mit mir ungefähr in gleichem Alter stehenden Sohn; außerdem noch zwei kleinere Kinder.

Zu meiner größten Freude gestaltete sich das Leben in der Pension für mich recht angenehm. Wir Zöglinge vertrugen uns untereinander recht gut und mit der Augustschen Familie standen wir auf durchaus freundschaftlichem Fuße. So verbrachten wir denn gern den größten Teil unserer freien Zeit in dem gastlichen Hause und nahmen an den Mahlzeiten der Familie teil.

Auf diese Weise ging das Jahr 1847 für mich friedlich und gemütlich zu Ende, obgleich ich des öfteren aus den Tischgesprächen entnahm, daß es im deutschen Vaterlande schlimm aussähe. Mein jugendliches Gemüt schenkte zunächst den Besorgnis erregenden politischen Gesprächen bei Tisch kein besonderes Gehör, vermochte es doch noch nicht den Ernst der Situation zu erfassen. Gar bald aber, schon nach den ersten Wochen des Jahres 1848, sollte auch meine kindliche Seele einen Begriff von der Zerrüttung der staatlichen Verhältnisse in Europa bekommen.

Die Neugierde war in mir rege geworden, und von da ab richtete ich täglich tausend Fragen, um mich hierüber zu belehren, an die reiferen Mitglieder der Pension. Schon nach kurzer Zeit konnte ich mir bei meiner schnellen Auffassungsgabe ein Bild von den herrschenden Zuständen machen. Ich hörte von den schwarzen Gewitterwolken, die bereits den politischen Horizont von fast ganz Europa verdunkelten; ich hörte, daß in Frankreich König Ludwig Philipp und mit ihm das Königtum gestürzt worden, daß Italien

mit Erfolg gegen das alte System sich erhoben hatte und daß die Fahne des Aufruhrs von Süddeutschland her ihren Weg nach dem geliebten engeren preußischen Vaterlande nahm.

Waren mir auch das Geschrei nach Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung und Nationalvertretung böhmische Dörfer, so hatte ich umsomehr ein scharfes Auge für die Eindrücke, die unmittelbar auf mich einwirkten. Ich fühlte instinktiv, wie in allen Verhältnissen Renitenz und Widerstand gegen die bestehende Ordnung sich bemerkbar machte; ich sah, wie die Arbeiter feierten und in großen Haufen lärmend und drohend die Straßen der Residenz durchzogen. Verschiedentlich war es schon zu Aufläufen und Zusammenrottungen gekommen. Mein Inneres empörte sich, als ich die Ohnmacht der damals so zaghaften Polizei wahrnahm, die für mich Knaben doch der Inbegriff von Macht und Recht war, vor der ich selbst, wie jedes Kind, einen ungeheuren Respekt hatte, wenn ich sie auch nicht so recht leiden konnte. Mir schwebte noch immer der Warnungsruf aus der frühesten Kindheit vor: „Du, die Polizei kommt und steckt dich ein, wenn du dies oder das nicht läßt.“ Und nun sah ich, daß sie gar nicht an das gefürchtete Einstecken dachte. Das erfüllte mich aber auch wieder mit einer gewissen Schadenfreude; und wenn auch die Civilbehörde das Militär zu Hilfe gerufen hatte und dies, namentlich die Kavallerie, auch schon — zuerst am Abend des dreizehnten März — gezwungen gewesen war, mit der blanken Waffe einzugreifen, so sahen die älteren Schulkameraden, und ich mit ihnen erst recht, die ernsten Vorgänge doch nur als einen besonderen „Ulk“ an. Die schweren Zeiten wurden für uns Knaben eine außerordentliche Quelle des Vergnügens.

Trotz aller Verbote unseres Direktors schlichen wir jeden Abend aus dem Hause, mengten uns unter die Tumultuanten und beteiligten uns mit unsäglichem Vergnügen an dem Skandal und groben Unfug auf den Straßen und Plätzen.

Der Ernst der Situation war vom dreizehnten März ab selbst für mich nicht mehr zu verkennen; von da ab gab es jeden Abend schwere Konflikte mit dem Militär, die meist nicht ohne Blutvergießen abgingen. Aber selbst hierbei verleugnete sich der Berliner Humor nicht. Ich erinnere mich noch genau, wie uns das Erscheinen der von der Bürgerschaft gebildeten Schutzbeamten am Abend des sechzehnten März einen außerordentlichen Spaß bereitete. Dieselben trugen als äußeres Kennzeichen weiße Binden um den linken Arm mit der aufgedruckten Inschrift: „Schutzbeamter" und in der Rechten einen weißen Stab von etwa anderthalb Fuß Länge. Als nun diese Bürgerwehr sich unter die Menge verteilte, um zu friedlichem Auseinandergehen aufzufordern, tönten ihnen nur die Rufe entgegen: „Friedensengel, kehrt marsch! Fort mit die Ballkellen! Laßt die Schwefelhölzer zu Haus! Haut ihm!" Und wirklich wurden ihnen von allen Seiten als Dank für ihre friedlichen Bestrebungen die Hüte eingetrieben. Welch ein Spaß für uns Gymnasiasten, die wir mit der ganzen Kraft unserer jugendlichen Kehlen in das Gejohle der erregten Menge einfielen!

Wenn dann die Polizei oder die requirierte Kavallerie nach mehrfach erfolgter vergeblicher Aufforderung auseinanderzugehen auf die Massen eindrang, verließen wir uns auf unsere körperliche Gewandtheit und die Schnelligkeit unserer Beine, um der drohenden Gefahr zu entfliehen. Schließlich ereilte aber doch

einmal einen unserer Kommilitonen das Geschick, und ein Säbelhieb trennte ihm fast das rechte Ohr vom Kopfe.

Da gab es denn eine strenge Untersuchung vor dem Herrn Direktor und energische Maßregeln wurden ergriffen, die dem beliebten „Sport" der Schüler des Köllnschen Gymnasiums ein jähes Ende bereiteten.

So nahte der achtzehnte März heran, ein der frühen Jahreszeit weit vorgerückter, warmer Frühlingstag. Aber wenn die Sonne auch hell und klar aus dem blauen Äther auf die gute Stadt Berlin herniederschien, so fühlte sich doch jedermann bedrückt. Eine bleierne Schwere lastete auf allen Gemütern; man war durch ein gewisses bängliches Gefühl beunruhigt, als ob Schlimmes bevorstünde, als ob man schweren Entscheidungen entgegenginge. Es war wie das animalische Vorahnen eines Erdbebens in südlichen Regionen. — Zwar wurde noch des Vormittags der Unterricht in den Klassen abgehalten, aber weder Lehrer noch Schüler hatten die richtige Aufmerksamkeit dabei. Die verschiedenen Unterrichtsstunden wickelten sich in nervöser Unruhe und Hast ab.

Gegen Mittag war es auf den Straßen weit lebendiger geworden. Man sah aufgeregte Arbeitertrupps in immer mehr anwachsender Menge die Straßen auf- und niederziehen. Der überreichliche Genuß von Spirituosen steigerte mehr und mehr die wilde Erregung. Dazwischen sah man Männer in besserer Kleidung. Viele davon schienen ihrer ganzen Erscheinung und ihrem Gebahren nach Ausländer zu sein, die eifrig gestikulierend durch ihre Reden die Flammen des Aufruhrs noch zu schüren schienen. Die Volksmengen wuchsen immer gewaltiger an. Unter

den Arbeitern in ihren gewöhnlichen Werktagskitteln gewahrte man auch räuberartig aussehende Individuen mit langen, struppigen Bärten und wahren Galgenphysiognomien. Dies Gelichter schießt bei derartigen Volksaufständen wie Pilze aus der Erde; man sieht sie nie vorher, nie nachher, nur während grauenvoller Katastrophen.

Die künstlich angefachte Erregung der Menge nahm an drohender, unheimlicher Gewalt immer mehr zu. Trotzdem sah ich im Laufe des frühen Nachmittags noch den damaligen preußischen Minister-Präsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg ohne weitere Begleitung die Straßen Berlins durchreiten, mit wohlgemeinten Worten die Tumultuanten zur Ruhe vermahnend; ein tapferes, wenn auch gänzlich vergebliches Bemühen. Auch der Versuch der Behörden, durch einen Umzug der Kunstreiter-Gesellschaft Renz in phantastischen Kostümen den Massen eine Ableitung zu geben, blieb ohne allen anderen Erfolg, als daß die Truppe mit ohrenzerreißendem Johlen empfangen und mit Spottreden und Drohungen verfolgt wurde.

Die Behörden sahen nun wohl ein, daß es ohne Blutvergießen an diesem Tage nicht abgehen würde. Das Militär wurde an verschiedenen Punkten in Bereitschaft gehalten, namentlich waren starke Abteilungen in und um das königliche Schloß zum Schutze Sr. Majestät des Königs zusammengezogen worden.

Da, am Nachmittag, entfaltete sich plötzlich wie auf ein Signal überall die grauenhafte Furie des Aufstandes. Waffenläden und Antiquitäten-Magazine wurden geplündert. Die Volksmassen erschienen nunmehr mit Waffen in den Händen,

vielfach der abenteuerlichsten Art. Schwarzrotgoldene Fahnen wehten überall auf den Straßen und von den Häusern herab.

Von woher kam das Alarmzeichen, was war die Veranlassung zu dem Verhängnis? —

Vom Schloßplatze kam er her, der erst alle Gemüter lähmende, dann aber zur Wut und Raserei anstachelnde, fürchterliche Ruf: „Verrat! Verrat! Man schießt auf das Volk!“ Und in tausendfachem Echo hallte die dumpfe Drohung des Volkes wieder: „Militär zurück! Bürger, zu den Waffen!“

Was war vorgegangen? Was Wahrheit an dem unheilvollen Ausruf, der sich mit Windeseile fortwälzte von Mund zu Munde: „Verrat! Verrat!“?

Erst als der grauenvolle achtzehnte März vorüber war, stellte sich der wahre Sachverhalt heraus. Bei dem Säubern des Schloßplatzes von der johlenden Menge am Nachmittag hatte sich das Gewehr des Grenadier Kühn von der ersten Kompagnie des Kaiser Franz Grenadier-Regiments dadurch entladen, daß Kühn mit dem Hahn desselben an dem Säbel hängen geblieben war; ein zweiter Schuß war losgegangen, als ein Bürger dem Unteroffizier Hettchen auf das Piston schlug.

Zwei Schüsse in die Luft, unabsichtlich entladene Schüsse, sollten die Veranlassung zu dem unseligen Blutbad geben, dessen Schreckniss noch heute lebhaft vor meinem geistigen Auge stehen!

Laut schallte der Ruf: „Laßt uns Barrikaden bauen!“ — Das Pflaster wurde aufgerissen, die gerade des Weges kommenden Omnibusse, Droschken, Privatfuhrwerke und Lastwagen wurden abgespannt, umgestürzt, neben- und übereinander aufgetürmt und so die Absperrung der Haupt- und Verbindungsstraßen in

unglaublich kurzer Zeit ins Werk gesetzt. Eine der größten dieser Monstrebauten war die Barrikade auf dem Köllnschen Fischmarkt, unmittelbar vor unserem Gymnasium, mit der Front nach dem Schlosse zu die Breitestraße absperrend. Der Haupteingang in das Rathaus von der Breitestraße her und die ebenfalls gesperrte Scharrenstraße lagen daher vor derselben. Ihre Widerstandsfähigkeit war überaus groß, indem sie nicht allein von den Häusern zu beiden Seiten und vom Köllnschen Rathause, sondern auch von dem bis zum Dache besetzten d'Heureuseschen Gebäude — welches in der Verlängerung der Breitestraße gelegen, diese vollständig übersieht — verteidigt werden konnte. Sie war von mehreren Hundert tobenden, brüllenden Menschen besetzt, während von ihrer Mitte die Fahne des Aufstandes wehte. Kleinere Barrikaden wuchsen an allen Straßenkreuzungen gleichsam aus der Erde. Der Branntwein floß in Strömen, und fanatische Redner versuchten das bereits zur Glühhitze erregte Volk zu immer noch größerer Wut aufzustacheln. Auch die größeren Gebäude, namentlich die an den Kreuzungspunkten und Ausläufen der Straßen gelegenen, wurden von den Revolutionären besetzt. Die Steine des aufgerissenen Straßenpflasters wurden in Unmengen zu den oberen Stockwerken geschleppt, um beim bevorstehenden Kampfe auf das anstürmende Militär herabgeschleudert zu werden. Auch das Köllnsche Rathaus war für diesen Zweck erkoren und Wagenladungen von Steinen lagerten in kürzester Zeit in den im zweiten Stock befindlichen Klassenräumen unserer Schule, ja selbst auf dem Dache des ehrwürdigen alten Gebäudes. Die in der ersten Etage gelegene Wohnung des Direktors August wurde übrigens

respektiert, nur zuweilen erschallte der alle erschreckende Ton der Klingel, aber es waren meist unbedeutende Anliegen nach Trinkwasser, Schwefelhölzern oder dergleichen, die von den Verteidigern gestellt wurden.

Der Direktor hatte in der Befürchtung, seine Pensionäre könnten trotz des strengen Verbotes sich an dem Straßenkampf beteiligen, uns zu sich citiert und bestimmt, daß wir bis auf weiteres im Kreise seiner Familie verbleiben sollten. Dort hatten sich auch noch zwei Verwandte des Direktors, studiosus juris von Holtzendorff und Schulamtskandidat Zelle, eingefunden, um im Notfalle den Damen des Hauses ihren Schutz angedeihen zu lassen. Es waren aufregende und qualvolle Stunden, die wir dort verbrachten. Innerhalb des Gebäudes das Schreien und Poltern der die Treppen auf- und abstürmenden bewaffneten Rebellen, draußen das Gebrause der entfesselten Volksbestialität. Die Frauen rangen weinend die Hände und liefen in nervöser Erregung von einem Zimmer in das andere. Die Männer versuchten sie zu beruhigen, aber auch ihrer hatte sich eine nicht zu bewältigende Erregung bemächtigt, und bei jedem neuen Geräusch von der Straße her stürzte alles an die Fenster, um zu sehen, was es Neues, Schreckliches gäbe. Bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit machten die Scenen auf den Plätzen und Straßen in dem unsicheren, blutigroten Scheine und bei dem schwarzen Qualme der vielen Hunderte angezündeter Fackeln einen noch viel grauenhafteren Eindruck als am Tage. Es schien, als ob viele Tausende von Dämonen der Hölle dort unten tobten. Bald vernahmen wir aus dem von weiter gelegenen Stadtgegenden dumpf herüberschallenden

Geschütz- und Gewehrfeuer, daß der Kampf dort bereits entbrannt war.

Auch bei uns sollte nun die Stunde der Entscheidung schlagen. Trommelwirbel ertönte plötzlich die Breitestraße herauf, und die vorgeschriebene dreimalige Aufforderung an die Volksmenge, auseinanderzugehen, erfolgte. Ein wildes Gebrüll und Gejohle, von Schüssen begleitet, war die Antwort der Rebellen. Da brach es herein. Von der Batterie am Schloßplatz blitzte es auf; ein Krachen erfolgte, daß die Fenster zitterten. Die ersten Kartätschladungen sausten zur großen Barrikade herüber. Ein unbeschreibliches Geheul der Verteidiger erhob sich. Im ersten Moment ein Auseinanderstieben in die Nebenstraßen, dann aber ein ebenso schnelles Sammeln hinter der großen Barrikade und das Eröffnen eines lebhaften, wenn auch zunächst wirkungslosen Gewehrfeuers. —

Ich weiß nicht, was plötzlich über mich und meine Kameraden kam. Wir sprachen kein Wort miteinander, doch unsere Blicke verstanden sich, wir waren alle von ein und demselben Gedanken beseelt. Von einer dunkeln Vorahnung befangen, vermochten wir es nicht mehr auszuhalten in dieser halben, all unsere Sinne beengenden Gefangenschaft. „Hinüber nach der Scharrenstraße, nach unserer Wohnung!“ war die Losung. Es bedurfte nur einer kurzen Unterredung, um unsere Gedanken auszutauschen, dann trat unser Mitschüler, Graf Czapsky, als der Älteste von uns, vor den Direktor. Mit hochgehobener Stimme und glänzenden Auges erklärte er in unserem Namen, daß die Vorgänge des Tages jede Ordnung gelöst hätten, daß wir nicht willens wären, uns seinem Gebote länger zu fügen und wir mit

oder gegen seine Zustimmung uns nun nach unserer Wohnung in der Scharrenstraße zurückziehen würden. Die besorgten Mahnungen des alten Herrn mißachtend, machten wir uns auf den Weg.

Aber es sollte uns nicht so leicht werden, wie wir gedacht hatten. Der Hauptausgang nach der Scharrenstraße zu war verrammelt, ebenso die unteren Fenster nach dieser, wie nach der Gertraudtenstraße hin. Es blieb uns also nichts übrig, wie aus einem der noch freien Fenster nach dem Köllnschen Fischmarkte zu herauszuspringen und über die große dort befindliche und unter Geschützfeuer stehende Barrikade zu klettern. Dicht an die Wand des Gymnasiums gedrückt, warteten wir die nächste Kartätschladung ab. Dann liefen wir, so schnell wir konnten, auf die Barrikade los, um dieselbe eilig zu überklettern, ehe der nächste Schuß abgegeben wurde. Das war aber ein gefährliches Wagestück, umsomehr, als uns auch das ungeschickte Gewehrfeuer der Verteidiger von rückwärts bedrohte. Ich war der Letzte in der Reihe. Gerade auf der Höhe der riesigen Barrikade angelangt, blitzte es wieder vom Schloßplatz her auf. Unter dem betäubenden Donner der Geschütze kamen die Kartätschen heulend und zischend dahergeprasselt und schlugen in die Holzteile der Barrikade ein. Splitter, Steine und Geschosse spritzten nach allen Richtungen umher. Wie ich heruntergekommen bin — ich weiß es nicht zu sagen. Nur so viel ist mir bewußt, daß ich mich plötzlich auf dem Erdboden liegend vorfand, wo ehedem das Straßenpflaster gewesen war. Schleunigst aufspringend, eilte ich meinen gleich mir unverletzten Kameraden in die schützende Scharrenstraße nach. Ziemlich außer Atem langten wir bei

unserer Wohnung an. Auch hier war eine kleinere Barrikade erbaut, die von einem Dutzend wild aussehender, mit langen Flinten bewaffneter Kerle besetzt war. Kaum oben angelangt, stürzten wir an die Fenster, um die Weiterentwickelung der Ereignisse auf dem höchstens fünfzig Schritte entfernten Köllnschen Fischmarkte zu beobachten. Da schallte von der Breitestraße her wiederum Trommelwirbel, einige krachende Salven folgten, dann ein den allgemeinen Tumult übertönendes Hurrah, und wie eine Lawine stürzten sich die Grenadiere gegen und über die große Barrikade hinweg. Alles, was von den Verteidigern nicht bereits geflohen war, wurde niedergestoßen oder gefangen genommen. Trotzdem aber hatten die soweit siegreichen Truppen einen schweren Stand. Von den Häusern, die ringsum von den Insurgenten besetzt waren, kam ein lebhaftes Gewehrfeuer. Aus den höher gelegenen Fenstern und von den Dächern herab prasselte ein wahrer Hagel von Möbelstücken und Hausgeräten, namentlich aber regneten nur so die zusammengetragenen Pflastersteine auf sie hernieder. Die Truppen nahmen nun die Fenster unter Feuer und stürmten die in Festungen verwandelten Häuser.

Die Gentlemen, die die Besatzung der Barrikade unter unseren Fenstern bildeten, waren zwar verduftet, als der Hauptsturm des Militärs stattfand, eilten aber, da der Angriff sich nicht direkt gegen sie richtete, schnell wieder herbei, steckten ihre langen Flinten durch die hergerichteten Schießscharten und feuerten, wenn auch ohne recht zu zielen, auf die stürmenden Soldaten. Die Folge war, daß nun auch die Scharrenstraße unter Feuer genommen wurde. Hierdurch wurden auch wir bedroht, denn

die eine oder andere zu hoch gefeuerte oder abprallende Kugel pfiff in unangenehmer Nähe an unserem Beobachtungsposten vorüber oder schlug in die Wände der nächsten Häuser ein, daß der Putz nur so umherspritzte. Als hierauf das Militär noch näher heranrückte, fanden die Herren Volksverteidiger es für angemessen, Fersengeld zu geben. Bald waren ihre abenteuerlichen Gestalten im Dunkel des Petriplatzes verschwunden und unmittelbar unter unseren Fenstern herrschte Stille und Frieden.

Desto lauter ging es bei dem altersgrauen Gymnasial- und Rathausgebäude zu. Axthiebe und Kolbenstöße erschallten neben dem unaufhörlichen Knattern des Kleingewehrfeuers gegen die große Eingangsthür nach unserer Straße hin, und bald brach dieselbe unter der Wucht des Angriffes, begleitet von dem lauten Hurrah der Soldaten, zusammen. Es waren Grenadiere des 1. Garderegiments, welche das Gebäude stürmten. Der kommandierende Offizier der Abteilung war beim Eindringen in das Gebäude unter den Geschossen der von den Treppen schießenden Insurgenten schwer verwundet zusammengebrochen. Seine Leute, hierdurch in maßlose Wut versetzt, gingen mit schonungsloser Gewalt gegen die Rebellen vor, die, von Treppenabsatz zu Treppenabsatz retirierend, schließlich in den Klassenzimmern Zuflucht suchten. Hier fielen sie in die Hände der Verfolger. Gegen ein Uhr morgens war das Köllnsche Gymnasium, beziehungsweise das Köllnsche Rathaus, von den Revolutionären vollständig geräumt; das Feuer schwieg in dieser Gegend der Stadt, alle Verteidigungsplätze der Aufständischen befanden sich in der Hand des Militärs.

Um diese Zeit wurden wir durch lautes Klopfen an unserer Hausthür aufgeschreckt. Beim Öffnen erkannten wir zu unserem größten Erstaunen und aufrichtigen Teilnahme den Direktor August mit seiner Familie in traurigster Verfassung bei uns Zuflucht und Unterkunft suchend. Ein Teil der Insurgenten hatte sich in die Wohnung des Direktors geflüchtet, wo der Kampf sich fortsetzte. Der alte Herr August, der vermittelnd dazwischen treten wollte, hatte in dem Chaos einen Degenstich ins Gesicht erhalten und blutete auch noch aus anderen Wunden an Kopf und Brust. Der Sohn hatte ebenfalls einige kräftige Hiebe abbekommen und war mit Blut überströmt. Die Frau Direktor und die Töchter waren vor Entsetzen mehr tot wie lebendig; der Schulamtskandidat Zelle hatte einen Bajonettstich in den Arm erhalten, konnte aber noch seinen Rückzug bewerkstelligen. Herr von Holtzendorff, wegen seines starken Bartes von den Soldaten für einen Hauptdemokraten gehalten, war gefangen abgeführt worden. Seinetwegen hegte man die größten Besorgnisse, die sich später auch leider bewahrheiten sollten.

Voll innigsten Mitgefühls nahmen wir die uns so nahestehende Familie auf und thaten alles, was in unseren Kräften stand, um ihnen zu helfen und sie die erlebten Schreckensscenen vergessen zu lassen.

Ich sehe noch den alten Direktor mit blutverwischtem Gesicht in unserem Zimmer auf und ab laufen, wie er das Geschehene gar nicht zu fassen vermochte. Als sich seine Erregung einigermaßen gelegt hatte, begann er mit der Schilderung der Vorgänge. „Als einziger städtischer Beamter in dem großen Rathause, das zugleich das Realgymnasium in sich einschließt,“

so etwa führte er mit leiser Stimme aus, „suchte ich meiner Pflicht zu genügen. Ich blieb auf dem Standpunkte der versöhnenden Neutralität, als der Kampf, der schreckliche, seinen unheilvollen Anfang nahm. Die Verteidiger der Barrikaden verhießen Schonung des Eigentums. Ich erlangte das Versprechen, daß sie auch das Eigentum der Stadt schonen würden. Keine Verletzung des Sitzungssaals der Stadtverordneten, keine Verwüstung der Klassenräume durch Abbrechen der Bänke, war ein Hauptvertrag, den sie eingingen und eine Zeit lang hielten. Die Schonung der Bodenräume durch Licht und Fackeln konnte ich nicht so gut durchsetzen, doch geschah durch Feuer kein Unglück. So schien für uns, trotz des wilden Barrikadenkampfes draußen, alles in Ruhe zu verlaufen."

Der alte Herr seufzte tief auf und machte eine kleine Pause, wie um neue Kräfte zur Schilderung der nun folgenden Scenen zu sammeln. Dann fuhr er fort:

„Als es aber an der großen Barrikade Tote und Verwundete gab, änderte sich für uns die Sachlage. Es war wohl gegen halb elf, als an unserer Korridorthür heftig geklingelt wurde. Die Verteidiger brachten ihre Verwundeten in unsere Wohnung, und meine Familienmitglieder erfüllten ihre Christenpflicht. Fürchterliche Scenen spielten sich nun in meiner friedlichen Behausung ab. Über jeder Leiche erneuerte sich der Racheschwur ihrer Mitkämpfer, während der Streit vor dem Hause immer erbitterter wurde. Doch nach Mitternacht wurde die Besatzung der Barrikade durch die furchtbare Wirkung der Artillerie und da sie selbst keine Munition mehr hatte, gezwungen, die Verteidigung aufzugeben. Die Potsdamer Gardetruppen drangen durch die Barri-

kade und stürmten in das Rathaus, wohin sich die Insurgenten geflüchtet hatten. Vor den Bajonetten der erbitterten, ohn' Erbarmen alles niedermetzelnden Soldaten zogen sich sechs bis acht der Verfolgten über die Leichen und Verwundeten, die in meinem Vorzimmer lagen, in die Zimmer meiner Wohnung zurück und beschworen mich, den wütenden Soldaten beschwichtigend entgegen zu treten; sie möchten sich mit der Verhaftung der Wehrlosen begnügen und nicht ohne Not Bürgerblut hinopfern. — Wie gerne kam ich diesem mir heiligen Gebote nach, und ach, wie sollte es mir gelohnt werden! Ich ergriff schnell das Klingelschild meiner Eingangsthür, rief den von Rachbegierde schier zur Raserei getriebenen Verfolgern zu, daß hier eine Privatwohnung mitten im Rathause sei, nannte meinen Namen, versicherte mit Verpfändung meines Lebens, dies sei die einzige Thür meiner Wohnung. Man möge sie besetzen, ich würde meine Familie rekognoszieren, dann könne man verhaften; aus meinen Fenstern sei nicht geschossen worden, Verwundete zu pflegen sei Christenpflicht. Doch was half all mein Bitten, mein Flehen. Die Potsdamer Garde war mit den Berliner Verhältnissen nicht vertraut, sie mochten meine in großer Hast und Erregung hervorgestoßenen Worte nicht verstanden oder anders gedeutet haben, genug, für sie genügte es, tote, verwundete und geflüchtete Rebellen unter dem Schutze meines Hausrechtes zu finden. — Als Antwort fühlte ich den Degen des Anführers in meinem Gesicht und sah mein Blut herabrieseln; Kolbenstöße, Bajonettstiche, Schüsse bedrohten mein Leben. Doch was bedeutete es gegen die grauenvolle Scene, die sich bei meiner armen Familie gleich darauf abspielen sollte!"

Herr Dr. August warf einen trostlosen Blick auf seine bleich und entsetzt auf dem Sopha liegende Lebensgefährtin und stieß dann hastig hervor:

„Mit schaudervoller Gewißheit wurde es mir plötzlich klar, daß die grausamen, aufs äußerste gereizten Sieger auch meine Gattin, meine Kinder nicht schonen würden. Der Gedanke verlieh mir übermenschliche Kräfte. Ich stellte mich mit ausgebreiteten Armen schützend vor die Meinigen. Ich rief den Wütenden entgegen, daß ich für das Vaterland und den König gefochten, noch ehe sie lebten, daß ich Kriegssitte kenne und daß sie nicht durch Grausamkeit und Mordlust an Wehrlosen und Verwundeten einen Schandfleck auf das preußische Heer werfen sollten. Durch diesen Ausruf entging ich zwar dem Tode, meine Bitte für die teuren Angehörigen aber fand kein Gehör. Diese waren in dem engen Raume der Küche, dem einzigen, der nicht nach der Straße hinaus liegt, zusammengedrängt und harrten in namenloser Angst der weiteren Entwickelung des Kampfes auf Tod und Leben.

Macht euch ein Bild," — so kam es heiser vor Aufregung von seinen Lippen — „meine gute Frau, drei erwachsene Töchter, meine beiden jüngsten Kinder noch in Betten, mein halberwachsener Sohn und die beiden Neffen meiner Frau, Holtzendorff und Zelle, letztere beiden fest entschlossen, ihre Verwandten mit dem Leben vor Unbill zu schützen, zusammengepfercht in der kleinen Küche! Nachdem ich gefangen genommen war, stürzten mehrere Soldaten nach diesem Zufluchtsort. Ich mußte — machtlos wie ich war — mit ansehen, wie man zunächst meinen Neffen Holtzendorff am Barte von der Seite meiner Frau fort-

riß, als ob dieser Bart besonders verdächtig sei, und ihn mit wildem Ungestüm hinwegschleppte; nach ihm meinen zweiten Neffen Zelle. Auch mein inniggeliebter Sohn entging der Wut nicht; an den Haaren aus den Armen der Mutter, der man das Bajonett auf die Brust hielt, fortgezerrt, wurde er draußen auf dem Flur zu den andern gestellt, die man in meiner Wohnung aufgefunden hatte. Einige Flüchtlinge hatten sich durch die Hilfe unseres entschlossenen Dienstmädchens vermittelst einer Waschleine aus einem Fenster nach dem Schulhofe hinabgelassen, sie selbst voran, wobei sie sich den Fuß verstauchte. Als die anderen glücklich entkommen waren, wurde sie an einem Seile von mitleidigen Nachbarn in das erste Stockwerk eines anderen Hauses gerettet. — Inzwischen wurde ich mit allen Verhafteten fortgeschleppt, jedoch gelang es mir, mit meinem Sohne auf Intervention der uns persönlich bekannten Generale von Aschoff und von Rauch freizukommen." — —

Der bedauernswerte alte Herr hielt erschöpft inne. Wir sahen es ihm an, daß er die ganzen schaurigen Vorgänge bei der Erzählung noch einmal im Geiste durchmachte. Die armen geängstigten Frauen konnten sich gar nicht beruhigen; ihr ganzes Nervensystem war durch die schrecklichen, soeben durchlebten Scenen vollständig erschüttert und sie kamen aus dem Weinen gar nicht heraus. Von Schlaf war natürlich nicht die Rede, und der bang herbeigesehnte Morgen gewährte endlich nach den langen Stunden der trübseligen Nacht einigermaßen Erleichterung.

Da alle Mitglieder der Familie sich in großer Erregung betreffs des von ihnen sehr geliebten Vetters von Holtzendorff

befanden, erbot ich mich, Nachforschungen nach dem Verbleib desselben anzustellen, was mit großem Danke angenommen wurde.

Ich fand alle Straßen und Plätze ringsum vom Militär besetzt. Überall waren die Soldaten an Biwakfeuern, für welche die vielen Holzsplitter der zerschossenen Barrikaden reichlich Nahrung lieferten, mit der Bereitung ihres Morgenkaffees beschäftigt. Der Aufstand war vollständig unterdrückt und das demnächstige Abrücken der Truppen stand in Aussicht.

Die begründeten Aussagen, die ich anzugeben vermochte, verschafften mir überall freies Passieren. Ich begab mich zunächst nach dem alten Köllnschen Gymnasium. Dort sah es schrecklich genug aus: Die Eingangsthür war zerschmettert, sämtliche Fenster zerschlagen, die Treppen besudelt, mit Blut bespritzt und mit zerrissenen Bekleidungsstücken und zerbrochenen Waffen übersät. Die Thür meines Klassenzimmers fand ich eingeschlagen, die Bänke zertrümmert oder auf die Straße geworfen, die großen Schränke mit den wertvollen Steinsammlungen zerbrochen. Letztere hatten die Insurgenten zu Wurfgeschossen benutzt; jetzt lagen sie draußen zerstreut bei den Trümmern der Barrikade. Der Fußboden glänzte von dunklen Blutlachen und in einer Ecke starrten mich einige von furchtbaren Wunden entstellte Leichen an. In den anderen Schulräumen sah es nicht weniger schrecklich aus. Mit Schaudern wandte ich mich von diesen gräßlichen Bildern ab, eilte die Treppen hinunter und atmete erst auf, als ich wieder ins Freie kam.

Auf meine Erkundigungen hin erfuhr ich, daß man die meisten Gefallenen nach dem königlichen Schlosse gebracht habe.

Dorthin eilte ich nun und erhielt ohne große Mühe die Erlaubnis zum Eintritt in dasselbe. Bald hatte ich auch die nach dort gebrachten Toten gefunden, die in langer Reihe in einem der unteren Räume niedergelegt waren. Meine bange Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Ich erkannte unter den ersten zu meinem Entsetzen die Leiche des unglücklichen Holtzendorff; das bleiche Antlitz mit dem lang herabwallenden dunkeln Vollbart, selbst im Tode noch schön und frei von jeder Entstellung, die Todeswunde in der linken Brust. Wie sich später herausstellte, hatten die den Gefangenen transportierenden beiden Soldaten in dem zur Zeit noch herrschenden Tumult ihren Weg verfehlt und waren, statt dem gegebenen Befehle gemäß mit ihrem Arrestanten die Brüderstraße entlang zu marschieren, in die Roßstraße geraten. — Dort wurden sie von der Volksmenge zur Freigabe ihres Gefangenen gedrängt. In der Überzeugung, daß derselbe eine besonders gefährliche Person sei, und außer stande, mit ihm belastet sich der Angriffe zu erwehren, hatten sie es vorgezogen, ihn totzuschießen anstatt freizugeben.

In der Seele betrübt trat ich den Weg zu unserer Behausung an und übermittelte meine Trauerkunde möglichst schonend der in angstvoller Erwartung harrenden Familie. Ein lautes, herzzerreißendes Weinen und Wehklagen folgte meinen Worten. Der inzwischen ebenfalls eingetroffene Bruder des Gefallenen, der später so bekannt gewordene Professor von Holtzendorff, geriet in seinem Kummer und Schmerz um den Heimgegangenen in solche Aufregung, daß er, schreckliche Verwünschungen ausstoßend, wie ein Rasender davonstürmte. Mein junges Gemüt war durch die Trauer der mir befreundeten, so

arg mitgenommenen Familie von innigem Mitleid erfüllt, und es war wohl kein Wunder, daß ihre Erbitterung gegen die Soldaten, die, wenn auch ohne Verschulden, all dies Elend hervorgerufen hatten, sich auch auf mich übertrug.

Bitteres Weh im Herzen und mit allerlei abenteuerlichen Plänen für den anbrechenden Tag beschäftigt, überraschte mich gegen sieben Uhr morgens ein Angestellter des Hotel du Nord, Unter den Linden, mit der Nachricht, mein Vater sei in Berlin eingetroffen, um mich abzuholen. Der Hotelbedienstete hatte den Auftrag, mich sofort mitzubringen. Die paar Habseligkeiten, die ein junger Gymnasiast sein eigen nennt, waren schnell gepackt; doch der Abschied von den mir in der verflossenen Schreckensnacht erst so recht lieb gewordenen Angehörigen der Augustschen Familie und von den guten Schulkameraden that mir in der Seele weh und konnte nur einigermaßen durch die bevorstehende Freude des Wiedersehens mit meinem lieben Vater gemildert werden. Zuletzt noch ein Händedruck, ein Segenswunsch, und fort ging es durch die noch die Merkmale der Verwüstung zeigenden Straßen zum Hotel du Nord. —

Mein Vater war nämlich auf die erste Kunde der Revolution in Berlin, wie viele andere Männer seiner Gesinnung, von den treuen Landbewohnern der Neumark und den anstoßenden pommerschen Kreisen mit mehreren Vertrauensmännern zusammen als Deputierter nach Berlin entsandt worden, um sich von der Notlage zu überzeugen und, wenn erforderlich, die bereit gehaltene Hilfe zu bringen. Bei etwaiger drohender Gefahr für den König, wie für das Königtum überhaupt, bedurfte es nur

einer Depesche, und wie ein Mann wäre die ganze Landbevölkerung aufgestanden und gegen die Residenz marschiert, um den Monarchen, wenn es sein müßte, mit ihrem Herzblut zu verteidigen. —

Inzwischen hatte ich den Gasthof erreicht und fand beim Eintritt meinen Vater in seinem Zimmer mit großen Schritten hastig und erregt auf- und abgehen. Noch entbehrte ich der Beantwortung meiner Begrüßung, als er plötzlich vor mir stehen blieb und sein Auge auf die große schwarzrotgoldene Kokarde fiel, welche ich mir, wie so viele meiner Schulkameraden, einige Tage zuvor erstanden und mit nicht geringem Stolze an die Mütze befestigt hatte.

„Wie kommst du zu diesen Farben?" fragte er mich mit vor Zorn bebender Stimme. — Allen meinen Mut zusammennehmend, gab ich in begeisterten Worten meiner Gesinnung über die Schrecken der vergangenen Nacht und meiner Entrüstung über das Vorgehen des Militärs Ausdruck. — Kaum war ich soweit mit meiner Entgegnung gekommen, als eine gewaltige Ohrfeige auf meiner ohnehin von lebhafter Erregung glühenden Wange brannte und ich die im unverhehltem Grimme ausgestoßenen Worte vernahm:

„Wie kannst du, dummer Junge, dich unterstehen, auf des Königs Rock zu schimpfen, du, in dessen Adern das Soldatenblut vieler Generationen rollt!" Gleichzeitig nahm mir mein Vater die Mütze aus der bebenden Hand, entfernte die ominöse Kokarde und riß dieselbe in Stücken.

Jetzt erkannte ich mit einem Male, welche irrige Meinung ich vertreten hatte und habe niemals wieder eine Spur von

illoyaler Gesinnung im Herzen gehegt und ihr Worte verliehen. — Die Kur war eine radikale.

Trotzdem gewährte es mir eine Art Genugthuung, als eine Stunde später uns auf offener Straße ein kleines Intermezzo widerfuhr, das ich nicht unerwähnt lassen möchte.

Wir gingen die Linden herunter, als uns allmählich einige abenteuerliche Gestalten, die auf den „Aristokraten" schimpften, der keine Nationalkokarde trüge, auf Schritt und Tritt folgten. Mein Vater achtete zunächst nicht auf die versteckten Drohungen; doch ehe wir es uns versahen, wuchs die lästige Begleitung zu einer Rotte von etwa sechzig Kerlen an, die uns in drohender Haltung immer mehr umringten. Um dem Pöbel nicht zum Opfer zu fallen, oder wenigstens weiteren Insulten und Mißhandlungen aus dem Wege zu gehen, gebot die Klugheit, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Kurz entschlossen trat er mit mir in den nächsten Laden und kaufte die ihm verhaßte dreifarbige Kokarde, die er dann mit saurer Miene und einer Verwünschung auf den Lippen an seinen Hut steckte. Auch ich erhielt hierbei Ersatz für die meinige, wenn auch in erheblich bescheidenerer Dimension.

An diesem Tage, dem neunzehnten März, war meinem Vater, wie jedem andern gutgesinnten Patrioten, noch ein herber Schmerz vorbehalten. Unglücklich und entmutigt fühlte er sich, als er Zeuge wurde, wie das Militär auf höchsten Befehl die ehrenvoll erstrittenen Kampfplätze räumen und Berlin verlassen mußte. Aber der König hatte es einmal befohlen, also mußte es ausgeführt werden, obgleich manchem treuen Patrioten und Soldaten schier das Herz dabei brach.

Welch einen Anblick gewährte es, als nun die Bürgerwehr und die Studenten in den extravaganteſten Koſtümen die Wachen bezogen. Man ſah da Männer mit lang herabwallendem Haar, vielfach entblößter Bruſt, die Hemdkragen weit zurückgeſchlagen, mit übergroßen ſchwarzrotgoldenen Schärpen und mit langen Schlägern umgürtet, die neben den Sporen auf dem Pflaſter einherklirrten. An jeder Ecke, an jedem hervorragenden Hauſe waren Sammelbecken für die Hinterbliebenen der gefallenen und verwundeten Volksverteidiger aufgeſtellt. Die meiſten von dieſen wurden von Muſenſöhnen mit blanker Klinge bewacht. Auch an der Eingangsthür zum Hotel du Nord hielt ein junger, rothaariger Student von wahrhaft räuberhaftem Ausſehen die Wache.

An der ſtarkbeſetzten Table d'hôte des Hotels ging es ſehr lebhaft zu. Den Mittelpunkt der Aufmerkſamkeit bildete dort der bekannte Polenführer Miroslawsky, der, umgeben von einem ganzen Stabe von Genoſſen, unweit von unſerem Platze ſaß. Er war damals ein Mann von einigen dreißig Jahren, von mittelgroßer, unterſetzter Figur. Auf den breiten Schultern ſaß kurzhalſig der unverhältnismäßig groß erſcheinende Kopf mit dem verſchwommenen, ausdrucksloſen Geſicht, den waſſerblauen, nichtsſagenden Augen und dem langen, ſtrohblonden Haupt- und Barthaar. Miroslawski machte auf mich durchaus nicht den Eindruck von Kraft und Energie. — Sehr gefeiert wurde auch der joviale und wegen eines klugen Einfalles ſo populär gewordene Wirt des Hotels, Herr Brand. Am neunzehnten März hatte er in der Stunde der Gefahr das benachbarte Palais des Thronfolgers, nachmaligen Kaiſers Wilhelm I., als National-Eigentum erklärt und mit Kreide groß als ſolches angezeichnet. Hierdurch

wurde es vor der Plünderung und Verwüstung durch die bereits davor versammelten Insurgenten gerettet. Um die Ehre der genialen Aufschrift haben sich später noch eine ganze Menge Leute gestritten, aber damals, als es eben ausgeführt war, gab es nur eine Stimme, daß Brand der Urheber des glücklichen Gedankens sei.

Der ganze Tag verlief in erneuten Aufregungen und Unruhen. Es war überall völlige Anarchie eingetreten; das Volk war eben Herr der Situation. —

Der zwanzigste März brachte dem „Volke" die Rauchfreiheit, die mit großem Jubel begrüßt wurde. Heute berührt es wohl merkwürdig, daß es eine Zeit gegeben hat, in der durch Polizeivorschrift das Rauchen in den Straßen Berlins und im Tiergarten verboten war. Damals machte man von der Aufhebung des Verbots ausgiebigsten Gebrauch.

Eine Überraschung folgte der andern. Eine allgemeine Amnestie mußte der gute, nachgiebige König, der um jeden Preis Blutvergießen vermeiden wollte, erlassen; auch wurde er genötigt, den wegen Hochverrats inhaftierten Polen die Freiheit wiederzugeben.

Einen gewaltigen Schreck bereiteten am späten Abend zwei harmlose, etwas furchtsame Postillone der Berliner Bevölkerung. Als sie zur Nachtzeit von ihrer dienstlichen Fahrt nach Berlin zurückkehrten, hörten dieselben in der Nähe der Stadtthore langgedehnte Trompetensignale, die von der in den umliegenden Dörfern kantonnierenden Kavallerie herrührten. Die erregte Phantasie der Postillone erkannte aber in den Signalen das Anrücken des Prinzen Wilhelm von Preußen mit einem Armeekorps und einem

russischen Hilfsheer, das der Zar Nikolaus I. von Rußland dem bedrängten preußischen Könige, seinem Schwager, gesandt haben sollte. Die von denselben überbrachten Nachrichten verbreiteten sich wie ein Lauffeuer durch die Straßen der Hauptstadt, und alsbald ertönte überall der Ruf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Russen kommen, sie sind schon am Schönhauser Thor! Der Prinz von Preußen kommt, er ist schon am Halleschen Thor!“ Die Herren Barrikadenverteidiger schlüpften schleunigst in die Kleider und bauten von neuem die ganze Nacht hindurch ihre Wagenburgen quer über die Straßen. Die Bürgerwehr sammelte sich hinter den Schutzwehren und erwartete mit bangen Gefühlen die gefürchteten ungebetenen Gäste; die aber ließen sich nicht blicken.

Am einundzwanzigsten März verließ mein Vater sehr verstimmt, den Frühzug der Stettiner Bahn benutzend, mit mir Berlin, nachdem er in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes in der Hauptstadt die schmerzliche Überzeugung gewonnen hatte, daß — bei der milden Stimmung und Nachgiebigkeit Friedrich Wilhelms IV. — die getreuen ländlichen Scharen nichts würden ausrichten können.

Kaum hatte sich unser Train in Bewegung gesetzt, als mein Vater das gezwungen angelegte dreifarbige Freiheitszeichen vom Hute riß und es weithin aus dem Wagenfenster warf. Ich that willig ein Gleiches, bekehrt nicht allein durch die väterliche Strenge, sondern aus dem eigenen jugendlichen Herzen heraus, angewidert durch den ekelhaften Anblick der entfesselten, brutalen Gewaltthätigkeit des Pöbels und des wüsten, gesetzlosen Treibens, dessen Zeuge ich innerhalb der letzten vier Tage hatte sein müssen.

Drittes Kapitel.

Wieder in Gieſenbrügge. — Abreiſe nach Halle. — Auf der Latina des Halleſchen Waiſenhauſes. — Exkurſionen. Wiederverheiratung meines Vaters. — In den Ferien. — Einſegnung bei Paſtor Ahlfeld. — Differenzen mit Herrn Hoffmann und Trennung. — Auf dem königlichen Pädagogium. — Wiederſehen mit Schweſter Antonie Hildebrand. — Abſchied von Halle.

Es war der Wille meines Vaters, mich ſobald als möglich wieder auf Schule zu bringen. Die unruhigen Zeiten ſollten ſich aber nicht ſo ſchnell legen, wie jeder gute Patriot nach den ſtürmiſchen Märztagen eigentlich angenommen hatte, deshalb genoß ich auch länger die goldene Freiheit in der ſchönen Heimat. Die Rebellen Hecker und Struve verſuchten am zwölften April 1848 im badiſchen Oberlande eine republikaniſche Schilderhebung. Es kam am zwanzigſten April bei Kandern zum Gefecht, die Heckerſchen Freiſcharen wurden zwar geſchlagen, aber General von Gagern empfing gleich beim Beginn des Gefechtes die Todeswunde; dann wurden die Freiſcharen aus Freiburg verjagt und ſieben Tage ſpäter bei Doſſenbach zerſprengt. — Gleichzeitig wütete in der Provinz Poſen ein heißer Kampf, der die Lostrennung der polniſchen Landesteile von Preußen herbeiführen ſollte. — Inzwiſchen hatte auch ein Kampf in Schleswig-Holſtein ſeinen Anfang genommen. Die däniſchen Truppen waren in Schleswig eingerückt und nach Holſtein vorgedrungen. Preußen entſendete dahin ſchnell ein Armeekorps unter General

Wrangel, das am dreiundzwanzigsten April das Danewerk erstürmte, Schleswig einnahm und die Dänen bis an die Grenzen Jütlands zurückdrängte.

Ganz Deutschland war im Mai 1848 in einer zerrütteten Lage. Überall in den deutschen Großstaaten gärte es, während in den kleineren Staaten Mittel- und Süddeutschlands sich republikanische Elemente breitmachten.

In Berlin verfügten rührige Agitatoren über die Volksmassen, die Regierung fühlte sich dem Demagogentum gegenüber infolge unzulänglicher Mittel völlig machtlos; Straßentumulte waren noch immer — bis in den Juni hinein — an der Tagesordnung.

Aber auch wir in der Neumark sollten die Rebellen und mit ihnen die unruhigen Zeiten, wenn auch nur kurz vorübergehend, kennen lernen. Die Leute auf dem Lande blieben wohl treue Patrioten, jedoch in dem nahen Städtchen fanden unruhige Geister und Hitzköpfe so manchen Gleichgesinnten, der zur Umsturzpartei gehörte. So konnte es nicht fehlen, daß arbeitslose und arbeitsscheue Kreaturen sich zusammenthaten und, von Ort zu Ort ziehend, der hergebrachten Ordnung Trotz bieten wollten. Diese Horden beunruhigten mit Vorliebe die königstreuen Dörfer und versuchten, wo sie hinkamen, Erpressungen und Plünderungen. Eines Tages erhielten wir in Giesenbrügge ebenfalls einen solchen Besuch. Mein Vater war gerade ausgefahren. Plötzlich erschien zur Mittagszeit eine Bande von etwa vierzig Kerlen in geschlossenem Trupp lärmend und tobend unter dem Vorwande, daß sie Arbeit suchen wollten, auf dem Gutshofe. Ich, der die rohen Gesellen ankommen sah,

verschloß schnell die Thür zum Herrenhaus und stellte mit Hilfe unseres Dieners die in damaliger Zeit stets geladenen Gewehre meines Vaters für etwaigen Gebrauch bereit.

Glücklicherweise waren unsere eigenen Leute alle schnell zur Stelle. Ich sah zu meiner Beruhigung und vollen Genugthuung, wie sie mit Forken, Mistgabeln und ähnlichen, in aller Eile aufgerafften Verteidigungswaffen sich für einen etwaigen Kampf bereit machten. Auch von der Straße her hörte ich eine starke Abteilung Dorfbewohner laut sprechend angerückt kommen. Am meisten erfreute es mich, als mein Vater, den man glücklicherweise unterwegs von dem Anzuge dieser fragwürdigen Gestalten Mitteilung gemacht hatte, schon im Galopp angefahren kam, unmittelbar hinterher auch noch zwei Gensdarmen, die mit verhängten Zügeln auf den Hof sprengten.

Den Eindringlingen wurde es, wie sie die unerwartete Verstärkung bemerkten, unheimlich zu Mute. Mein Vater stieg schnell aus dem Wagen und schritt sofort auf sie zu, während unsere zahlreichen Leute sie in weitem Kreise umringten, des Befehles zum Einhauen harrend. Auf seine Frage, was sie wollten, meinten sie kleinlaut, sie hätten gar kein Begehr und bäten nur um Gnade. Zum großen Ärger unserer streitbaren Mannschaft, und nicht minder dem meinen, wurde ihnen freier Abzug gewährt mit der dringenden Mahnung, sich nicht wieder hier sehen zu lassen; sie würden das nächste Mal sicher blutige Köpfe davontragen.

Wenige Tage darauf kam das Gerücht nach Giesenbrügge, die Polen seien in die Mark eingefallen und wären nur noch wenige Meilen vom Dorfe entfernt. Sie durchzögen sengend,

brennend und mordend das Land; selbst Frauen und Kinder würden von ihnen nicht verschont. Mein Vater hatte inzwischen die waffenfähige Mannschaft des Gutes und Dorfes so gut als möglich organisiert und durchweg mit langen Piken bewaffnet. Mit schwerem Herzen sah ich ihn eines Tages mit seinem „Adjutanten" zu Pferde an der Spitze dieser Truppe von dannen ziehen den vermeintlichen Polen entgegen, während ich zu meinem größten Kummer zu Hause bleiben mußte. Glücklicherweise kehrten sie alle wohlbehalten, wenn auch durch einen Marsch von einigen Meilen sehr ermüdet, zurück. Sie hatten keinen einzigen Polen zu Gesicht bekommen, die ausgerückten Verteidiger der vielen anderen alarmierten Ortschaften auch nicht. Es war eben nichts wie ein leeres Gerücht, das eine gewaltige Aufregung vom Wartheſtrand bis tief nach Pommern hinein verursacht und so viele Tausende von bewaffneten Männern auf die Beine gebracht hatte. Noch heute ist es unaufgeklärt, wem und welcher Veranlassung dieses große Stanpedo seine Entstehung verdankte. — —

So verging in unserem Hause unter fortwährenden Aufregungen Woche auf Woche, bis endlich mein Vater, sehr beeinflußt durch unseren Hauslehrer Hoffmann, der sich seines vollen Vertrauens erfreute, meinem Bruder und mir eröffnete, daß das für uns so süße Nichtsthun aufhören müsse und wir nun nach Halle a. d. S. auf die Schule kommen sollten; und zwar auf die Latina der dortigen Franckeschen Stiftungen. Herr Hoffmann würde uns als Hofmeister begleiten, eine Wohnung dort nehmen und uns neben dem Unterricht zu Hause beim Arbeiten beaufsichtigen. Der Intimus meines Bruders, Julius Beier, sollte

uns zur Gesellschaft die Schule in Halle mitbesuchen! Das war für uns Jungen eine unerfreuliche Eröffnung, Giesenbrügge mit Halle vertauschen zu sollen. Wir fühlten uns so glücklich in der trauten Heimat; aber es half alles nichts, wir mußten uns losreißen, mußten fort in die Fremde. —

Damals existierte die preußische Ostbahn noch nicht. Man mußte deshalb der Postverbindung wegen auf die Station Angermünde der Stettin-Berliner Bahn zusteuern. Die Post ging aus Soldin des Abends ab, hatte bis Königsberg unchaussierten, in Winterszeit über alle Maßen schlechten Landweg, so daß man für die etwa zehn Meilen Entfernung ebensoviel Stunden gebrauchte, d. h. wenn alles gut ging und man nicht verschiedentlich umgeworfen wurde. Schon im Sommer war es eine höchst unbequeme und anstrengende Reise, im Winter aber eine wahre Tortur.

Eines schönen Abends im Juli selbigen Jahres, nachdem alle Vorbereitungen getroffen, alle Koffer gepackt waren, wurden wir durch unseren Kutscher nach Soldin gebracht. Der Abschied vom Vater und Elternhaus war kurz, aber schwer. Noch ein Händedruck, und fort ging es der dunklen Zukunft entgegen. In Soldin wurde unser Gepäck auf der Post umgeladen und bald darauf rumpelten wir in der alten Postchaise auf der Landstraße durch die stille warme Sommernacht dahin. In Angermünde staunten meine jungen Gefährten die ihnen bis dahin noch unbekannt gewesene Eisenbahn mit großem Interesse an, und mit einem gewissen feierlichen Gefühl bestiegen wir den Zug. Dann ging es ohne nennenswerten Aufenthalt über Berlin weiter nach Halle, wo wir am folgenden Tag spät abends anlangten und gleich die durch unseren Hof-

meister bereits brieflich gemietete Wohnung bezogen. Dieselbe lag an einem kleinen Platze, den kaum ein Dutzend Gebäude umgrenzte, dem sogenannten „Kleinen Berlin“. Der Besitzer unseres ziemlich freundlichen Häuschens war ein Schlossermeister, Namens Boettcher, dessen Werkstatt und Wohnräume in den unteren Räumen lagen, während wir in der sogenannten ersten Etage einige Zimmer inne hatten.

Die am folgenden Vormittag vorgenommene Prüfung ergab für mich ein trauriges, mich einigermaßen beschämendes Resultat. Ich hatte in Berlin bereits in der Ober-Quarta gesessen, hier mußte ich nach der Quinta zurücksteigen. Tags darauf sollte die Schule anfangen. Es war mir von Beginn des Unterrichts an in der Klasse ziemlich unbehaglich zu Mute. Die Schüler aus der Stadt gehörten meist den ärmeren Ständen an, während die übrigen Zöglinge Waisenknaben aus der Anstalt waren — bei weitem die wohlerzogensten unter der ganzen Gesellschaft. Von allen Mitschülern wurde ich von Hause aus mit einem gewissen Mißtrauen angesehen. Dies legte sich jedoch sehr bald, da ich selbst die Stärksten in der Klasse an Körperkräften sehr überragte; so wußte ich mir durch das Faustrecht eine dominierende Stellung zu gewinnen. Mit den meisten wurde ich sehr bald Freund; sie fanden eben, daß ich ein guter Kamerad sei, mit dem man ganz leicht auskommen könne. Mein Vater hatte gerade diese Anstalt gewählt, um dem Hochmut seiner Söhne keine Nahrung zu geben. Wenn wir jedoch besondere Anlage zur Überhebung gehabt hätten, so wäre die bevorzugte Stellung, welche wir unter unseren Mitschülern bald einnahmen, sehr dazu angethan gewesen, dieselbe zu fördern.

Die Franckeschen Stiftungen bilden eine lange Doppelreihe von Gebäuden, die, nach der Front zu mit der Latina, im Rücken mit der Statue des Begründers und dem dahinter gelegenen Pädagogium abschließend, einen langgestreckten schmalen Hof begrenzen, dessen Mitte ein breites Trottoir ziert. Dieses Trottoir wurde in den Zwischenstunden sowohl von den Schülern der Latina wie von denen der gleichfalls dort befindlichen Realschule als Promenade benutzt. Mit den Realschülern lebten wir in dauerndem Unfrieden. Jede der Schulen beanspruchte das Trottoir als bevorzugte Wandelbahn für sich. So gab dieses Streitobjekt häufig Veranlassung zu Rempeleien und Zwistigkeiten, die mitunter in so ausgedehnte Kämpfe ausarteten, daß die Pausen weit überschritten wurden und es erst des Dazwischentretens der Lehrer bedurfte, um den Frieden wieder herzustellen.

Wenige Tage nach unserem Eintritt in die Schule wurde mir kund gegeben, daß am nächsten Sonnabend-Nachmittag auf dem großen Turn- und Spielplatze die Ceremonie des „Grasfressens" an mir vollzogen werden würde. Es war dies ein alter, sehr geschmackloser Gebrauch, dem Neueintretende sich zu fügen hatten. Man mußte vor den Augen der herumstehenden Kameraden eine gehörige Portion grünes Gras verzehren. Wer sich nicht freiwillig dazu herbeiließ, dem wurde dieses mehr für Esel wie für Menschen geeignete Nahrungsmittel mit Gewalt in den Mund gestopft. Der Unfug war natürlich streng verboten, aber vielleicht gerade deswegen wurde um so konsequenter an ihm festgehalten.

Schon die Verkündung des Vorstehenden erboste mich sehr. Ich sollte eine so entwürdigende Prozedur durchmachen, sollte

mich dazu zwingen lassen! Das war mir unerträglich. Es stand bei mir fest, nie und nimmer würde ich mich fügen. Heute muß ich selbst über die ganze Affaire lächeln, damals aber war es mir bitterer Ernst. Die Stunde der Entscheidung rückte heran. Ich war der Erste auf dem Platze und empfing die herankommenden Schulgefährten mit erregten Blicken. Mit hochgeröteten Wangen, bebenden Lippen und fliegendem Atem, die Arme übereinander geschlagen, stand ich da, fest entschlossen, den ersten, der es wagen würde, mich anzufassen, zu Boden zu schlagen. Man bildete einen weiten Kreis um mich, aber keiner wollte so recht an mich heran. Endlich trat der Stärkste, ein großer, ungeschlachter Lümmel, einen Schritt auf mich zu und frug mich so recht dumm mit unsicherer Stimme: „Willst du jetzt?“ Ich trat einen Schritt zurück und erwiderte: „Nein!“ „Niemals!“ — Doch das war das Zeichen für die ganze Gesellschaft. Ehe ich mich's versah, stürmten einige Dutzend Jungen auf mich ein. Ich teilte gewissenhaft nach allen Seiten meine wuchtigen, wohlberechneten Faustschläge aus, aber — viele Hunde sind des Hasen Tod — schließlich brachte man mich zu Fall. Nun bildete sich ein wahres Knäuel von unter mir und über mir liegenden Knaben, alle bemüht, mich festzuhalten und das bereit gehaltene grüne Material mir in den Mund zu stopfen. Man zerrte an meinen Lippen, man riß sie blutig, ich biß die Zähne aufeinander. Mochte es kommen wie es wollte, Gras sollte nicht in meinen Mund kommen. Eben überlegte ich, ob ich mir den Bengel, der mir mit besonderer Hartnäckigkeit das in seinen unappetitlichen Fäusten schon ganz zerquetschte Grün durchaus in die Backen schieben wollte, nicht einfach durch einen

kräftigen Biß in die Schmutzfinger abschütteln sollte, als plötzlich hinter uns der Ruf erschallte: „Wollt ihr wohl aufhören mit eurer Quälerei, oder soll ich euch sofort allesamt in den Karzer stecken lassen!“ —

Es war der Direktor unserer Anstalt, der bekannte Philologe Eckstein, der, zufällig vorübergehend, Zeuge dieser Balgerei geworden war. Wie Spreu im Winde zerstob schnell die ganze Gesellschaft. Herr Direktor Eckstein richtete mich auf, lobte mich sehr wegen meines tapferen Verhaltens und meinte, ich hätte mich famos gewehrt und Kräfte entwickelt, die er mir gar nicht zugetraut habe. Nun aber sollte ich ruhig nach Hause gehen und mich ordentlich abwaschen, ich sähe jetzt allerdings aus wie ein richtiger Grasteufel.

Mein Bruder sowohl wie unser Genosse Julius Beier hatten weniger Glück; sie mußten richtig ihre schwer verdauliche Portion verzehren. Dafür waren sie aber auch weniger arg zugerichtet worden wie ich.

In den Freistunden, die uns nach dem Unterricht und den überwachten Arbeitsstunden blieben, machten wir unter Hoffmanns Begleitung Spaziergänge nach außerhalb, die sich mitunter bis nach dem reizenden Örtchen Giebichenstein mit der alten Ruine, — von deren Höhe Ludwig der Springer der Sage nach den gewaltigen Sprung in die den Fuß der Felsen bespülende Saale gemacht haben soll — und bis zu dem hübsch gelegenen Bad Wittekind ausdehnten. Die Felspartieen in der Nähe des Giebichenstein waren für uns von besonderem Interesse. Das Vergnügen wurde gekrönt, wenn wir bei der dicken Wirtin in dem nahe gelegenen Dorfe Trotha einen der herrlichen Eierkuchen

speisen durften, die dieser Frau eine lokale Berühmtheit eingetragen hatten. — —

Unser Präceptor war mit der Familie eines Fleischermeisters Schliack bekannt, dessen Sohn er früher einmal eine Zeit lang unterrichtet hatte. Dieser war inzwischen ein flotter Korps-Student bei der Verbindung Thuringia geworden und imponierte uns mit seinem Cerevis-Käppchen und dem grünweißroten Bande nicht wenig. Später beehrte mich einmal dieser Musensohn mit einer Einladung zu einem Kommers, der ich hocherfreut folgte. Auf diesem Kommers mußte ich aber so viel Bier trinken, daß ich den intensivsten Katzenjammer meines Lebens davontrug.

Herr Hoffmann war ein großer Liebhaber von Wurstsuppe, die es jeden Sonnabend beim Schlächtermeister Schliack gab. Wir erhielten dazu auch häufig Einladungen; ich für meinen Teil konnte aber der Wurstsuppe keinen großen Geschmack abgewinnen. Auch den Nachmittagskaffee nahmen wir mitunter bei den uns freundlich gesonnenen Leuten ein. Gewöhnlich stand mitten auf dem Tische eine kleine altertümliche Dose von Messing, welche mit kleinen Zuckerstückchen, in der Provinz Sachsen „Pritzel" genannt, gefüllt war. Zu jeder Tasse des ziemlich dünnen Getränkes durften wir ein solches Pritzelchen nehmen, aber erst dann, wenn die alte Großmutter damit den Anfang gemacht hatte. In den Mund gesteckt und mit Beihilfe der hellbraunen Flüssigkeit nach und nach aufgelutscht, bildete diese süße Zugabe einen Hochgenuß für uns alle, von der alten Großmutter an bis zu Julius Beier herunter.

Dem Willen meines Vaters gemäß wurden wir sehr einfach gehalten. So erhielten wir pro Woche als Taschengeld

nur fünf Silbergroschen. Daß wir uns hierfür keine großen Extragenüsse leisten konnten, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Daß wir aber mit Herrn Hoffmann regelmäßig in die monatlich mehrere Male stattfindenden Missionsstunden zu gehen hatten und dann zu den Sammlungen für die „Ungläubigen in China" und für die „armen verlassenen chinesischen Waisenkinder" einen erheblichen Prozentsatz unseres Wochengeldes als Scherflein beitragen mußten, das schmerzte uns sehr.

Hierdurch wurde mir damals ein Groll gegen die chinesische Bekehrung ins Herz gepflanzt, an den ich viele Jahre später, als Offizier, noch einmal durch einen Marineoffizier lebhaft erinnert wurde. —

An den Sonntagen gingen wir regelmäßig in die Kirche. Unter anderen hörte ich da die Predigten des berühmten Kanzel-Redners Tholuck und später die des mir viel sympathischeren Pastors Ahlfeld, für den ich bald eine aufrichtige Verehrung hegte.

Größere Ausflüge, die sich öfters von Sonnabend-Nachmittag bis Sonntag-Abend ausdehnten, erfreuten ganz besonders mein für die Schönheiten der Natur sehr empfängliches Herz. Es ging dann meist nach dem etwa drei Meilen von Halle entfernten Städtchen Querfurt, wo die Mutter unseres Hofmeisters in bescheidenen Verhältnissen lebte. Herr Hoffmann war dort mit der Familie des Rentmeisters Leps befreundet, die auf dem das Städtchen überragenden Schloßberge wohnte. Da der jüngste Sohn desselben ein Schulkamerad von uns war, so hielten wir uns meistens während unserer Anwesenheit in Querfurt bei ihm auf. Ein Hauptvergnügen hatten wir daran, in der dortigen alten

Ruine herumzuklettern. Besonders schenkten wir unsere Aufmerksamkeit einem alten, sehr wohl erhaltenen Turm, der „Dicke Heinrich“ genannt, mit über sieben Fuß starken Mauern, in dem unzählige Dohlen ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Der Rentmeister stellte uns dann immer eine lange einläufige Vogelflinte zur Verfügung. — Mit dieser machten wir zu unserem größten Vergnügen Jagd auf die sonst unerreichbaren, dunkelgefiederten Turmbewohner. Der Erfolg der Jagd stand allerdings in einer für die Dohlen erfreulichen Weise hinter unserem Jagdeifer weit zurück. Denn sobald ein Schuß gefallen war, der in dem alten Gemäuer knallte, als wenn eine Kanone abgefeuert worden wäre, erhoben sich die beunruhigten Vögel und umkreisten unter fürchterlichem Gekrächze wie eine schwarze Wolke den Turm in solcher Höhe, daß sie für unser Gewehr lange Zeit unerreichbar blieben.

Während der kleinen Ferien, die den langen Weg nach der Neumark nicht zuließen, machten wir weit in das schöne Saalethal hinein längere Fußtouren. So nach Naumburg, Schulpforta, Kösen und der nahen Rudelsburg, wo der alte Burgwart Samiel in ausgepichten Holzseideln sehr gutes Bier kredenzte und wo uns die lustigen Inschriften im Fremdenbuch viel Pläsier bereiteten; namentlich die eine, die mir noch erinnerlich ist; sie lautete:

Wenn dieser Berg von Butter wär',
Und jenes Thal voll Grütze,
Und es käm' ein warmer Sonnenschein,
Die Butter lief in das Thal hinein —
Herr Gott! müßt das eine Grütze sein!

Auch bis nach dem Kyffhäuser, von dessen Gipfel man eine herrliche Rundschau hat, dehnten wir unsere Wanderungen aus. Auf diesem Gebirgszuge lag eine große Menge versteinertes Holz umher, was uns natürlich sehr interessierte. Wir schleppten solche Unmassen davon mit fort, daß uns beinahe die Taschen platzten. Aber nach jeder Viertelmeile Marschierens flog ein Stück nach dem anderen aus der Tasche, da uns auf dem beschwerlichen langen Wege die Last zu groß wurde, so daß bald wenig genug davon für die Sammlung übrig blieb.

Im darauffolgenden Winter nahmen wir bei einem Tanzlehrer, Namens Tieck, Tanzunterricht. Dieser war zu meiner Freude ein passionierter Ornithologe und Eiersammler. Ich tauschte mit ihm meine Erfahrungen auf diesem Gebiet aus, und wir ergänzten in manchen Exemplaren gegenseitig unsere Eier-Sammlungen.

Dem Unterricht in der Schule folgte ich mit größtem Interesse; ich kam gut vorwärts und machte durch regelmäßige Versetzungen den anfangs gemachten Rückschritt bald wieder gut und meinem Vater große Freude.

Im Laufe des zweiten Jahres unseres Aufenthaltes in Halle teilte eines Tages Herr Hoffmann meinem Bruder und mir im Auftrage unseres Vaters mit, daß letzterer sich demnächst mit Madame Hintsche vermählen werde. Die treue Pflege, welche diese Dame unserem kaum zwei Jahre alt gewordenen kränklichen Schwesterchen Martha zu teil hatte werden lassen, die gute Erziehung, die sie den beiden Schwestern gegeben, sowie ihre sonstigen häuslichen Tugenden hatten meinen Vater zu diesem Beschlusse bestimmt. Diese Verbindung, die derselbe dadurch einging, erfüllte unsere Herzen mit bitterem Schmerze.

Wir konnten uns gar nicht in den Gedanken finden, daß eine Fremde an Stelle unserer einziggeliebten Mutter treten sollte. Der Vater mochte unsere Gesinnung wohl kennen und ließ uns daher zur Hochzeit auch nicht nach Hause kommen. Einige Tage nach der Vermählung schickte uns unsere nunmehrige Stiefmutter allerlei Kuchen und Leckerbissen vom Hochzeitsfeste, die wir jedoch trotz unserer Naschhaftigkeit nicht anrühren mochten. Ich namentlich konnte mich gar nicht in die neugeschaffenen Familienverhältnisse finden; und wenn wir zu den Ferien nach Hause kamen, so machte ich der Stiefmutter Opposition, wo ich konnte, und in dem blinden Glauben, unserer seligen Mutter zu gefallen, stachelte ich meine jüngeren Geschwister, die mir nur zu williges Ohr liehen und meine Gefühle teilten, gegen die Stiefmutter, die es so gut mit uns meinte, auf. Meine Feindseligkeit gegen sie trug ich offen zur Schau und bekam dadurch mit meinem Vater häufig unangenehme Auftritte.

Durch einen günstigen Zwischenfall sollte dieses unschöne Verhältnis eine unerwartete Wendung zum Besseren nehmen.

Als wir zur Herbstzeit, gelegentlich der Michaelis-Ferien, in der Heimat waren, traf es sich, daß die sowohl meinem Vater wie meiner Stiefmutter engbefreundete Familie des Grafen A. einige Zeit zum Besuch in Giesenbrügge weilte. Mit der jüngeren Tochter dieser Familie verband mich schon längst eine ritterliche Freundschaft und innige Zuneigung. Dem liebenswürdigen jungen Mädchen machte mein Haß gegen unsere Stiefmutter, welche sie selbst hoch verehrte, viel Kummer. Sie ergriff jede passende Gelegenheit, um mir das Unrecht der Abneigung gegen die Gattin meines Vaters, sowie der nachteiligen Beein-

flussung auf meine Geschwister klar zu machen und mich davon abzubringen. Wenn diese Bemühungen auch nicht ohne Einfluß auf mich blieben, so vermochte ich meiner verbitterten Empfindungen doch so schnell nicht Herr zu werden. Eines Morgens, als sich wieder eine unangenehme Scene zwischen mir und meiner Stiefmutter abgespielt hatte, traf ich bald darauf die junge Gräfin im Garten auf einer Bank sitzend und bitterlich über mich und meine Halsstarrigkeit weinend.

Hierdurch aufs tiefste gerührt, trat ich, einem generösen Impulse meines Herzens Folge gebend, an meine junge Freundin heran und sagte, ihre Hand ergreifend: „Vergießen Sie keine Thränen mehr, ich sehe ein, daß Sie recht haben. Ich gelobe es hierdurch mit meinem Worte, daß es von dieser Stunde an anders werden soll, und daß ich fortan meine Stiefmutter achten und ehren will, als wenn sie meine rechte Mutter wäre.“ —

Dies Gelöbnis habe ich treu gehalten alle die vielen Jahre hindurch. Ich bin meiner Stiefmutter ein guter Sohn gewesen, mit der Zeit aus vollstem Grunde meines Herzens heraus; und als mein Vater starb, da wurde ich nach ihrem Wunsche ihr erster Fürsorger und Berater. Sie lebte danach noch eine ganze Reihe von Jahren in meinem Hause, verehrt und geliebt von ihren sämtlichen Stiefkindern und deren Kindern, die ihr vollen Ersatz für ihre kinderlose Ehe boten. Als Gott sie zu sich nahm, sind ihr viele Thränen von uns allen nachgeweint worden, und ihr Andenken wird auch heute noch in unserer ganzen Familie hoch und heilig gehalten. Wenn aber meiner Jugendfreundin, die nun auch schon längst Großmutter ist, diese Zeilen gelegentlich vor Augen kommen sollten, so mag sie wissen,

wie ich sie heute noch innigen Dankes voll dafür segne, daß sie mich einst auf die rechte Bahn geleitet. — —

Endlich stand ich vor dem ersten wichtigen Abschnitt meines Lebens, der Konfirmation. Sehr nach meinem Sinne erhielt ich bei dem von mir so hoch verehrten Pastor Ahlfeld in Halle den Konfirmationsunterricht. Hierbei wurde ich mit einem Scholaren des königlichen Pädagogiums, Gebhard von Krosigk aus Hohenerxleben, bekannt und später befreundet. Wir wurden beide an demselben Tage im Frühling des Jahres 1850 konfirmiert.

Leider sollte sich das gute Verhältnis, das so lange zwischen meinem Hofmeister und mir bestanden, durch allerlei Differenzen trüben. Herr Hoffmann konnte sich nicht hineinfinden, daß ich mit der Zeit doch schon ein großer, erwachsener Mensch geworden war; er wollte mich immer noch wie einen kleinen Jungen maßregeln. Häufig kam dies in Gegenwart seiner Freunde vor, was mich natürlich nur noch mehr erbitterte. Unter diesen war ein Herr Weilepp, der noch als wohlbestallter Dorfschulmeister auf den Gedanken gekommen war, umzusatteln; er machte als sogenannter „Wilder" das Abiturientenexamen und studierte als sehr bemooftes Haupt in Halle Theologie. Weilepp war ein regelmäßiger Gast in unserem Schülerhaushalt und mit ihm mehrere andere Studenten. Wenn nun aus der Heimat Kisten mit Wurst und anderen Genüssen eintrafen, so wurden diese Gentlemen durch Herrn Hoffmann mit den besten Bissen bewirtet und wir hatten zu unserem größten Ärger das Zusehen.

So war es auch eines Abends. Die Herren hatten sich wieder einmal gründlich satt gegessen, ihre langen Tabakspfeifen angesteckt und qualmten nach Herzenslust, während wir in das

anstoßende Schlafzimmer zu Bett geschickt waren. Die Thür mußte offen bleiben, damit wir keine aufrührerischen Reden führen konnten. Nun drang aber so gewaltiger Tabaksqualm in die Schlafstube ein, daß mein erkälteter Bruder fortwährend husten mußte. Ich stand deshalb leise auf und schloß möglichst geräuschlos die Thür. Dies schien unsern Herrn Hoffmann sehr zu ärgern. Er kam in heftigstem Zorn in das Schlafzimmer gestürzt und fragte, wer sich unterstanden habe, gegen seinen Befehl die Thür zu schließen. Als ich mich im Bette aufrichtend zu der „Schandthat" freimütig bekannte, sprang er auf mich los und gab mir einen so heftigen Stoß vor die Brust, daß ich im ersten Moment zurücktaumelte. Im zweiten Augenblick aber war ich auch schon aus dem Bette heraus, ergriff in wilder Wut mit meinen nervigen Armen den Hofmeister und schleuderte ihn mit solcher Gewalt in das andere Zimmer zurück, daß er mitten zwischen seine ganz erschrockenen Genossen taumelte. Das half. Die Thür blieb zu, und ich hatte die Genugthuung, daß die guten Freunde sich sofort schleunigst von dannen machten.

Als mein Vater hiervon Kunde erhielt, war er sehr aufgebracht und bestimmte, daß ich zur Strafe einen Teil der bevorstehenden Ferien in Halle verbleiben sollte; die Versuche des Herrn Hoffmann, für diesen Zeitraum das Schulkarzer für mich zu requirieren, blieben gottlob erfolglos. Trotzdem kam mein Vater zu der Auffassung, daß wohl auch Herr Hoffmann sich übereilt habe, und daß das bisherige Verhältnis zwischen ihm und mir unmöglich sei. Die Beziehung mit dem Hofmeister wurde deshalb gelöst, und ich kam als Hausscholar auf das königliche

Pädagogium. Mein Bruder fand Aufnahme in dem Kadettenkorps zu Berlin, während Julius Beier vorläufig bei Herrn Hoffmann blieb und die bisherige Schule noch eine Zeit lang weiter besuchte. —

Das alte, gute „Pädgen", wie es allgemein genannt wurde, war eine vortreffliche Anstalt, und die Jahre, die ich dort verbrachte, gehören zu den glücklichsten meiner Schülerzeit. Der alte vierstöckige Kasten, den wir mit unseren Lehrern gemeinsam bewohnten, war jeder architektonischen Schönheit bar, dafür aber machte er innerlich einen sehr gemütlichen Eindruck. Der Platz, den er mit seinen Flügeln umschloß, war mit seinen hohen, schattigen Linden in den Zwischenstunden für uns ein angenehmer Aufenthalt; der große, uns zur Verfügung stehende, anstoßende Garten für die Freistunden ein herrlicher Tummelplatz. Es giebt keinen ehemaligen Schüler, der nicht noch mit Freuden zurückdenkt an die lauschigen Plätze, die uns im Sommer der Schulgarten bot, oder an den famosen, nebenan belegenen Eisberg im Winter, von dessen Höhe wir auf unseren kleinen Schlitten mit rasender Eile Hunderte von Schritten weit herunter sausten, nachdem wir durch eifriges Begießen mit Wasser die spiegelglatte Fahrbahn hergestellt hatten!

Wir wohnten zu drei, höchstens vier Pensionären auf einer Stube, in welcher der einer höheren Klasse angehörende „Senior" das Kommando führte. Auf jedem Flur waren vier solcher Zimmer, und je zwei Gänge gehörten zur Inspektion eines ebenfalls dort wohnenden Lehrers. Das Ganze stand unter dem Direktor Niemeyer, dem „alten Busch", wie wir ihn nannten. Er gehörte einer Familie an, die, von dem Begründer der An-

stalt abstammend, traditionell diesem Amte schon seit einer Reihe von Generationen vorstand.

Die Bedienung, welche sich namentlich auf die Versorgung mit Frühstück erstreckte, war zwei Dienern übertragen: dem großen, breitschultrigen und gutmütigen Kiemiger und dem schlanken, brünetten, sehr geschickt für seinen Vorteil bedachten und sehr schmutzigen Heuruth. Die Portierstelle versah der gutmütige, alte Heinrich, der seines Zeichens eigentlich ein Schneider war und sich die meiste Zeit damit beschäftigte, unsere nur zu oft desolaten Sachen in seiner Portierloge zu flicken. Die Senioren führten auf ihren Stuben ein strenges Regiment. Wer von den „Junioren" nicht Ordre parierte, wurde seines Lebens nicht froh; er wurde tüchtig zurechtgestutzt. Renitenz war kaum denkbar und kam überhaupt fast nie vor. Die Haupterziehung auf dieser trefflichen Anstalt übten die Scholaren durch sich selbst und untereinander aus. Es war ein durchaus vornehmer Ton im besten Sinne, der dort herrschte. Wer sich etwas „einbildete", der wurde gründlich geduckt, ganz gleich, ob es ein Graf oder ein Prinz war; wer mit seinen Tendenzen zu sehr nach unten hin inklinierte, wurde gehoben, ein Rangunterschied existierte nicht. Es war ganz gleichgültig, ob jemand adliger oder bürgerlicher Herkunft war, die höchste Ehre lag darin, ein tüchtiges Mitglied der ganzen Genossenschaft zu sein. Von vielen meiner Kollegen waren schon die Väter und Großväter Schüler des „Pädgen" gewesen, und die Neuangekommenen erbten die Spitznamen von den Vorangegangenen. So erbte ich den unschönen Namen „Bläke" von einem Namensvetter, der schon jahrelang vor mir die Anstalt verlassen hatte. Diese

Bezeichnungen wurden konstant gebraucht, man war unter denselben allgemein bekannt; und mancher Fremde, der gelegentlich dort war, wußte kaum, daß man überhaupt einen anderen Namen trug. —

Auch die Lehrer wurden meist mit althergebrachten Spitznamen benannt. So hieß der würdige Direktor Niemeyer, wie schon erwähnt, der „alte Busch"; der Professor Daniel der „Watschel", der Ordinarius für Prima der „kleine Mann" oder „Eu-Eu", der elegante Dr. Garcke der „feine Herr", der Rendant Hösler der „Wuppel" u. s. w.

Da ich gleich in die Tertia des Pädagogiums gekommen war, hatte ich nicht lange Junior zu spielen, sondern trat bald in die ehrenwerte Zunft der Senioren ein. Ich übte das strenge Regiment meiner Vorgänger mit Würde und Gewissenhaftigkeit; wie die Zukunft lehrte, nicht ohne Resultate. Einer meiner damaligen Junioren brachte es bis zum Kommandeur eines Kavallerie-Regiments, ein anderer, der den Beinamen „Erpel" trug, ist preußischer Gesandter, und wieder ein anderer, „der Schimmel" — wegen seines hellen Haupthaares so genannt — Hof-Jägermeister in Dessau.

Die Mahlzeiten nahmen wir im großen Speisesaal der Anstalt gemeinsam ein. Die Verpflegung ließ allerdings Verschiedenes zu wünschen übrig, aber dafür entschädigten wir uns am Abend bei unserem eigenen gebrauten Thee mit anderen kompakteren Genüssen. Ich entsinne mich noch genau, daß dabei Kartoffeln, Zwiebeln und Speck die Hauptrolle spielten. Auf unseren Stuben wurde dieser Mischmasch gebraten und verzehrt; und nach dem Abendbrot gaben wir uns ganz dem streng ver-

botenen Laster des Rauchens hin. Manche Inspektionslehrer fühlten ein menschliches Rühren und gaben sich den Anschein, als wenn sie den dicksten Tabaksqualm nicht merken könnten, andere dagegen fanden eine besondere Pointe darin, uns „in flagranti“ abzufassen. So hatten wir eine Zeit lang auf unserer Inspektion einen kleinen lebhaften Franzosen, der uns in seiner Muttersprache unterrichtete, einen gewissen Monsieur Louis. Dieser recht wenig beliebte Herr hatte mancherlei durch die mit Vorbedacht von den Scholaren gespielten Streiche zu leiden. Er wußte sich aber bei den für uns unpassendsten Gelegenheiten „zu revanchieren“.

Wenn er z. B. solch ein Tabaks-Kollegium bei uns vermutete, schlich er sich zunächst bis an die zu uns heraufführende Treppe heran. Dann war er im geeigneten Moment mit wenigen Sprüngen oben und faßte die Übelthäter, ehe sie ihre Pfeifen in Sicherheit bringen konnten, ab. Nachdem ihm das mehrere Mal geglückt war, kamen wir auf einen teuflischen Gedanken. Wir schmierten die schwachbeleuchteten Treppenstufen mit schwarzer Seife ein. Wenn nun Monsieur Louis mit Tanzmeistergeschwindigkeit den ersten Absatz gewonnen hatte, verloren die Füße ihren Halt und er rutschte rettungslos die bereits überwundenen Stufen wieder hinab. Wenn er dann in seinem Eifer mehrere solche vergebliche Versuche gemacht hatte, pflegten wir, Mitleid heuchelnd, zu ihm herauszutreten und ihm unsere Hilfe anzubieten. Aber der erregte Gallier, der endlich die Arglist begriffen hatte, drehte uns wutschnaubend den Rücken und verschwand, eine wahre Flut von französischen Redensarten hervorsprudelnd, in sein Zimmer, dessen Thür er

mit lautem Krach hinter sich zuschlug. Natürlich folgte darauf Anzeige und Untersuchung des Vorfalles, aber es kam niemals etwas dabei heraus.

Mit unseren übrigen Lehrern standen wir in gutem Verhältnis, aber auch sie wurden in unserem jugendlichen Übermut mit losen Streichen nicht verschont.

Der sonst so populäre Dr. Daniel, dessen vorzügliche Geographiebücher in der ganzen Welt bekannt sind, hatte eine Menge kleiner Eigentümlichkeiten an sich. Er besaß beispielsweise einen sehr schönen, großen Angorakater, „Cyper" von ihm genannt, der außerhalb des Unterrichtes sein steter Begleiter war und auf den er große Stücke hielt. Hatten wir mit ihm irgend eine kleine Fehde auszufechten, dann pflegten wir in der Apotheke eine größere Portion Baldrian zu kaufen, bekanntlich ein sicheres Mittel, um Katzen anzulocken. Dieses „Katzenhexenkraut" wurde von der Stadt aus bis nach dem Pädagogium und dort die Treppe hinauf bis zu Dr. Daniels Wohnung gestreut. Wenn die Schleier der Nacht sich über die Anstalt senkten, pflegten die Katzen der ganzen Umgebung auf der verführerischen Fährte sich an dem Endpunkte — das war Dr. Daniels Stubenthür — zu versammeln und ein unglaubliches Konzert aufzuführen, an dem sich natürlich auch der im Zimmer befindliche Cyper beteiligte. Um des Doktors Nachtruhe aber war es dann natürlich geschehen! —

Die Senioren durften an den freien Nachmittagen und Sonntags allein in die Stadt gehen, während die jüngere Gesellschaft in der Regel unter Aufsicht eines Lehrers ihre Spaziergänge machen mußte. Es war ein alter Usus, daß

namentlich die Senioren immer sehr elegante Kleidung trugen, dafür sorgte der sehr geschickte maître tailleur Horn, außerdem bedienten sich dieselben bei diesen Gelegenheiten meist des Cylinderhutes, sehr enger Handschuhe und sehr patenter Spazierstöcke mit geraden Krücken, die entweder unter den Arm geklemmt wagerecht, oder mit der Hand in der Rocktasche aufrecht getragen wurden. Diese Dandy-Passion, welche neben vielem Lächerlichen auch manches Gute hatte, behinderte uns übrigens nicht, allerlei athletischen Übungen zu huldigen, und die meisten von uns waren in denselben wohl geschult.

Einer der Hauptsports für uns war im Sommer das Schwimmen in der Badeanstalt der Halloren. Diese, dem Wendenstamm entsprossenen Leute, die das Privilegium des Salzgewinnens in Halle hatten, waren für den Schwimmunterricht ausgezeichnete Lehrmeister und außerdem sehr biedere Männer, die jeden, wer es auch sei, per Du titulierten und sich ebenso nennen ließen. Sie trugen meist altdeutsche Tracht: einen langen, dunklen, einreihigen Rock, dunkle kurze Beinkleider mit langen Strümpfen und Schuhen, eine hellfarbige Weste mit großen runden Knöpfen — häufig von echtem Silber — und einen breitkrempigen, auf einer Seite aufgeschlagenen Filzhut.

Ich hatte, bald nachdem ich nach Halle gekommen war, Schwimmunterricht bei ihnen genommen und hatte es in dieser Übung zu großer Fertigkeit und Ausdauer gebracht, so daß ich schließlich das zweistündige Probeschwimmen durchmachte und die dafür gegebene Auszeichnung des schwarzweißen Streifens an der roten Badehose tragen durfte, welche die offizielle Berechtigung gewährte, überall im freien Wasser des Saalestromes

zu baden. Das Turmgerüst der Schwimmanstalt war in seiner höchsten Etage achtzehn Fuß hoch, und es gehörte viel Energie und Geschick dazu, den Kopfsprung von dort oben zu machen. Diesen Sprung machte ich mit Vorliebe und hatte mir darin große Geschicklichkeit angeeignet. Unweit des Schwimmflosses befand sich ein breites Wehr, über welches das schäumende Wasser mit großer Gewalt hinüber schoß, und wir guten Schwimmer pflegten oft das Kunststück zu machen, trotz des heftigen Stromes bis an die das Hindernis bildenden Steine heranzukommen, und, auf diesen sitzend, das Spiel der tosenden Wasser zu beobachten. Es war dies nicht so schwer, wie es aussah, man mußte nur nach Überwindung der ersten Schwierigkeit den Gegenstrom zu finden wissen. Wem dies aber nicht gelang, der konnte durch die große Anstrengung leicht von Kräften kommen, wie es eines Tages einem meiner Freunde passierte, den ich im äußersten Moment noch erreichen und nur mit Aufbietung aller meiner Kräfte in Sicherheit bringen konnte. Die beiden Hauptschwimmmeister, der lange Bandermann und der untersetzte Roloff, hatten ihre Freude an meinen Leistungen, und es entspann sich zwischen uns ein so freundliches Verhältnis, daß sie selbst in späteren Jahren, wenn sie zur Deputation gehörten, die Seiner Majestät dem Könige nach altem Brauche zum neuen Jahr gratulierte, mich zu meiner Freude öfters in meiner Kaserne aufsuchten.

Unweit des Schwimm- und Badeetablissements befand sich der „Gasthof zur Goldenen Egge", in dessen hübschen Garten wir uns nach den Anstrengungen der Schwimmübungen mit einem Glase Bier resp. köstlichen Sool-Eiern, vorzüglichem Schinken und herrlichem Schwarzbrot stärkten. — —

Es entstand bei uns auch eine Art von Verbindung, die sich aus einer Anzahl miteinander harmonierenden Scholaren gebildet hatte, den prosaischen Namen „der Schnaps“ führte und die mit mir aus elf Mitgliedern bestand. Dieselbe war nicht genau nach studentischem Muster eingerichtet; wir trugen keine Bänder oder bestimmte Abzeichen, sondern nur im Sommer weiße, sogenannte österreichische Mützen, aber wir hielten in allen Dingen treu zusammen, hatten unsere bestimmten Kneipabende, die im Winter bei dem dicken Zander im „Gasthof zum Schwan“ und im Sommer in dem direkt hinter unserem großen Garten, die „Plantage“ genannt, befindlichen hübschen Bierlokale „Preßlers Berg“, oder in der weiter entfernten nach Giebichenstein zu an der Saale gelegenen Wirtschaft „Zur Weintraube“ stattfanden. Trotzdem die Disciplin dieser Genossenschaft eine sehr milde war, so kamen Unverträglichkeiten oder Ausschreitungen niemals vor, alle ihre früheren Mitglieder, die heute noch unter den Lebenden weilen, blicken mit Freuden auf das harmlose gemütliche Vergnügtsein unserer Vereinigung zurück. —

In jedem Winter gab das Pädagogium ein großes Tanzfest, den sogenannten Aktus-Ball, zu dem die Verwandten der Scholaren und die Honoratioren der Stadt und unsere Lehrer eingeladen waren. Diese Bälle waren durchgängig sehr hübsch und allseitig beliebt; die meisten von uns Älteren waren gewandte und unermüdliche Tänzer, und die jüngeren übten mit viel Geschick und in anmutiger Weise Pagendienste bei unseren Gästen, namentlich dem schönen Geschlecht gegenüber. Eine bevorzugte Anzahl von uns wurde auch in der Stadt zu den sogenannten Berg-Bällen der dortigen Ressource eingeladen, wo

wir in der Beliebtheit bei den tanzenden Damen anerkannte Rivalen für die Offiziere der Garnison und des in der Nähe stehenden zwölften Husaren-Regiments wurden.

Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in Halle sollte mir eine Begegnung werden, die gänzlich unerwartet kam und mich mit meinen Erinnerungen lebhaft in eine frühere Zeit zurückversetzte.

Während ich eines Nachmittags über den alten Marktplatz schlenderte, um mich mit einigen Bekannten in einer nahen Konditorei zusammen zu finden, stand plötzlich wie eine Erscheinung aus anderer Welt Schwester Antonie Hildebrand aus Barnimslow vor mir.

Wir erkannten einander sofort wieder, obgleich sie inzwischen zu einer schönen Jungfrau voll erblüht und ich ein großer, stattlicher Jüngling geworden war, aber wir erröteten beide wie Kinder und konnten anfangs kaum Worte finden. Sie hatte sich zum Besuche bei der ihr befreundeten Familie eines Hallenser Banquiers Barentin einige Zeit aufgehalten und mußte an demselben Tage noch ihre Rückreise antreten. So konnte sie mir nur flüchtig von sich, ihrer Verlobung mit einem Juristen und den Ihren erzählen. Nachdem auch ich meine Erlebnisse vom Tage der Trennung ab ihr mitgeteilt hatte, nahmen wir wie gute alte Freunde von einander Abschied. Wir sollten uns nicht wiedersehen.

Gegen Ende des Jahres 1852, gerade als wir uns zu den Weihnachtsferien in der Heimat aufhielten, war unser sehr verehrter Direktor Niemeyer nach kurzer Krankheit verstorben und das Direktorium der Anstalt provisorisch in die Hände des Dr. Daniel übergegangen. —

Dieser kannte meine Passion, möglichst bald in die Armee einzutreten, und ich fand in dem aufgeklärten, geistreichen Manne einen unerwarteten Förderer meiner Wünsche, da er ein Feind jeden Zwanges war. Ich hatte die Klassen ohne besonderen Aufenthalt durchgemacht und die Ober-Sekunda erreicht; mein Vater wollte durchaus, daß ich erst nach abgelegter Abiturientenprüfung in das Heer einträte, aber das alte Soldatenblut in meinen Adern machte sich zu sehr geltend. Ich war in meiner körperlichen Entwickelung meinen Jahren weit voraus, und so glücklich ich mich auch auf dem Pädagogium fühlte, so brannte ich doch darauf, Soldat zu werden. —

Dr. Daniel, der voll einsah, daß dies für mich der richtigste Beruf sei, wußte dies meinem Vater so plausibel zu machen, daß derselbe endlich seinen Widerstand aufgab. Ich verließ im April selbigen Jahres die mir so liebgewordene Schule in Halle mit dem Zeugnis der Reife für Prima. —

Das gute alte Pädagogium existiert leider nicht mehr in der früheren Form und Weise, mit ihm ist zum Bedauern aller derer, die dort erzogen wurden, die beste Anstalt in dieser Art eingegangen, die je bestanden hat, und alle Versuche von einflußreichen Persönlichkeiten, es wieder zu neuem Leben zu erwecken, sind vergebliche geblieben. —

Alle seine alten Scholaren widmen demselben ein reges, dankbares Andenken, und von Zeit zu Zeit finden sich dieselben in größerer Zahl in Berlin zusammen, um die Freundschaft zu pflegen und beim Kreisen des Bechers die schöne Zeit frisch ins Gedächtnis zurückzurufen, die wir dort mitsammen verlebten. —

Viertes Kapitel.

Vorbereitung zu meinem Eintritt in das Königlich Preußische Garde-Kürassier-Regiment. — Fähnrichsexamen in Potsdam. — Zar Nikolaus I. — Rittmeister von Kotze und Graf Wilhelm Brandenburg. — Die Fähnrichszeit. — Bei Kroll. — Ernennung zum Offizier. — Meine Pferde. — Parforcejagden. — Auf Urlaub. — Lustige Streiche. — Hoffestlichkeiten in Neu-Strelitz. — Baronin E. — Das Spiel. — Herr Schatzmeier. — Wiedersehen mit der Gräfin A. und Neuerwachen der Jugendliebe. — Feuerwerk und Verlobungsfest. — Herbsturlaub. — Herannahendes Unheil. — Katastrophe.

Nachdem ich mich von der alten ehrwürdigen Stadt Halle und meinen lieben dortigen Schulkameraden mit schwerem Herzen losgerissen hatte, ging ich zunächst nach Giesenbrügge, um das Osterfest mit den Meinen dort zu verleben und demnächst meines Vaters Bestimmungen betreffs meines Eintritts in die Armee entgegenzunehmen.

Ich hatte das achtzehnte Lebensjahr noch nicht voll erreicht, aber meine Körperhöhe betrug fast sechs Fuß. Ich war breit in den Schultern und in der mächtigen, stark gewölbten Brust, muskulös in allen meinen Gliedern; dabei vereinte sich bei mir bedeutende Gewandtheit und Fertigkeit in allen Leibesübungen mit einer außergewöhnlichen Körperkraft. Noch gänzlich unberührt von dem Gifthauch des großstädtischen Lebens, kannte ich neben dem mir heiligen Andenken an meine gute heimgegangene

Mutter nichts Höheres wie die Liebe zu meinem Vater, den ich als das Ideal eines echten Edelmannes verehrte. Ich hatte ein mutiges, generöses, vielleicht zu schwärmerisch angelegtes Herz und gewann mir liebe Freunde, wohin ich kam. So war ich auch meines Vaters ganzer Stolz und Freude.

Derselbe galt ehedem allgemein für sehr wohlhabend und hatte mich, als seinen ältesten Sohn, in seinem Testamente, welches er mir schon damals zur Einsicht überreichte, zum einstigen Erben seines ganzen Grundbesitzes eingesetzt. Auch eröffnete er mir, daß eine Anzahl der alten Borckeschen Lehne nach der Lehnsfolge dermaleinst auf mich übergehen würden.

Wenn auch das Materielle dieser so günstigen Lebensaussichten bei meiner damaligen Jugend auf mich keinen allzugroßen Eindruck machte, so kann immerhin darauf eine Entschuldigung für meine späteren leichten Lebensauffassungen begründet werden, nachdem ich mit vollen Zügen die große Welt und deren verderbliche Reize gekostet hatte.

Wie aber schwoll mir mein Herz voll stolzer Freude, als mein Vater mir eines Tages eröffnete, daß er mich bei dem Garde-Kürassier-Regiment angemeldet habe und daß ich zu dem kommenden ersten Oktober als Avantageur angenommen sei.

Ich hatte das herrliche Regiment während meiner Schulzeit in Berlin gar oft gesehen und es voll sprachloser Bewunderung angestaunt. Wie stolz kam es zur Parade daher gezogen: der Pauker mit den silbernen Pauken auf dem Riesenpferde voran, gefolgt von den Trompetern mit den roten Haarbüschen, alsdann der Regimentskommandeur mit seinem Adjutanten und demnächst die langen Reihen reckenhafter Gestalten,

alle auf hellbraunen, großen, schönen Pferden beritten, in ihren weißen Kollern mit Kornblumenblau und Silber, den im Sonnenlicht funkelnden Küraſſen und den glänzenden goldenen Helmen mit den darüber ſchwebenden ſilbernen Adlern. Mir war damals, als wenn es einen ſchöneren Anblick und eine ſtattlichere Truppe auf der ganzen Welt nicht geben könne. Und nun ſollte ich bald ſelbſt zu dieſer ſtolzen, prächtigen Schar gehören; ein Bewußtſein, welches mir Thränen der Freude und des Dankes zu den Augen emporſteigen ließ, als ich meinem Vater bei dieſer mich über alles beglückenden Mitteilung in tiefſter Rührung die Hände küßte.

Nach den damaligen Beſtimmungen mußten die Avantageure gleich nach Eintritt ins Regiment das Fähnrichsexamen machen. Ich begab mich deshalb zum Zwecke gründlicher Vorbereitung zu dem uns hierfür beſtens empfohlenen Hauptmann Cruſius vom zweiten Artillerie-Regiment, der in Stettin in Garniſon ſtand und in dem damaligen Vororte Grünhof ſeine Wohnung hatte. Derſelbe unterzog ſich ſchon ſeit geraumer Zeit der Mühe, einige junge Leute zum Examen vorzubereiten und, ſoweit es der Raum geſtattete, ganz zu ſich in Penſion zu nehmen. Das war damals höheren Orts aktiven Offizieren mitunter geſtattet und allgemein bekannt.

Da gerade bei Hauptmann Cruſius eine Stelle frei war, hatte ich das Glück, gleich eintreten zu können. Ich wurde von der liebenswürdigen Familie, die damals nur aus dem Hauptmann, ſeiner jungen Gattin und einem kürzlich geborenen Knaben beſtand, auf das freundlichſte aufgenommen und verlebte eine ebenſo lehrreiche wie angenehme Zeit in dieſem mir ſo ſehr

sympathischen Kreise. Crusius war ein gentiler, feingebildeter Mann von reichen Kenntnissen, der den Unterricht zu einem wahren Genusse zu gestalten wußte. Er brachte es später bis zum General und ist als solcher gestorben.

Außer mir war damals in der Pension ein Avantageur von Versen von den zweiten Jägern, ein netter, lustiger, kleiner Kerl mit langer, spitzer Nase, der viel hübsche Lieder zu singen wußte. Ich wurde mit ihm sehr befreundet, und er begleitete mich auch einige Male zu kurzen Besuchen nach Giesenbrügge. Der arme Versen! Er war von so frohen Hoffnungen fürs Leben beseelt und starb — kaum zum Offizier ernannt — beim Bataillon am Nervenfieber. Ferner nahmen am Unterricht teil die Avantageure von Münchow und von Albedyll von den Königin-Kürassieren, die aber bereits im Juli ihre Fähnrichsprüfung absolvierten. Ersterer war viele Jahre später mein Nachbar auf dem Lande in der Provinz Westpreußen, wo ich einen regen Verkehr mit ihm unterhielt; er ist nun auch längst zu seinen Vätern versammelt; letzterer hat als Generallieutenant den Abschied genommen.

Einige Wochen nach meiner Übersiedelung nach Grünhof wurde der junge Sprößling des Crusiusschen Hauses getauft. Einer von uns sollte als Pate figurieren, und ich war nicht wenig stolz, als die Wahl auf mich fiel. Für diese heilige Handlung hatte ich mir die ersten Lackstiefeln meines Lebens anfertigen lassen, welche sehr eng ausgefallen waren und mir während der Dauer des Festes unglaubliche Leiden verursachten, außerdem mir aber auch noch eine Menge schlechter Witze von meinen Kameraden eintrugen.

Mein Patenkind ist mir im Laufe der Jahre aus den Augen gekommen. Heute soll dasselbe nach den flüchtig erhaltenen Nachrichten wohlbestallter Hauptmann sein.

Die Zeit des Aufenthaltes in der Hauptstadt des alten Pommernlandes flog schnell dahin. Als der Herbst nahte, reiste ich nach Berlin, um mich beim Regimentsschneider für die dienstlichen, und beim Hofkleidermacher Berger für die Extra-Uniformstücke zu equipieren. Am dreißigsten September nahm ich von Stettin Abschied und begab mich, geleitet von den Segenswünschen der Crusiusschen Familie sowie meiner Genossen, wiederum nach der Residenz, um einen neuen Lebensabschnitt, meine Kriegerlaufbahn, zu beginnen. — —

Es wurde mir doch eigenartig zu Mute, als ich in die düstere alte Garde-Kürassierkaserne in der Alexandrinenstraße meinen Einzug hielt; aber ich brachte guten Willen mit und den festen Vorsatz, ein guter, tüchtiger Soldat meines Königs zu werden, dem ich mit andächtigem Herzen und voller Begeisterung den Eid der Treue auf den Pallasch des Adjutanten ablegte.

Ich wurde der vierten Eskadron des schönen Regiments zugeteilt und erhielt ein kleines, einfenstriges Zimmer gerade über dem Haupteingange und dem dort befindlichen Wachtlokale als Wohnung angewiesen. Die Eskadron kommandierte damals der Rittmeister von Kotze. Derselbe war in der Armee allgemein unter dem Namen „Michel-Kotze" bekannt; er war ebenso berühmt wegen seines guten Reitens, als gefürchtet von seinen Untergebenen wegen der Strenge und Genauigkeit, mit der er den Dienst handhabte, den er von Grund aus verstand. Er war ein Mann von über Mittelgröße, mit einem intelligenten

Gesicht, mit leicht jovialem Anflug und bereits mäßig ergrauendem Bart- und Haupthaar. Auf dem etwas vornüber geneigten Kopfe pflegte er die stets genau nach Vorschrift gefertigte weiße Mütze tief hinten bis ins Genick herunter zu tragen. Der Sitz dieser Mütze bildete für die Eskadron den Barometer der Stimmung unseres gestrengen Chefs. Saß dieselbe ganz auf dem rechten Ohr, dann bedeutete es Sturm; und wenn der Rittmeister dann gar noch mit auf dem Rücken zusammengeschlagenen Händen daherkam, so war sicher ein kritischer Tag erster Ordnung für uns im Anzuge, und jeder ging ihm so viel als thunlich aus dem Wege.

Als ich mich bei ihm meldete, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf mir. Er sagte, daß er sich freue, einen Junker von so gutem alten Namen zur Schwadron zu bekommen und erwarte, daß ich demselben Ehre machen werde.

Bei der Eskadron standen außerdem Premier-Lieutenant Graf Wilhelm von Brandenburg und die Lieutenants von Kalkreuth und von Braunschweig.

Außer mir war zur Zeit nur noch ein Avantageur, Graf Schwerin, und zwei Fähnriche, von Alten und von Winterfeld, beim Regiment. Ersterer diente schon einige Zeit und hatte bereits einen vergeblichen Versuch, das Fähnrichsexamen zu machen, hinter sich. Er war überaus erfreut, einen Genossen beim Regiment zu haben und lud mich gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft zu einem üppigen Diner ein in der damals sehr bekannten Restauration von Schott, Unter den Linden, wo wir ganz allein in dem sogenannten kleinen grünen Zimmer speisten. Mir imponierte ungemein die Nonchalance, mit der

mein neuer Freund mit dem Gelde umsprang. Es wurde beim üppigen Mahle frappierter Sekt getrunken und nach dem Essen zum Mokka eine feine Regalia geraucht. Zum Abend folgte dann noch ein von Schwerin arrangiertes kleines Souper mit zwei Damen vom Ballet, die nicht mehr jung, dafür aber auch nicht hübsch und wenig interessant waren und nur dadurch excellierten, daß sie sich die teuersten Sachen, die auf der Speisekarte standen, bestellten und es für sehr vornehm hielten, dieselben noch schlecht und ungenießbar zu nennen.

Der Vorhang war gelüftet — ich hatte meinen ersten Schritt in das Leben der Weltstadt gethan, wenn auch die ersten Eindrücke sehr geteilte Gefühle bei mir hervorriefen. —

Mein Wachtmeister Enzian war ein stattlicher Mann, das wahre Bild eines schönen Küraſſiers, streng im Dienst, aber über seinen Stand hinaus gebildet und von weit weniger schroffen Manieren, wie dies damals allgemein bei Unteroffizieren der Fall war. Ich bereitete ihm und dem Quartiermeister bei meiner Einkleidung einige Sorge. Es konnte nämlich kein Küraß gefunden werden, der für meine Brustweite paßte. Endlich wurde ein solcher von einer andern Eskadron eingetauscht. Er wog, beiläufig gesagt, achtundzwanzigundeinhalb Pfund. Dies Gewicht trug ich aber mit Leichtigkeit.

Da zu diesem Termine auch gerade die Rekruten eingestellt wurden, so mußte ich mit denselben den Dienst erlernen und genoß daher nicht die Wohlthat mancher anderen Junker, von einem speciell hierfür kommandierten Unteroffizier ausgebildet zu werden. Ich erhielt den stattlichen siebenzölligen Wallach „Sylvester“ als Reitpferd und mußte ebenso wie alle anderen

Küraſſiere des Morgens früh, mit der Drillichjacke angethan, in den Stall zum Pferdeputzen, Dungausfegen, Streumachen u. dgl. gehen. Mein Rittmeiſter hielt ſtreng darauf, daß ich allen Dienſt mitmachte, wie jeder andere Küraſſier; ich habe Pferde geputzt bis zu dem Tage, wo ich als Portepeefähnrich meinen Beritt bekam, dieſen führte ich wiederum ſo lange, bis ich zum Offizier ernannt wurde. Außerdem lernte ich den übrigen kleinen Dienſt wie auch den Hufbeſchlag auf das gründlichſte kennen; und wenn ich in meinem Innern auch manchmal etwas über die übergroße dienſtliche Belaſtung grollte, ſo habe ich es meinem Chef doch in meinem ſpäteren Kampagneleben vielmals aufrichtig gedankt, daß er mich ſo ſtreng zu allem angehalten hatte.

Mein Wachtmeiſter Entzian, der meinen regen Eifer und meine Anſtelligkeit erkannte, war mir bald gewogen, und ich erwarb mir ſein Wohlwollen vollends durch nachſtehende kleine Epiſode.

Nach altem Brauch wurden die Rekruten auf ihre Kräfte hin gemeſſen, indem ſie einen mit zwei Scheffel Hafer gefüllten Sack, der in die ziemlich hohe Futterkiſte gelegt wurde, herausheben mußten. Die armen Kerle quälten ſich gründlich damit ab; nur wenige brachten das Kraftſtück fertig. Wenn es mißlang, ſo erhob ſich ein ſchallendes Gelächter der umſtehenden Küraſſiere älterer Jahrgänge und der Unteroffiziere. „Na, Junker,“ rief der Wachtmeiſter lächelnd, „wollen Sie nicht auch einmal ihr Glück verſuchen?“ Ich trat an die Futterkiſte heran, hob den Sack mit Leichtigkeit in die Höhe und warf ihn rückwärts über meinen Kopf weg, was von allſeitigem jubelndem Beifall begleitet war und mir den Reſpekt aller Leute der Eskadron eintrug.

Vom Offizierskorps wurde ich mit großer Freundlichkeit behandelt, was sich namentlich zu den Mittagsmahlzeiten zeigte, an denen ich, wie die anderen Offiziersaspiranten, teilnehmen durfte. Ich erinnere mich noch des feierlichen Gefühls, welches mich beherrschte, als ich zum ersten Male in den Speisesaal eintrat, an dessen Wänden die Helme und Kürasse der abgegangenen Offiziere mit deren Wappenschildern aufgehängt sind, viele von ersteren noch mit den alten, später abgeschafften Roßschweifen geschmückt, die neueren mit dem silbernen Adler.

Meine dienstlichen Funktionen wurden bald dadurch unterbrochen, daß ich zur Ablegung des Fähnrichsexamen nach Potsdam kommandiert wurde. Dort traf ich eine bunte Gesellschaft zusammen: Husaren, Gardes du Corps, Ulanen, einen Herrn von Schickfuß von den ersten Kürassieren, sowie Vertreter fast aller Waffengattungen des Garde-Korps. Es entwickelte sich bald ein sehr lustiges, der ernsten Situation durchaus nicht angemessenes Leben. Ich wie einige andere Bevorzugten durften im eigenen Quartier wohnen. Wir hatten uns in dem wegen seiner vortrefflichen Küche berühmten Hotel Einsiedler, unweit des Examiniergebäudes gelegen, einlogiert.

Gleich an einem der ersten Tage fand eine kurze Unterbrechung der Prüfung statt, weil Kaiser Nikolaus I. von Rußland zum Besuche seines Königlichen Schwagers nach Potsdam gekommen war. Ihm zu Ehren fand eine Parade der Potsdamer Garnison im Lustgarten statt. Uns Fähnrichsaspiranten wurde befohlen, an derselben teilzunehmen; wir fanden, natürlich zu Fuß, zunächst dem Schlosse an den Kolonnaden Aufstellung. Rußland, insbesondere Zar Nikolaus, erfreute sich damals der

größten Sympathie in der preußischen Armee. Sein Einfluß auf König Friedrich Wilhelm IV., dem seine schroffe Energie und sein entschlossenes Auftreten gegen alles, was er Revolution nannte, imponierten, war sehr groß, und die reaktionäre Partei in Preußen verehrte ihn hoch. Nikolaus war unzweifelhaft ein Charakter von schönster Prägung und die hervorragendste Herrscherpersönlichkeit seiner Zeit. Er war eine stattliche, schöne Erscheinung; in dem Ausdrucke des Antlitzes herrschten Strenge und Majestätsbewußtsein vor, die nur selten und nur für Augenblicke einem milderen Ausdruck wichen.

Was Wunder also, daß wir alle in großer Spannung des Momentes harrten, wo der mächtigste Monarch Europas erscheinen würde! Da sprengte auch schon der Alleinherrscher in der schönen preußischen Uniform des sechsten Küraſſier-Regimentes, dessen Chef er war, auf einem stolzen schwarzen Hengst in einer mächtigen Lançade aus dem Portale des Schlosses heraus.

Es schien uns, als wenn der Gott des Krieges selbst dahergeritten käme. Die reckenhafte, wohlgebaute Gestalt saß leicht und anmutig im Sattel, das mächtige und starke Roß ohne Mühe bändigend, während die Sonne sich auf Helm und Küraß spiegelte. Wir waren ganz hingerissen von dem süperben Anblick. Der Kaiser kam nun auch zu uns geritten und begrüßte uns mit einem lauten: „Guten Morgen, Fähnriche.“ Dabei musterten seine großen, stahlblauen Augen jeden Einzelnen mit festem, klarem Blick. In diesem Moment hätten wir uns alle willig für ihn in Stücke hauen lassen, wenn es hätte sein müssen. —

Die Prosa des Examens sollte bald wieder unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und unsere Gedanken der nüchternen Wirklichkeit von neuem zuwenden. Ich hatte bezüglich meiner Leistungen kein gutes Gewissen. Mir wurde dies besonders klar, als an einem der letzten Tage einer der Examinatoren, Hauptmann von Studnitz, dessen Wohlwollen ich mir errungen hatte, mich zu sich kommen ließ und fragte, ob ich nicht auf der Schule Griechisch getrieben habe; dann könne ich mich darin examinieren lassen, was nach den Vorschriften zulässig wäre. Als ich bejahte, sagte er: „Na, dann haben Sie hiermit zum Abend Urlaub nach Berlin, wo der in den alten Sprachen examinierende Pastor wohnt. Melden Sie sich bei ihm und bitten Sie ihn, Sie aus besonderer Vergünstigung darin zu prüfen, sonst schaffen Sie die nötigen 113 Points nicht heraus."

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und begab mich alsbald in kompletter Uniform auf den Weg. Als ich bei seiner Hochehrwürden klingelte, kam ein Dienstmädchen heraus und meinte, der Herr Pastor habe Zahnweh, er wäre für niemanden zu sprechen. Ich bat aber dringend, mich zu melden und betonte, daß ich in wichtiger Angelegenheit direkt von Potsdam herüberkäme. Die holde Maid übernahm es endlich, den Fürsprecher für mich zu machen; und richtig, nach wenigen Minuten wurde ich in das Studierzimmer des geistlichen Herrn geführt, wo ich ihn im Schlafrock, mit verbundenem, stark geschwollenem Gesicht antraf. Er wußte erst gar nicht, was er sagen sollte, als ihm ein stattlicher, breitschultriger Kürassier in voller Uniform die Bitte vortrug, ihn im Griechischen zu

examinieren. Erst nach und nach merkte der Herr Pastor, um was es sich handele. Die wenigen Fragen, die er mir stellte, wurden prompt und richtig beantwortet und mit aufrichtigem Danke für die sanfte Langmut meines Examinators machte ich mich auf den Rückweg. Dies und mein guter deutscher Aufsatz retteten mich vor dem Durchfallen. Ich kehrte mit dem Prädikat „Bestanden" stolz und befriedigt zu meinem Regiment nach Berlin zurück, wo ich von den Glückwünschen meiner zukünftigen Herren Kameraden empfangen wurde.

Nun ging es wieder scharf in den Dienst, und mein verehrter Chef sorgte schon dafür, daß ich mich gründlich dabei anstrengte. Wer es nicht besser wußte, der mußte glauben, daß ich der schlechteste Soldat in der Eskadron sei, so machte er mich häufig vor den Leuten der Eskadron herunter, wenn auch bei den Griffen mit dem Pallasch durch die von mir aufgewendete Kraft der Kreidestaub aus dem alten weißen Koller nur so in die Höhe wirbelte, beim Hiebehauen das Schwert mit pfeifendem Tone die Luft durchsauste, oder beim Exerzieren zu Fuß die Beine hinausgeworfen wurden, daß der Lederbesatz daran knackte. Nie konnte ich anscheinend seine volle Zufriedenheit erringen.

Zuweilen rief er mich beim Appell vor die Schwadron. Dann hieß es unter anderem: „Ihr Haar ist wieder viel zu lang, ich habe es Ihnen schon verschiedentlich gesagt, daß ich Sie ins Loch stecke, wenn Sie unvorschriftsmäßig in den Dienst kommen, wann haben Sie sich dasselbe zuletzt verschneiden lassen?" — „Vor drei Tagen, Herr Rittmeister!" — „Herr, unterstehen Sie sich noch zu raisonnieren! Noch ein Mux und Sie spazieren sofort ins Loch!" —

Nun waren die Haare aber vollständig vorschriftsmäßig, sie konnten nicht kürzer sein, sie hatten nur als Vorwand gedient, um sich mit mir dienstlich zu beschäftigen. Wenn mein guter Rittmeister dann den Rücken drehte und zufällig einen oder mehrere der Offiziere auf dem Kasernenhofe antraf, dann pflegte er oft unmittelbar hinterher zu sagen: „Kapitaler Kerl, der Junker von meiner Schwadron! Habe noch keinen schneidigeren gehabt!" Auch der Wachtmeister, die Unteroffiziere und die Kürassiere von meiner Eskadron wußten es, wie zufrieden der Chef eigentlich mit meinen Leistungen war. Wachtmeister Entzian äußerte unter anderem einmal zu mir: „Unser Rittmeister, der macht's wie der liebe Gott. Wen er lieb hat, den züchtigt er."

Trotz allem wurde mir das Pferdeputzen die langen Monate hindurch herzlich sauer und ich ersehnte den Zeitpunkt von ganzem Herzen, wo dies aufhören mußte. —

Es war ein überaus glücklicher Moment, als endlich im Frühjahr 1854 meine Ernennung zum Portepeefähnrich erfolgte. Ich fühlte mich nicht wenig stolz, als ich zum ersten Male im Offiziersüberrock und mit einem riesigen silbernen Portepee am eigenen Pallasch einherstolzieren konnte. Wenn ich auch hierdurch dem Offizierkorps meines schönen Regiments näher gerückt war, so trat in der Strenge des Dienstes keine Änderung ein, nur der dienstliche Verkehr mit meinem Chef hatte einen angenehmeren Charakter gewonnen. Sein gütiges Wohlwollen behielt ich in gleicher Weise weiter und dasselbe sollte sich auch bald materiell in vollem Maße bethätigen.

Eines Tages ließ er mich zu sich rufen und sagte mir, daß der Kommandeur die Rechnungen von unserem Speisewirt in

der Kaserne, Herrn Anton, für den Monatsschluß eingefordert habe; er setze voraus, daß ich dort auch Schulden habe, und er wolle wissen, wie hoch sich dieselben beliefen. Als ich errötend gestand, daß dieselben gegen sechshundert Thaler betrügen, sagte er: „Na, das ist ja ein ganz anständiger Posten, aber ich will nicht, daß Sie dadurch Unannehmlichkeiten haben. Der Termin ist zu nahe vor der Thür, als daß Sie es anderweitig arrangieren können; hier haben Sie den Betrag, gehen Sie sofort zu Anton, bezahlen Sie ihn und bringen Sie mir die quittierte Rechnung. Sie können mir das Geld gelegentlich wieder zurückerstatten." —

Kurze Zeit darauf hatte ich meinen Vater gesprochen, ihm den Vorfall gebeichtet und von ihm den Betrag zur Rückerstattung an meinen Chef erhalten. Wir waren eben von einem heißen Exerzieren auf dem Tempelhofer Felde wieder eingerückt, als ich mich bei meinem Eskadronchef melden ließ, um das Geld abzuliefern. Der Herr Rittmeister befand sich im anstoßenden Schlafzimmer bei der Toilette, als ich eintrat. „Nun, was wollen Sie!" rief er mir von dort aus zu. „Mit vielem Dank das Geld zurückerstatten, welches der Herr Rittmeister mir gütigst geliehen haben," antwortete ich, indem ich die Banknoten auf dem Tisch aufzählte. — „Haben Sie das Geld von Ihrem Vater erhalten?" „Zu Befehl, Herr Rittmeister." — „Na, es ist eigentlich eine Thorheit von Ihnen, ich habe noch keine Erstattung erwartet, hätten es ruhig noch behalten können." — Schon hatte ich meine Hand nach den mich verführerisch anblickenden Scheinen ausgestreckt, als mein Chef plötzlich im Hemde, wie er gerade war, aus dem Schlafzimmer herausstprang und rief: „Halt, mein Sohn, so wollen wir es doch lieber nicht machen, ich will Sie

doch nicht selber zu Dummheiten verleiten. Lassen Sie das Zeug ruhig liegen; und wenn Sie wieder mal in der Brenne sind, dann kommen Sie getrost zu mir." —

Leider sollten wir diesen wohlwollenden Vorgesetzten in anscheinend rauher Hülle nicht mehr lange behalten. Schon im folgenden Frühjahr avancierte er zu einer höheren Stellung, und Graf Wilhelm Brandenburg, der schon bei der Eskadron gestanden hatte, löste ihn im Kommando ab. —

Ich bin in meinem Leben wenig Leuten begegnet, welche so vom Scheitel bis zur Sohle das Bild eines wahren Kavaliers repräsentierten, wie unser neuer Eskadronchef. Vornehm in seiner ganzen Erscheinung, seiner Handlungs- und Denkungsweise, habe ich niemals ein Wort oder eine Gebärde bemerkt, welche mit diesem Begriff nicht vereinbar gewesen wären. So war er allgemein bekannt, allgemein geehrt und als ein zu früher Tod vor nicht langer Zeit den Grafen abrief, da ist meine aufrichtige Trauer und Teilnahme ihm zu seinem Grabe gefolgt.

Im Herbste des Jahres 1854 machte ich mein erstes Manöver mit. Dasselbe war für mich, der ich mit großer Passion Soldat war, von außerordentlichem Interesse und erschien mir, trotz der mit demselben für einen Fähnrich verbundenen Strapazen und Entbehrungen, als eine reizende Unterbrechung des regelmäßigen Dienstes.

Meine Gestalt hatte sich inzwischen immer mehr entwickelt, ebenso meine Gewandtheit und meine Körperkräfte. Nach und nach wurde dies in ganz Berlin bekannt und machte mich zu einer populären Person. So war es ein regelmäßiger Sport geworden, im Garten bei Kroll, am jetzigen Königsplatz ge-

legen — damals fast das einzige Vergnügungslokal dieser Art, wo es jeden Sommerabend von Offizieren wimmelte — an den dort aufgestellten Kraftmessern zu operieren. Mein Schulfreund v. Krosigk von den Garde-Husaren hatte sich auf das Schlagen mit der Keule eingeübt, ich am Gewichtheber mit der Kette. Während er es verstand, so gewaltig zuzuhauen, daß häufig schon beim ersten Schlage die wuchtige Keule in Stücke sprang, oder die Feder der Maschine versagte, hob ich das auf neun Centner zeigende Gewicht ohne große Schwierigkeiten, und wenn ich mir dann noch ein bischen Mühe gab, sprengte ich auch noch die Kette und die ganze Maschine.

Natürlich verlangten Offiziere, Kameraden und sonstige Freunde, sobald wir uns dort sehen ließen, daß wir unsere Kunststücke zeigen sollten, und wir gerieten dann jedesmal in ein Dilemma zwischen den aufmunternden Zureden der Zuschauer und den bittenden Blicken und Worten des Inhabers der Maschinen, es doch nicht zu arg zu machen. Mein Vater empfand bei dieser körperlichen Entwickelung viel Freude und war stolz, wenn er von irgend welcher Kraftausübung von mir hörte.

Im Laufe des Winters 1854 waren wir beide zusammen eines Abends in dem vorgenannten weltbekannten Krollschen Vergnügungs-Etablissement, wo unter anderem zum letzten Male eine Truppe Zulukaffern auftrat. Es waren lauter muskulöse, braune Gesellen, die nach der Vorstellung in den Saal herunter kamen, um sich vom Publikum mit Händedruck zu verabschieden. Wie die Berliner einmal sind, strömte alles herbei, um diese Ceremonie mitzumachen. Ein großer Kaffer in unserer Nähe machte sich den Spaß, den ihn umringenden Leuten unter

freudigem Grinsen die Hände so zu drücken, daß die meisten laut aufschrieen. Schon hatte sich hierüber unter dem Publikum eine gewisse Erregung bemerkbar gemacht, als mein Vater mich bat, doch dem Wilden einen kleinen Denkzettel mit auf die Reise zu geben. Da näherte sich derselbe auch mir, seine Tatze ausstreckend. Ich gab ihm nun meine rechte Hand und ließ ihn sein Heil versuchen. Als er sich aber verausgabt hatte, da fing ich nun meinerseits an zu drücken und preßte ihn allmählich mit so eisernem Griffe, daß erst das Grinsen aus seinem Gesicht verschwand, dann ein angstvolles Stöhnen folgte, bis der unverschämte Monsieur unter lautem Geheul fast in die Knie sank. Als ich ihn losließ, machte er sich so schleunig wie möglich aus dem Staube, seine Hand immer noch hin- und herschlenkernd und sie mit der anderen betastend, als ob er sich davon überzeugen wollte, daß die Knochen wirklich noch heil waren. Dies rief unter dem Publikum einen wahren Jubel und eine solche Begeisterung hervor, daß wir eilen mußten, um von dannen zu kommen; sonst hätte man mir noch eine große Ovation dargebracht. „Das hast du famos gemacht", sagte mein Vater sehr erfreut, „nun wollen wir auch gleich noch zu Julius Evest gehen und eine Flasche Sekt darauf trinken." —

Als der Zeitpunkt heranrückte, wo ich mich zum Offizier-Examen vorbereiten mußte, erhielt ich auf meinen Antrag die Vergünstigung, dies privatim thun zu dürfen, und der damals in der Armee allgemein bekannte Hauptmann a. D. Schülein sollte mein Lehrer werden. Schülein war ein vollständiges Original, ein Mann von vielem Wissen und mit einer außerordentlichen Befähigung in der Vorbereitung begabt, dabei von

einer sehr leichten Lebensauffassung. Hunderte von Fähnrichen wurden von ihm alljährlich für das Examen vorbereitet, und man war ziemlich sicher, daß jeder, den der alte Hauptmann annahm, auch das Examen sicher bestehen würde. Derselbe hatte eine Freude daran, mit all den jungen Leuten ganz kameradschaftlich zu verkehren. Wenn man den Tag über gearbeitet hatte, daß einem der Kopf rauchte, dann war er stets dabei, auch mit seinen Schülern die halben Nächte hindurch die Humpen zu schwingen und sich an ihren überlustigen Gelagen zu beteiligen.

Nicht nur vom Gardekorps war der Zudrang stark, sondern aus der ganzen Armee wünschten die jungen Fähnriche in die Schüleinsche Presse zu kommen, und viele Hunderte haben dort erfolgreiche Vorbereitung fürs Examen gefunden. Jetzt ist er längst verschieden, aber sein Andenken wird noch bei so manchem seiner Schüler hochgehalten, und mancher Offizier in hoher Stellung wird sich auch heute noch mit Freuden des alten Hauptmanns und der vergnügten Vorbereitungszeit erinnern.

So war denn auch ich in verhältnismäßig kurzer Zeit für das Offizier-Examen präpariert, welches ich erheblich besser als das vorangegangene Fähnrich-Examen bestand.

Inzwischen war in mir der sehnliche Wunsch sehr rege geworden, auch die Heimat einmal wiederzusehen und mich dort in meiner neuen Stellung und in meiner schönen Uniform zu präsentieren. Einen von mir erbetenen kurzen Urlaub gewährte mein Eskadronchef gern, und ich wurde bei meiner Ankunft in Giesenbrügge von den Meinen mit lebhaftester Freude, von unseren Leuten mit Staunen und Bewunderung empfangen.

Dort erhielt ich die erste Kunde von dem schweren Unglück, das unsern Nachbarn von Klitzing, Besitzer des etwa eine Meile von Giesenbrügge gelegenen Rittergutes Dieckow, kurz vorher getroffen hatte. Klitzing hatte diese Besitzung etwa zwei Jahre zuvor gekauft und dieselbe mit seiner jungen Frau, seiner Cousine gleichen Namens, bezogen. Die jungen Eheleute hatten bald darauf ihren Antrittsbesuch bei meinen Eltern gemacht, denen sie gern gesehene liebe Gäste geworden waren.

Gelegentlich meiner Anwesenheit in Giesenbrügge von Stettin aus, im Jahre 1853, hatte ich sie zum ersten Male dort getroffen und war von beiden durch ihr ansprechendes Äußere, ihre geistvolle Unterhaltung und harmlose Lustigkeit sehr sympathisch berührt worden. Namentlich hatte mich die junge Frau durch ihre schönen, großen, dunklen Augen, durch ihr herrliches braunes Haar und die Anmut ihrer Bewegungen sowie ihrer Sprechweise sehr interessiert. Wir waren zusammen auf dem Wasser gefahren, hatten miteinander gescherzt, gelacht, getanzt; nun hatte der Tod mit grausamer Hand diese junge Menschenblüte gebrochen; kaum eine Woche vor meiner Ankunft hatte ein plötzlicher Herzschlag ihrem Leben ein jähes Ende bereitet. Der tiefgebeugte Gatte war unmittelbar nach der Bestattung auf Reisen gegangen, um seinem Kummer Ablenkung zu gewähren, und die trauliche Heimstätte, welche liebende Hände erst so kürzlich hergerichtet, stand nun leer, öde und verlassen. —

Das tragische Geschick der mir und den Meinen schnell lieb gewordenen Leute ging mir sehr zu Herzen und warf einen melancholischen Schatten auf die kurze Zeit meines diesmaligen Aufenthaltes im Elternhause.

Zum Regiment zurückgekehrt, mußte ich, wie die übrigen Fähnriche, die Offizier-Reitstunde mitreiten. Eines Tages — im Februar 1855 — hatte ich dieselbe nach langem unerquicklichen Traben auf glattem englischen Sattel ohne Bügel absolviert und ritt gerade über den Kasernenhof unseren Stallungen zu, als der damalige Regiments-Adjutant, der ebenso elegante wie liebenswürdige Lieutenant von Warburg, über den Platz geschritten kam und ein weißes Papier hoch haltend, mir schon von weitem zurief: „Soeben ist Ihre Ernennung zum Offizier angekommen."

So war denn das sehnlich erstrebte Ziel erreicht! Ich war wohlbestallter Lieutenant in einem der schönsten Regimenter der Erde! Stolz und Jubel schwellte mein Herz, als ich nach meinem Zimmer eilte, um mich sofort in Gala zu werfen und die entsprechenden Meldungen zu machen. Bei Tische wurde das Ereignis von den Kameraden mit einem kühlen Trunke gefeiert und mit Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit nahmen sie mich in ihren Kreis auf.

Die drei Pferde, welche ich als Offizier mein eigen nennen sollte, waren schon einige Tage vorher angekommen und vorläufig im Tattersall untergebracht. Am Tage nach meiner Ernennung zum Offizier begleitete mich eine Anzahl von Kameraden nach dem Dienste dorthin, um die Tiere zu besichtigen, die ich ihnen auch vorreiten sollte. Unter denselben befand sich ein edler Fuchshengst, den mein Vater mir schon als Fohlen geschenkt hatte, ein herrliches Tier mit langer, goldiger, seidenartiger Mähne und Schweif.

Gleich am ersten Tage sollte mir damit ein Malheur passieren. Das Pferd, der großen Reitbahn gänzlich ungewohnt, gab nur

widerstrebend dem Schenkel nach. Als ich mich aber einem der großen Spiegel, welche die Wände der Reitbahn zierten, näherte und es sein eigenes Bild auf sich zuschreiten sah, erschrak es so gewaltig, daß es sich aufbäumte und sich mit mir nach hinten überschlug. Roß und Reiter hatten weiter keinen Schaden erlitten, doch da der Hengst das letzte der vorzustellenden Pferde war und meine Uniform doch etwas von dem Falle gelitten hatte, so kehrten wir nach der Kaserne zurück, wohin meine Rosse auch gleichzeitig übergeführt wurden.

Den Hengst, den ich wegen seiner Farbe im Dienst nicht gut gebrauchen konnte — Offiziere wie auch Leute des Regiments waren sämtlich mit hellbraunen Pferden beritten — benutzte ich vornehmlich zu Spazierritten und später zu Parforce-Jagden. Das Tier ging vorzüglich, aber es rohrte sehr stark. Diese Eigenschaft hat mir manches Scherzwort bei meinen Genossen eingetragen.

Wenige Tage nach meiner Ernennung wurde ich zur Meldung bei Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. befohlen. Der hohe Herr, der sehr gnädig war, trat ganz nahe an mich heran und sagte lachend: „Na, nach Ihrer Figur hätten Sie sich ebensogut zum Rittmeister befördert melden können, als zum Lieutenant!“

Ich erhielt nun auch in der Kaserne eine größere Wohnung, aus Wohn- und Schlafzimmer und Sattelkammer bestehend, die ich mir mit allem Komfort einrichtete. Die Burschen waren auf einer Kürassierstube gegenüber einquartiert. Es wurden damals nur fünfzig Thaler Zulage pro Monat seitens des Regiments gefordert, wozu sich mein Vater bei meinem Eintritte

auch verpflichtet hatte; außer dieser Zulage erhielt ich jedoch durch seine Generosität noch sehr reichliche Zuschüsse.

Der Dienst für uns Offiziere war damals sehr leicht: vormittags einige Stunden und in der Regel nachmittags nur noch eine kurze Zeit. Wenn die Übungen der Eskadron auf dem Tempelhofer Felde stattfanden, trafen wir uns nach Beendigung derselben meist bei dem einen oder dem anderen der Kameraden, um gemeinsam zu frühstücken, uns zu unterhalten oder, wie es leider häufig genug vorkam, ein Spielchen zu machen.

Die Kameradschaft wurde bei unserem Regiment vorzüglich gepflegt. Wir Unverheiratete wohnten fast alle in der Kaserne, und bei dem um vier Uhr stattfindenden Mittagsmahle waren alle regelmäßig vollzählig vereint, während wir uns des Abends nach dem Theater zwischen zehn und elf Uhr in einem für uns reservierten Hinterzimmer der Weinstube von Gerold, Unter den Linden, zusammenfanden. Unsere Kneipe hatte den sonderbaren Beinamen „die lederne Flinte“ erhalten und denselben viele Jahre hindurch bewahrt. Dieses sehr einfach eingerichtete, verräucherte Stammlokal, wie der uns bedienende Kellner Wegner mit seiner roten Nase und seiner Eigenschaft, sich regelmäßig zu seinem Vorteil zu verrechnen, wird noch manchem der alten Kameraden jener Zeit in lebhafter Erinnerung sein.

In unserem Offizierkorps befanden sich zur Zeit eine Menge sehr großer, stattlicher Leute, so daß ich, trotzdem ich die Höhe von fast sechs Fuß erreichte, erst der Zehnte in der Größe war. Wenn drei oder vier von uns Hünen die Linden herunterschritten, oder wir in corpore bei Kroll

lustwandelten, so erregten wir beim Publikum das größte Aufsehen.

Es wurde damals bei allen Regimentern scharf getrunken, namentlich bei dem allmonatlich einmal stattfindenden Liebesmahle; wenn dann ein befreundetes Offizierskorps zu Tisch geladen war, so war es Usus, die Kameraden möglichst unter den Tisch zu trinken und namentlich die jüngeren Mitglieder unter uns, denen es als eine Ehrenpflicht gewissermaßen oblag, leisteten nach dieser Richtung fast Unglaubliches. Wer abfiel, der wurde in einem zu diesem Zwecke eingerichteten Nebenzimmer, der sogenannten „Totenkammer", untergebracht. Hier konnte er seinen Rausch auf der auf dem Fußboden liegenden Matratze ausschlafen.

Zur Herbstzeit bildeten für uns die Parforce-Jagden eine Hauptquelle des Vergnügens. Es war eine wahre Lust, an frischen, kühlen Oktober- und Novembertagen auf guten Pferden hinter den Hunden herzureiten.

Dieselben fanden vom Oktober an allwöchentlich in der Nähe des Jagdschlößchens „der Stern" bei Potsdam statt, wohin wir die Jagdpferde schon frühmorgens vorausfandten, um sie recht frisch zu erhalten, und dann auf andern Pferden folgten. Im Jagdschloß vereinte uns dann später das Diner, an welchem auch die königlichen Prinzen Karl, Albrecht und Friedrich Karl regelmäßig teilzunehmen pflegten. Speisen und Getränke wurden jedoch von einem Unternehmer geliefert, und jeder hatte seine Zeche zu berichtigen. Bei diesen Mahlen, die sehr lebhaft verliefen, wurde demjenigen, der das Schwein ausgehoben hatte, der also zuerst beim Halali gewesen war, die Ehre zu teil,

die Gesundheit Seiner Majestät des Königs ausbringen zu dürfen. Dies geschah nach altem Brauch aus dem eine halbe Flasche Sekt haltenden, künstlich in Silber getriebenen ciselierten Becher, welcher den Kopf des einst sehr berühmt gewesenen Hundes Mirza darstellte.

Öfters fanden auch im Grunewald Parforcejagden statt und manchmal in dem etwa zwei Meilen über Potsdam hinaus gelegenen, sehr waldreichen königlichen Revier Kunersdorf.

Während nun bei den Jagden beim Stern oder im Grunewald das vorher gefangene Stück Schwarzwild der Saubucht entnommen und wenn's, wie in der Regel, ein Keiler war, ihm vorher die Gewehre ausgebrochen worden waren, so wurde es an letzterem Orte aus dem Freien gejagt. Traf sich's dann zufällig, daß das Schwein, welches die Hunde losgemacht hatten, ein zweijähriger oder älterer Keiler war, so ging es nie ohne schlimme Verwundungen für die Hunde ab, denen sie mitunter sofort oder in kurzer Zeit erlagen. Auch für die Reiter war die Sache nicht ohne Gefahr. Oft, wenn die Meute den Keiler gedeckt hatte und die Reiter, von den Pferden gesprungen, herzueilten, um ihn auszuheben, machte derselbe sich mit einer gewaltigen Anstrengung noch einmal von den Hunden frei und nahm dann jeden an, der ihm gerade in die Quere kam. So erlebte ich es bei solcher Gelegenheit einmal, daß sich das wütende Tier auf den Baron Korff stürzte, der, die Gefahr sofort erkennend, sich als gewandter Turner an einem glücklicherweise über seinem Haupte hinstreckenden Eichenast in die Höhe zog, aber es doch nicht verhindern konnte, daß ihm der Keiler mit scharfem Gewehr den einen eleganten Stiefel vom Knöchel bis

zur Stulpe aufschlitzte, als wäre er mit einem Rasiermesser aufgetrennt worden.

Den Gipfelpunkt dieses edlen Sports bildete immer die Hubertusjagd im Grunewald am dritten November.

Unvergeßlich ist mir meine erste Hubertusjagd im Jahre 1855 geblieben. Ich hatte mich, weil der König und der Prinz Wilhelm wie immer daran teilnahmen, mit außerordentlicher Eleganz gekleidet; namentlich waren die mir von meinem Schneider aufgeredeten weißen Beinkleider von feingeripptem englischem Plüsch Gegenstand meines Stolzes.

So ritt ich am Morgen in bester Stimmung hinaus nach dem Jagdschloß Grunewald. Es war ein herrlicher Novembertag. Die Sonne schien golden durch das Geäst der dunkeln Kiefern, und ein leichter durchsichtiger Nebel hielt sich wie ein feiner bläulicher Schleier am Waldboden fest. Schon von weitem hörte ich das lustige Treiben, das bei dieser Gelegenheit das einsame, tief im Forste versteckt liegende altersgraue Jagdschloß belebt. Die sanften Abhänge, welche die Gebäude umgeben, sind besetzt von heiter gestimmten Menschen, die mit Ungeduld des Beginnes der Jagd harren und die ankommenden Rotröcke mit harmlosen neckischen Zurufen begrüßen. Drinnen im Schloßhof entfaltet sich ein buntes, munteres Gewirr. Vor dem Eingang des Schlosses bilden die Jagdteilnehmer in ihren kleidsamen Kostümen, die Damen in Reitkleidern, heiter plaudernde Gruppen; die aus etwa fünfundzwanzig Koppeln bestehende, braunweiß gefleckte königliche Meute wird von den Piqueuren mit der Peitsche und mahnenden Zurufen seitwärts davon eng gedrängt zusammengehalten, die Jagdpferde, deren Mähnen und

Schweife für dieses Hubertusfest mit Bändern in den Wappenfarben der Reiter durchflochten sind und von Dienern am Zügel gehalten oder hin und her geführt werden, scharren ungeduldig das Pflaster, Köche und Lakaien laufen geschäftig über den weiten Schloßhof, um alles zu dem später folgenden Jagd-Diner vorzubereiten, und eine kleine Schar bevorzugter Zuschauer umgeben auf dem Schloßhofe in weitem Kreise respektvoll das glänzende Bild. —

Da erschallen draußen begeisterte Hochrufe, in die sich bald schmetternde Jagdfanfaren mischen. Der allerhöchste Jagdherr, Se. Majestät, erscheint im grünen Sammetrock, ihm zur Seite die imposante Gestalt des allbeliebten Prinzen Wilhelm. Punkt zwölf Uhr mittags öffnet sich das westliche Thor des Schloßhofes, und der lange Zug der Reiter auf ihren schönen Rossen, der König und die Prinzen voran, folgen paarweise hinter den Hunden, während die voraufreitenden Piqueure Fanfaren blasen. Vorüber gehts an der jubelnden Volksmenge, welche durch den Anblick des prächtigen, eigenartigen Zuges in Entzücken geraten ist, die weichen Sandwege entlang der etwa eine halbe Stunde entfernt liegenden Saubucht zu, aus der ein zweijähriger Keiler zur fröhlichen Jagd angesetzt ist. — Da haben auch schon die Piqueure die Stelle gefunden, wo im Boden der Kiefernzweig steckt zum Zeichen, daß von hier aus der Schwarzrock flüchtig geworden. Schnell sind die Hunde auf die verbrochene Fährte losgelassen. Die Nase tief zur Erde, stürmen sie unter hellem, fröhlichem Geläut dahin. Unmittelbar hinter ihnen und seitwärts folgen die Piqueure auf ihren weithin leuchtenden Schimmeln. Sobald die Fanfare „Anjagd“

ertönt ist, setzt sich das rote Feld in Bewegung, um zunächst in leichtem Jagdgalopp dem Geläute der Hunde zu folgen. Doch die Meute beschleunigt, am Boden suchend, mit nach oben gestreckter Fahne den Lauf. Der Galopp wird schärfer. Dahin geht die Jagd durch hohe Bestände, in denen die Pferde nach Belieben ausgreifen können, durch enges und weites Stangenholz, über Gräben und Wege, immer weiter dem flüchtigen Schwarzkittel nach. Plötzlich verlangsamt sich vorn das Tempo. Die Hunde klagen heulend, suchen winselnd am Boden herum; sie haben die Fährte verloren. Das rote Feld, das noch kurz vorher weit verstreut eine langgestreckte breite Wiesenfläche durchritten, rückt völlig auf, die Jagd ist verstummt. Einige ältere Hunde haben sich von der Meute abgezweigt; ein Piqueur folgt ihnen. Er ahnt das Richtige. Etwa fünfhundert Schritt ist er der scharfen Nase derselben gefolgt, da setzt er freudig das Jagdhorn an die Lippen und schickt den Hubertusreitern in langen Tönen die ersehnte Fanfare „Gute Jagd" hinüber. Hei, wie die Schenkel herangedrückt werden, wie die Rotröcke auseinandersprengen, vorwärts stürmen der erlösenden Fanfare nach; jeder will der Erste sein hinter den jetzt wieder lautgehenden Hunden, hinter dem nun erst recht vorwärts stürmenden Keiler.

Durch die Schnelligkeit meines Fuchshengstes war ich einer der ersten, als am Rande einer etwa zwanzigjährigen Kieferschonung der Schwarzrock von den Hunden gestellt wurde. Bald war der Keiler ausgehoben und empfing durch den inzwischen ebenfalls herbeigekommenen Prinzen Wilhelm in Vertretung Sr. Majestät den Fang. Da der König jeden Augenblick erwartet werden konnte und für ihn das Stangenholz zum Durchreiten zu dicht war, so

reichte mir der hohe Herr lächelnd seinen Hirschfänger mit den Worten: „Da, hauen Sie etwas freie Bahn für Se. Majestät.“ — Mit großem Eifer führte ich den Befehl aus; die jungen Kiefern fielen rechts und links nur so unter meinen lang ausgeholten, wuchtigen Streichen. Da lachte Prinz Wilhelm, der mit Vergnügen meiner rüstigen Arbeit zugeschaut hatte, plötzlich laut auf. Ich stutzte und gewahrte zu meinem größten Entsetzen, daß bei dem Bücken meine vielbewunderten, hocheleganten Beinkleider auf dem rechten Schenkel von oben bis unten aufgeplatzt waren. Der Prinz ermutigte mich aber sofort wieder durch die heitere Äußerung: „Na, wenn die Hofdamen herankommen, dann treten Sie nur ein wenig in den Hintergrund, damit dieselben nicht blind werden, wenn sie das sehen.“ Diesem gütigen Rate gab ich schleunigst Folge, da in demselben Moment auch schon der König mit seiner Suite und den Damen herankam. —

Jubelnd tönte das: „Halali! . . . Halali! . . . Halali!“ aus unserem Munde, während wir unsere Kopfbedeckung fröhlich schwenkten.

Die Fanfare: „Schwein tot“ klingt hell durch den Wald, der Keiler wird ausgeweidet und für die Hunde das Curée gehalten. Mit großem Eifer macht sich die Meute über das dampfende Gescheide her. Den Schluß der Jagd bildet die Verteilung der Brüche, die wir aus der Hand des Hofjägermeisters entgegennehmen und an unsere Hüte stecken. Der grüne Zweig beweist, daß wir beim Halali gewesen und bei dem nun im Jagdschlosse folgenden und die herrliche Hubertus-Jagd beschließenden Diner das grüne Reis tragen dürfen.

Zuvor fand ich eine barmherzige Seele unter der Schloß-dienerschaft, die mir den an der Hose erlittenen Riß oberflächlich zusammen heftete, so daß ich von dem Diner nicht zurückzubleiben brauchte und mir auch den berühmten Königspunsch, ein Getränk, welches nur bei den Hoffestlichkeiten gereicht wird, wohlschmecken lassen konnte. —

Für das Leben der großen Gesellschaft war damals bei uns wenig Geschmack vorhanden. Dennoch hielt ich es für nötig, die Feste mitzumachen und bei den Hofbällen zu tanzen. Nicht ohne eine gewisse Befangenheit trat ich auf meinem ersten Hof-balle in der Eigenschaft als Tänzer auf und war nicht wenig stolz und erfreut, als mein Rittmeister, Graf Brandenburg, mir nachher das Kompliment machte, daß ich mit tadelloser Eleganz getanzt hätte. Bei den großen Gala-Couren erschienen wir in weißen Leibröcken mit blauem, silbergesticktem Kragen und Ärmel-aufschlägen, engen Beinkleidern und Kanonenstiefeln. Die Bein-kleider erforderten eine lächerlich lange Zeit zum Anziehen, dafür markierten sie aber auch jede Muskel; und wer ein schön geformtes Bein hatte, der konnte damit Furore machen.

Infolge meiner muskulösen, stattlichen Figur hatte ich die Freude, die besondere Aufmerksamkeit des Prinzen Wilhelm, späteren Kaisers Wilhelm I., auf mich zu lenken, der mich häufig zu sich heranrief und mir manch gnädiges Wort spendete. Ebenso lernte ich damals den Prinzen Friedrich Karl kennen, der mich auch häufig mit freundlichen Ansprachen beehrte.

Unser Regiment wurde zu jener Zeit von dem Obersten Messerschmidt von Arnim kommandiert, ein zwar derber Herr, aber auch ein Soldat, wie es deren wenige gab. Ich hatte die

Freude, mich seiner besonderen Gunst zu erfreuen. Der Kommandeur war ein ebenso brillanter Reiter wie großer Pferdekenner, und man sagte, daß er sich durch Ein- und Austauschen von Pferden ein ansehnliches Vermögen erworben habe. Bei unserem Regimente ebenso wie bei den anderen Garde-Kavallerie-Regimentern war nämlich durch starke Nachfrage vom Auslande her die Passion eingerissen, häufiger mit den Pferden zu wechseln. Auch ich wurde um so leichter davon ergriffen, als mein Vater mir von dem jungen Nachwuchs seiner Zucht verschiedentlich für mich besonders geeignete Pferde nach Berlin sandte, ich also stets auf guten Ersatz rechnen konnte. Ich hatte verschiedene meiner Pferde gut verkauft und neue vorteilhaft dafür erstanden; besonders ermutigt wurde ich jedoch zur Fortsetzung dieses Tauschhandels durch ein gutes Geschäft, das ich gemacht hatte. Ein Bekannter von mir, Graf Malzahn-Militzsch, zur Zeit in Berlin, war durch eine schwere, langwierige Krankheit, der er schließlich auch erlag, genötigt, seinen berühmt gewordenen Stall aufzulösen. Ich hatte ihm auf seinen Wunsch eines seiner Pferde, eine schwarzbraune englische Stute, welche er von einem Offizier der englischen Horseguards erstanden hatte, für hundertundzehn Friedrichsd'or abgekauft. Die Stute war schon vierzehn Jahre alt, aber von wunderbarer Schönheit und brillantem Gangwerk. Als ich sie etwas zurecht gepflegt hatte und zum ersten Male herausbrachte, erregte sie allgemeines Aufsehen, und die Leute, denen ich auf der Straße oder im Tiergarten begegnete, blieben häufig stehen, um das herrliche Tier zu bewundern. Ich hatte mich etwa vier Wochen dieses Besitzes erfreut, als sich eines Tages ein österreichischer Kavalier bei mir melden ließ und mich

fragte, ob die schwarzbraune Stute verkäuflich wäre. Ich bejahte es, fügte aber hinzu, ich würde das Pferd nicht unter hundertundsechzig Friedrichsd'or abgeben. Der Herr meinte nun, ob das mein Ernst sei, und als ich dies als selbstredend bezeichnete, sagte er schnell: „Dann erlauben Sie mir wohl, Ihnen den geforderten Betrag zu behändigen und das Pferd als von mir gekauft anzusehen. Ich bin der Stallmeister des Erzherzogs Albrecht von Österreich, in dessen Auftrag ich handle."

Nicht ohne Schmerz ließ ich das schöne Tier von dannen ziehen, wenn auch der Verdienst für die kurze Zeit des Besitzes, neben dem gehabten Vergnügen ein sehr hoher war.

Von dem Erlös kaufte ich mir einen vorzüglichen hellbraunen englischen Wallach des Grafen Boelzig von den Gardes du Corps. Das Tier war das Bild eines starken schönen Kürassierpferdes und nebenbei als vorzüglicher Springer bekannt. Als ich wenige Tage darauf zu einem kleinen Hindernisrennen hinausritt, welches von den Garde-Dragonern in der Nähe von Rixdorf veranstaltet wurde und an dem keine Kürassier-Offiziere beteiligt waren, worüber die Kameraden von der leichten Kavallerie einige schnöde Bemerkungen machten, meldete ich mich sofort als Mitreiter für die eben bevorstehende Steeple-chase. Ich hatte den Triumph, glatt über einen sechzehnfüßigen Graben zu gehen, in dem bereits zwei von den Herren Dragonern herumkrabbelten, die bei diesem Hindernis zu Fall gekommen waren, und mit meinem gänzlich untrainierten Pferde, trotz meines schweren Gewichtes als Zweiter das Ziel zu passieren.

Bald darauf ließ mich mein Kommandeur zu sich rufen. In sehr wohlwollender Weise sagte er mir, er habe zu seinem

Bedauern erfahren, daß ich mehrfach in letzter Zeit Pferde umgesetzt hätte, er wolle mich davor warnen. — „Sie werden denken," so führte er weiter aus, „der hat gut reden, der hat es ja selbst schon wer weiß wie lange getrieben und große Gewinne eingeheimst. Hier ist mein Buch, das ich über die Pferde-Geschäfte geführt habe und in welches ich vor Ihnen noch niemand hineinblicken ließ. Sie werden daraus ersehen, daß ich allerdings in dreißig Jahren siebentausend Thaler durch den Pferdetausch gewonnen habe, aber diese Gewinne stammen aus einer Zeit, wo ich leicht und behende von großem Glück begleitet war. Sie, mit Ihrem schweren Gewicht, dürfen sich auf die Dauer nicht darauf einlassen, wenn Sie nicht bittere Verluste erleiden wollen."

Ich nahm diesen Rat dankbar an und habe ihn bestens befolgt. Das Wohlwollen meines Kommandeurs verblieb mir, wenn ich auch manchen Rüffel in und außer dem Dienste von ihm erhalten habe. —

Als großer Freund guter Waffen, hatte ich mir in Solingen einen extra langen und breiten Eisenhauer von vorzüglicher Qualität machen lassen. Bei der nächsten großen Parade legte ich denselben an und ritt mein kapitales Roß „Boelzig" mit seinem glänzenden hellbraunen Haar und lang herabwallender schwarzer Mähne. Das Regiment sah an diesem schönen hellen Sommertage wirklich pompös aus, als es aus dem alten Halleschen Thore hinaus die Belle Alliance-Straße hinunter zum Tempelhofer Felde ritt. Die Küraſſe und Helme funkelten und blitzten im Sonnenlicht wie lauteres Gold und es hatte sich der Offiziere, wie auch der Mannschaft, eine frohe Stim-

mung bemächtigt, die noch gehoben wurde, als wir längs unseres Weges von den zahlreichen Zuschauern und noch mehr den Zuschauerinnen mit Rufen des Beifalls begrüßt wurden. Auch ich kam mir ganz besonders stattlich vor, und dies Gefühl steigerte sich noch, als ich später während des eigentlichen Parademarsches beim alten Wrangel vorbeikam und derselbe mir freundlich zurief: „Heute gefällst du mir, mein Sohn!“ Das Regiment hatte Seine Majestät den König passiert und wir rückten auf, um weitere Befehle abzuwarten. Plötzlich kam der Kommandeur hinter mir angaloppiert und rief mir mit seiner sonoren Stimme zu: „Herr, wo in drei Teufelsnamen haben Sie die verfluchte Plempe her! Seiner Majestät dem Könige ist sie aufgefallen und er hat gefragt, ob Sie etwa Ihr Ahnenschwert sich für die Parade herausgebuddelt hätten. Ich verbitte mir ganz entschieden, daß Sie den Pallasch je wieder im Königlichen Dienste führen.“

In demselben Sommer hatte ich mir Urlaub nach der Heimat genommen. Da kam mir plötzlich in übermütiger Laune der Gedanke, schnell einen Abstecher nach Wiesbaden zu machen. Ich ahnte nicht, daß mein Kommandeur mit seinen Töchtern auch dorthin gegangen war, um eine kurze Kur zu gebrauchen. Gerade stand ich im Spielsaale am Trente et Quarante-Tische, wo ich mit einigem Glücke pointirte, als mir auf einmal jemand von hinten mit schwerer Hand auf die Schulter klopfte. Mich schnell umwendend erkannte ich zu meinem nicht geringen Schrecken meinen Obersten, der mir zurief: „Na, wie kommen Sie denn hierher? Ich habe Ihnen doch Urlaub nach Pommern erteilt!“

„Entschuldigen Herr Oberst, ich bin mit einem kleinen Umwege dorthin unterwegs," war meine schnelle Antwort, über die der gestrenge Herr lachen mußte. —

„Na, ich pumpe Ihnen nichts, wenn Sie Ihr Geld hier verlieren, darauf können Sie sich verlassen," fuhr er fort, worauf ich erwiderte: „Ich werde auch nicht in die Lage kommen, Herr Oberst, ich habe bisher ganz gut abgeschnitten."

Er sah dem Spiele noch eine Weile zu und begab sich dann zu seinen Damen, wohin ich ihm bald darauf folgte und wo ich durch meine angeborene Liebenswürdigkeit den letzten Hauch einer Mißstimmung bei meinem Vorgesetzten verscheuchte.

Den nächsten Tag empfahl ich mich und eilte, daß ich in nördlichere Regionen kam. Von diesem Intermezzo aber war später nie die Rede.

Einmal mußte der Herr Oberst mir vierundzwanzig Stunden Stubenarrest geben, weil ich infolge Verpassen des Zuges erst einen halben Tag nach Ablauf meines Urlaubes mich zurück melden konnte. Wenige Stunden nach Antritt der Strafe wurde ich plötzlich zum Herrn Obersten befohlen, der mir den Rest des Stubenarrestes freundlichst erließ, nachdem er mir eine kleine Standrede gehalten hatte. — Dies war die einzige dienstliche Strafe, die ich je gehabt habe.

Dieser famose Kommandeur, der das stolze Regiment auf dem Exerzierplatz herumwarf wie einen Ball und selber ritt wie ein Kentaur, verlor vollständig seine brillanten Führer-Eigenschaften, sobald höhere Vorgesetzte zur Stelle waren. Dann wurde er befangen und ängstlich und machte einen ganz entgegengesetzten Eindruck, wie seine eigentliche Natur es erheischte. Das

war auch der Grund dafür, daß er eine höhere Stellung, wie die eines Brigade-Kommandeurs nicht erreichte.

Da die Besitzung meines Vaters in der Neumark von Berlin aus leicht zu erreichen war, begleiteten mich öfters liebe Kameraden vom Regiment nach Giesenbrügge. Unter diesen befand sich ein Lieutenant Douglas von Fenzi, dessen Vater ein Italiener war, während seine Mutter der alten Familie der Douglas angehörte. Bei ihm machte sich das englische Blut hervorragend bemerkbar. Er war in mancher Beziehung ein vollständiges Original, und allerlei drollige Geschichten waren über ihn im Umlauf.

Zu meiner Zeit hatte ein kleiner alter Jude Namens Hausen freien Zutritt in der Kaserne, wo derselbe den Offizieren neue Portepees und Schärpen verkaufte, alte kaufte und überhaupt alles erstand, was zu verhandeln war. Mit diesem trieben wir häufig unsere Scherze, vor allem Lieutenant von Fenzi. So hatte er einmal seinen Pallasch kurz unter dem Griff abgebrochen und bot denselben, in der Scheide steckend, diesem Händler zum Kaufe an. — „Nun, Hausen, was kannst du geben für den schönen Pallasch.“ — „Werd' ich geben einen Thaler, Herr Lieutenant.“ „Unsinn! Doch für drei Thaler will ich ihn dir lassen, wie er ist, aber nicht erst viel anfassen, und vorher das Geld auf den Tisch.“ — Nach langem Feilschen kam der Handel endlich zustande, Fenzi steckte das Geld in die Tasche und Hausen erhielt unter dem allgemeinen Gelächter der Versammelten den Degen, welches sich noch steigerte, als er das Schwert ziehend, den abgebrochenen Stumpf entdeckte und in lautes Jammern ausbrach. Viel hat er bei dem Handel nicht weiter verloren und wußte

sicher seinen Vorteil auch hierbei wieder herauszuschlagen, wie überhaupt seine Geschäfte bei uns sehr lukrative sein mußten, sonst wäre er in Anbetracht der gelegentlich etwas rauhen Behandlung sicher nicht immer wiedergekommen.

Fenzi war ein leidenschaftlicher Angler, und der unmittelbar am Park in Giesenbrügge belegene große See bot ihm dazu treffliche Gelegenheit, seinem Sporte nachzugehen. Schon vor sechs Uhr morgens begab er sich mit seinen verschiedenen englischen Fang-Utensilien zum Wasser, wo er viele Stunden ununterbrochen angelte, mitunter mit sehr geringen Resultaten. Ich ließ mich hierdurch nicht in meiner Morgenruhe stören und machte meinem passionierten Freunde erst in der neunten Stunde des Vormittags am Wasser meine Visite, wo ich dann auch eine Angel auswarf. Da mir der nahe Fischkasten zugänglich war, so entnahm ich demselben zuweilen einen der größeren Fische, befestigte denselben heimlich am Haken meiner Angel und zog dann plötzlich einen großen Karpfen oder Schlei aus der kühlen Tiefe empor, mich an dem Zorn und Neide meines Kameraden über mein unverschämtes Glück ergötzend, bis er endlich hinter meine Schliche kam.

Im Hause meiner Eltern war damals eine Erzieherin für meine Schwestern, eine sehr fromme und tugendhafte, aber ebenso pedantische alte-Jungfer, mit der wir uns durchaus nicht zu stellen wußten, da sie jeden unserer thörichten Streiche ans Tageslicht zerrte und ihre Kritik daran ausübte. Der Liebling dieser Dame war ein großer grauer Kater, den sie wie ein Kind pflegte und hätschelte. Das Tier wurde ängstlich in ihrer im zweiten Stockwerk belegenen Wohnung vor Unheil bewahrt und nur abends und morgens in einem an langer Schnur be-

festigten Korbe aus dem Fenster herunter gelassen, um dann seine kurze Promenade im Parke zu machen. „Murr" war so erzogen, daß er nach wenigen Minuten wieder in seinen Korb kletterte und auf demselben Wege in das zweite Stockwerk zurückbefördert wurde. Auf diesen Kater des Fräulein K. hatten wir schon längst ein Auge geworfen, um an ihm unser Mütchen einmal gründlich zu kühlen. Unsere Bemühungen nach dieser Richtung waren immer vergeblich gewesen.

Eines Abends, als wir uns gerade wieder über die Erzieherin gründlich geärgert hatten und uns eben in unsere auf dem entgegengesetzten Flügel belegenen Gemächer zurückziehen wollten, empfing uns in meinem Zimmer ein lautes Miau. Zu unserem größten Erstaunen und nicht geringem Triumphe entdeckten wir, daß sich der langbegehrte Kater dorthin verirrt hatte. Fenzis erster Blick fiel auf die Katze, der zweite auf meine Waffensammlung, die an einer der Wände prangte. Zwischen den vielen Klingen ragte ein riesiges Richtschwert weit hervor, mit dem, nach der darauf eingravierten Schrift zu schließen, bereits sieben Männer und eine Frau enthauptet sein sollten. Wir beide hatten uns im Nu verstanden. Der Kater wurde ergriffen, auf den Tisch gelegt, ihm mit dem berühmten Richtschwert die äußerste Schwanzspitze abgeschlagen und dem Tiere alsbald die Freiheit wieder gegeben. Fenzi hatte eigentlich die grausame Absicht, den Kater ganz regelrecht zu englisieren und ließ sich nur durch meinen energischen Protest dazu bewegen, die Operation auf ein Minimum zu beschränken, über die wir dann bei ruhiger Überlegung ohnehin einige Gewissensbisse empfanden.

Tiefe Trauer herrschte am anderen Tage auf dem gegenüberliegenden Flügel. Fräulein K. erschien an dem Tage über-

haupt nicht und alle Welt zerbrach sich den Kopf, wo wohl der Kater seinen Schwanz gelassen habe. Der Hauptverdacht fiel auf die Gärtnerburschen, auf uns kam glücklicherweise kein Verdacht, nur mein Vater schien eine leise Ahnung zu haben, wer wohl die Übelthäter sein konnten. Auf seinen Humor bauend, gestanden wir ihm auch später unsere Unthat gegen das Versprechen unverbrüchlichen Schweigens. —

Ich wählte damals als Burschen fast ausschließlich Polen, weil dieselben, wenn man sie streng, aber gerecht behandelte, die brauchbarsten und anhänglichsten Untergebenen waren. So hatte ich als Pferdeburschen einen gewissen Rekittke, einen schönen, großen Kerl mit schwarzem Haupt- und Barthaar. Rekittke war wegen Trunkes verschiedentlich in der Schwadron bestraft worden und bat, mich doch seiner zu erbarmen, indem er mir schwor, nie wieder Spirituosen zu sich zu nehmen. Der Mann führte sich seitdem auch tadellos und meine Pferde waren nie besser gehalten wie gerade in der Zeit. Da traf es sich, daß ich einige Wochen auf Urlaub ging. Ich übergab meine Leute und Pferde während dieser Zeit einem Kameraden vom Regiment, dem Lieutenant von Wolden, zur Beaufsichtigung. Kaum war ich acht Tage fort, als ich einen Brief von diesem erhielt, wonach er sich gezwungen gesehen habe, dem Rekittke wegen liederlichen Lebenswandels und verschiedentlich vorgekommener Trunkenheit meine Pferde abzunehmen und ihn wieder dem vollen Dienst der Eskadron zu übergeben.

Am Tage meiner Rückkehr, als ich gerade im Begriff war, mich für die Mittagstafel umzukleiden, meldete sich Rekittke bei mir und bat mich, ihn wieder in meinen Dienst zu nehmen, er

habe gedacht, meinte er, wenn ich nicht da wäre, so käme es so sehr nicht darauf an, wenn er der alten Gewohnheit einmal wieder nachhinge. Ich sagte ihm, daß dies nicht sein könne, schon des Lieutenant von Wolden wegen nicht, der sich doch sehr wundern würde, wenn ich die von ihm mit vollem Rechte getroffenen Maßregeln einfach wieder umstieße. Außerdem aber habe er mir bewiesen, daß er das gegebene Wort nicht halten könne. Dem Manne rieselten bei meinen in ganz freundlichem Tone gesprochenen Worten die Thränen die Backen herunter, er sagte kein Wort weiter, machte Kehrt und verschwand. Wenige Minuten darauf hörte ich von der Burschenstube her einen Schuß fallen, und als ich eilend hinübersprang und die Thür öffnete, lag der schöne Kürassier tot am Erdboden. Er hatte sich mit einer Platzpatrone in den Mund geschossen und rührte kein Glied mehr. Er wollte lieber sterben, wie ohne das Wohlwollen seines Herrn leben. Kurz darauf erschoß sich ein Trompeter von meinem Regiment wegen einer kleinen ihm für ein Dienstvergehen zudiktierten Strafe und zwei Tage später einer der Offiziere in einem Anfalle von Schwermut.

Der zur Zeit beim Regiment stehende Prinz Leopold von Schwarzburg-Sondershausen und ich waren die ersten, welche die Wohnung unseres verschiedenen Kameraden betraten. Der Prinz hatte die Geistesgegenwart, das vom Piston der Pistole abgesprungene und neben der Leiche liegende Zündhütchen aufzunehmen und in die Tasche zu stecken. Dieser anscheinend geringfügige Umstand hatte im Gefolge, daß der Auditeur nicht Selbstmord erkannte, sondern einem unglücklichen Zufall den plötzlichen Tod zuschrieb. Man nahm an, daß der Verblichene

seine Pistole habe untersuchen wollen, daß hierbei wahrscheinlich der gespannte Hahn auf das Piston geschnappt sei und die Pulverkörnchen auf letzterem durch die Reibung sich entzündet hätten. So konnte nach den gesetzlichen Bestimmungen die Bestattung mit allen militärischen Ehren erfolgen. Da ich mit dem Bruder des Verstorbenen, einem Garde-Infanterie-Offizier, näher bekannt war, wurde mir der traurige Auftrag erteilt, diesem die betrübende Botschaft zu übermitteln. Ebenso wurde ich später zur Leichenparade kommandiert. Der Verstorbene war als Kamerad bei seinen Mitoffizieren wie als Vorgesetzter bei seinen Untergebenen sehr beliebt, und als der reich mit Blumen geschmückte Sarg durch acht Unteroffiziere aus dem Garnisonlazarette, wohin die Leiche nach herrschendem Brauche aus der Kaserne geschafft worden war, herausgetragen wurde, um auf das bereit stehende Gefährt gestellt zu werden, da war niemand von uns, die das Trauergefolge bildeten, der nicht auf das Tiefste ergriffen gewesen wäre. —

Wir hatten bei unserem Regiment eine große Passion für Hunde; ich selbst hielt deren vier: ein Pärchen sehr niedlicher kleiner Seidenspitze, Paul und Virginie, eine kleine schwarzgraue langharige Skyterrier-Hündin, die von der Zucht des Prinzen Albrecht stammte, Namens Molly, und einen riesigen Neufoundländer, den ich jung aus dem Zoologischen Garten erworben hatte und der den eigentümlichen Namen „Nomey" trug. Ein jedem Sport sehr huldigender Kamerad, Lieutenant von Maltzahn, der von den Garde-Dragonern zu uns versetzt war, kam auf die Idee, für die kleineren Hunde Hindernisrennen zu veranstalten. Es wurde in einem der größeren Offizierszimmer

eine vollständige Hindernisbahn aus Stühlen, Sofakissen, Kisten ꝛc. aufgebaut, ein Start und ein Ziel bestimmt und als Preis für den Sieger eine Wurst oder dergleichen ausgesetzt, die Kameraden wetteten auf einen oder den anderen der Renner. Oft erschienen zehn bis zwölf Hunde am Start. Die klugen Tiere hatten die Sache bald begriffen, und es war ein wahres Vergnügen, zu sehen, mit welcher Passion sie an den Wettlauf herangingen. Sie konnten den Ablauf, dessen Beginn durch das Senken eines Taschentuches angezeigt wurde, kaum erwarten. Waren die Hindernisse recht schwierige, so konnte ich sicher sein, daß meine Molly den Preis errang; sie konnte, so klein sie war, ganz fabelhaft springen und war entschieden die Favoritin bei den Wettenden. Über ein dreifüßiges Hindernis ging sie ohne erhebliche Anstrengung glatt hinüber.

Auch Nomey war ein ganz eigenartiges Tier, nebenbei bemerkt der größte Hund, den ich je gesehen habe. Er überragte mit seinem Rücken fast eine Hand hoch den Tisch in meinem Zimmer und war von entsprechender Länge und Breite. Er hatte Riesenkräfte, dabei war er aber gutmütig und biß nie einen Menschen. Wenn ich ihn auf meinen Gängen in der Stadt mitnahm, so wandelte er immer dicht vor mir auf dem Trottoir, ging aber niemand aus dem Wege. Alles beeilte sich, dem gewaltigen Tiere Platz zu machen. Beim schnellen Reiten konnte er seiner Schwerfälligkeit wegen nicht gut folgen, auf den Ritten im Tiergarten aber nahm ich ihn gern mit, weil er mir hierbei großes Vergnügen bereitete. Das sonst so friedliche Tier hatte die Gewohnheit, blindlings auf jeden loszugehen, den ich ihn mit den noch so leise gesprochenen Worten: „Nomey, auf ihn!“ bezeichnete. — Er sprang

dann auf den Betreffenden zu, warf ihn zu Boden, drehte ihn einige Male im Schmutze um, ohne ihm sonst das Geringste zu Leide zu thun, und überließ ihn dann, mir wieder nachlaufend, seinem Schicksale.

Ich hatte den Hund einmal im Winter mit auf Urlaub genommen, zur Zeit, als mein Vater gerade seine Treibjagd gab. Bei diesen Jagden und den darauf folgenden Diners ging es damals noch etwas lauter und formloser zu, wie heute. Die Damen erschienen niemals mit bei Tisch und es wurde sehr scharf getrunken. Das war auch diesmal gerade an der Seite der Tafel der Fall, wo ich den jüngeren Jagdgenossen die Honneurs des Hauses machte. Gegen Ende des Gelages, als wir alle in sehr animierter Stimmung waren, wurde auch von Nomey und seinen Eigenschaften gesprochen. Einer der Herren, der regelmäßig vom Geiste des Widerspruches beseelt und deshalb nicht sehr beliebt war, ein Herr von Medog, bestritt, daß der Hund ihn annehmen und ihn niederwerfen könne, er wolle schon mit ihm fertig werden.

Sofort war ein halbes Dutzend Wetten auf das Gegenteil angeboten und angenommen. Ich allein versuchte zu vermitteln und bat Herrn von Medog, zurückzutreten, da ich ganz sicher wüßte, daß er verlieren würde. Als Sohn des Hauses möchte ich meine Zustimmung nicht gern geben. Da kam ich aber schön an. „Sehen Sie wohl, meine Herren," sagte er, „wie der Besitzer des Hundes kurz tritt. Ich bestehe darauf, daß die Kreatur herbeigeschafft wird und zwar möglichst sofort." —

Nun hatten auch die älteren Herren begonnen, sich für die Sache zu interessieren und drängten meinen Vater, mir die

Erlaubnis zur sofortigen Entscheidung zu erteilen. Schließlich gab mein Vater nach und sagte: „Wenn Herr von Medog es durchaus will, so mag es meinetwegen sein.“ Nun erteilte ich einem Diener den Auftrag, den Hund herbeizuholen. Alsbald hörten wir ihn die Treppen heraufpoltern und gleich darauf drängte sich das Riesentier freudig winselnd an mich heran. Noch einmal versuchte ich, den kühnen Herrn von seinem Vorsatze abzubringen. Umsonst. Medog stellte sich in eine wahre Fechter-Positur und erwartete seinen Angreifer. Da erschallte mein Ruf: „Nomey, auf ihn!“ Ein Sprung, ein Fall, und der Ungläubige rollte unter dem Jubel der ganzen Gesellschaft unter den Tisch. Ich rief sofort den Hund ab und ließ ihn wieder hinunterbringen. Der Besiegte aber tauchte allmählich mit einigermaßen verschüchtertem Gesicht auf der anderen Seite der Tafel wieder empor.

Als ich später vom Regimente abging, verkaufte ich Nomey an den Prinzen Leopold von Schwarzburg-Sondershausen für achtundzwanzig Friedrichsd'or, weil ich, da mein Vater eine Abneigung gegen den ungeschlachten Hund hegte, ihn nicht mit nach Hause nehmen durfte. —

Eine sehr angenehme Abwechselung waren für mich und einige andere Bevorzugte der Garde die Einladungen zu den Hofbällen nach Neustrelitz, die in der Regel auf drei bis vier Tage lauteten. Wir erhielten hierzu jedesmal sehr gerne Urlaub, weil es vom Hofe gewünscht und begünstigt wurde. Es waren in der Regel acht bis zehn Offiziere, meist gute Tänzer, die, zu den Auserwählten gehörten.

Damals gab es noch keine Eisenbahn nach Neustrelitz. Wir pflegten in der Regel in eigenem resp. zu dem Zwecke

geliehenen Wagen mit Extrapoſtpferden über Oranienburg, Fürſtenberg dorthin zu fahren; wie es gerade kam, allein oder mehrere zuſammen, aber immer einen Diener in eleganter Livree auf dem Bocke. Ich hatte mir auch einen eigenen Groom, der ganz fein „Charles“ gerufen wurde, obgleich er einfach Karl getauft war, zugelegt, einen hübſchen, aber durchtriebenen und reichlich frechen Bengel, von etwa ſechzehn Jahren, der mich öfters auf dieſen Expeditionen begleitete. In der Regel richteten wir es ſo ein, daß wir alle zur ſelben Stunde in Neuſtrelitz einfuhren und wenn die Reihe von Extraposten mit den blaſenden Poſtillonen in die Reſidenz hineinraſſelten, dann gab es ordentlich ein Aufſehen in dem reizenden Städtchen.

Wir erhielten ſehr hübſche Wohnungen in dem dem Schloſſe gegenüber liegenden Kavalierhauſe, hatten zu je zweien einen Lakaien und eine Hofequipage zur Verfügung, und ein Großherzoglicher Kammerherr ſorgte dafür, daß uns nach keiner Richtung etwas fehlte.

Der Vormittag des Tages nach der Ankunft wurde mit den Meldungen bei den hohen Herrſchaften und Beſuchen bei den hervorragenden Perſönlichkeiten der Geſellſchaft zugebracht, zum Diner waren wir zum Schloſſe befohlen und abends war Cour und Ball. Die übrigen Tage verliefen ähnlich; wenn zu der Winterzeit, in welche dieſe Feſtlichkeiten regelmäßig fielen, der unmittelbar am Schloßparke gelegene ſchöne große See mit ſicherer Eisdecke überzogen war, ſo wurden die Vormittage, wenn irgend angänglich, auf demſelben zugebracht. Dann ſpielte die Muſikkapelle des Neuſtrelitzer Bataillons dort allerlei Tänze, die hohen Herrſchaften erſchienen auch, und wir tanzten Quadrillen

auf Schlittschuhen, an denen öfters zwei junge liebenswürdige dessauische Prinzessinnen sich beteiligten. Auch schoben wir häufig die Damen auf den hierzu bereit gehaltenen eleganten Stuhlschlitten. Ein günstiges Geschick brachte mir mehrmals den Vorzug, die Prinzeß Mary von Cambridge fahren zu dürfen.

Ich sah dort auch den jungen Kronprinzen von Hannover, damals ein aufgeweckter munterer, etwa zehnjähriger Knabe, der mit dem Sohne des Erbgroßherzogs ungefähr im gleichen Alter, diesen in Begleitung seines Erziehers, Rittmeister von Döring, besucht hatte und sich lustig mit ihm auf dem Eise tummelte.

Die hohen Herrschaften waren von außerordentlicher Huld für ihre preußischen Gäste, namentlich wenn sie mit denselben schon einige Zeit bekannt waren.

Auch die mecklenburgische Gesellschaft war uns gegenüber sehr liebenswürdig und hieß uns stets freundlich willkommen.

Bei dem Offizierkorps des dort in Garnison stehenden Mecklenburger Bataillons war letzteres weniger der Fall. Diese Herren sahen es natürlich nicht gern, wenn die preußischen Garde-Offiziere in ihren glänzenden Uniformen kamen und ihnen die Damen beim Tanze wegkaperten. Aber auch sie machten schließlich gute Miene zum bösen Spiele und der Verkehr gestaltete sich im ganzen zu einem gut kameradschaftlichen.

Den Schluß der hübschen Feste bildete in der Regel ein Ball bei dem reichen Kammerherrn von Heyden-Linden, dessen einzige liebenswürdige Tochter Marie einen großen Anziehungspunkt für uns alle bildete. Am Morgen nach diesem Balle ging es wieder heimwärts. Ich aber und wohl alle von uns, welche die Gastfreundschaft der hohen Herrschaften genossen haben, be-

hielten diese schönen genußreichen Tage in lieber, dankbarer Erinnerung.

Zu Anfang des Jahres 1856 lernte ich in Berlin eine Frau kennen, die einen großen Einfluß auf mich gewann und zu der ich bald in intime freundschaftliche Beziehungen trat. Es war dies eine Baronin E., die nach mehrjähriger, glücklicher Ehe mit ihrem in Sachsen angesessenen Gatten wenige Monate zuvor von diesem nach katholischem Ritus geschieden worden war und die den etwas leichten Lebenswandel, der zu dieser Trennung geführt hatte, auch in Berlin, ihrem nunmehrigen Wohnsitze, fortsetzte.

Als ich die Baronin zum ersten Male in einer kleinen ausgewählten Gesellschaft traf, war sie etwa achtundzwanzig Jahre alt und befand sich in der Vollentwickelung weiblicher Blüte. Sie war von großer, üppiger, aber schlanker Figur, hatte sehr ausdrucksvolle sympathische Züge, eine seltene Grazie in allen ihren Bewegungen und ein melodisches zum Herzen sprechendes Organ. Dabei sprühte sie von Geist und Witz, schwärmte für Musik, Kunst und Litteratur, malte mit vielem Geschick und Talent und schrieb die geistreichsten Briefe. Ohne eigenes Vermögen und mit verhältnismäßig geringer Apanage ausgestattet, war die elegante, jedem Luxus zugeneigte und verwöhnte Dame vielfach auf die Beihilfe ihrer Freunde angewiesen, die sie bis in die höchsten Lebensstellungen hinauf besaß.

Wenn mich auch die Beziehungen zur Baronin E. sehr von meiner Kameradschaft abzogen und ich durch dieselben zu allerlei Ausgaben und Extravaganzen verleitet wurde, die meinen Etat weit überstiegen, so bedaure ich diese etwa über den Zeitraum

eines Jahres hin sich erstreckende Episode keineswegs; ich habe viel von dieser hochbegabten Frau gelernt, und sie ist von großem Einfluß auf meine geistige Entwickelung gewesen.

Im Winter des Jahres 1857 sah ich auch meinen neugewonnenen Freund Klitzing in Berlin wieder, wo wir viel zusammen verkehrten und uns noch enger aneinander anschlossen. Bei einem Diner, zu dem er außer mir noch einige seiner Schulfreunde von der „Pädgen"-Zeit her, die Grafen Borcke und Asseburg von der Garde du Korps, eingeladen hatte, blieben wir, nachdem die anderen gegangen, noch lange zusammen. Wir fanden so viel Gefallen aneinander, daß wir Brüderschaft schlossen und festes Zusammenhalten fürs Leben einander gelobten.

Noch zu jung und zu elastischen Geistes, um überlang niedergebeugt zu sein, hatte Klitzing seine Spannkraft und seinen frischen Humor im Laufe der verflossenen beiden Jahre wieder gefunden, er verkehrte als gern gesehener Gast viel bei den Meinen und begann sich für meine herangewachsene Schwester Marie zu interessieren, die den kleinen brünetten Herren, der mit besonderer Liebenswürdigkeit begabt war, auch von Herzen gern hatte, so spröde sie sich ihm gegenüber auch stellte und so vermessen sie sich auch immer geäußert hatte, sie würde nur einen Mann von hohem Wuchse heiraten. — Ihr waren hierfür der Vater und wir Brüder Vorbilder geworden. Diese Geschmacksrichtung datierte aber schon aus der Kinderzeit her, wo einst ein besonders stattlicher, schlanker Ulanen-Offizier, noch dazu ein Prinz, bei uns im Quartier gelegen hatte. Seine hohe, ritterliche Gestalt bildete die erste Anregung zu dieser Schwärmerei.

Leider wurde in unserem Offizierskorps sowie in allen höheren Kreisen damals viel und hoch gespielt und ich, der beim Eintritt ins Regiment kaum die Karten kannte, hatte mich nach und nach von der Leidenschaft des Spieles vollständig unterjochen lassen. Ich spielte zu Anfang mit kolossalem Glück und meine Kassette von gebeiztem Eichenholz mit reichen Beschlägen war fast immer bis oben an den Rand mit Gold gefüllt. Wer von den Freunden gerade Geld brauchte und dieserhalb mich besuchte, wurde von mir mit den Worten: „Da hast du den Schlüssel, nimm dir, was du brauchst" zur Kassette gewiesen. — Daß ein Umschlag kommen konnte, kommen mußte, daran dachte ich nicht und machte mir auch darum keine Sorge. Dazu kam, daß damals die Offiziere der Garde-Kavallerie-Regimenter bei verschiedenen Geldleuten über fast unumschränkten Kredit geboten.

Die in der Nähe der Kaserne wohnenden Kaufleute und Budiker, die an den Soldaten sehr viel Geld verdienten, waren froh, wenn ihnen von den Offizieren des Regiments das Geld zu billigen Zinsen abgeliehen wurde. Sie boten es häufig selbst an und forderten meist nicht einmal einen Schuldschein dafür. Sonst aber war die Vermittlerin für alle diese, wie für manche anderen Geschäfte, unsere Marketenderin, Frau Kiefer; eine ältere, wohlbeleibte Dame, die sich einen viel jüngeren Mann, früheren Kürassier, geheiratet hatte, welcher ihr durch seinen liederlichen Lebenswandel und seine Trunksucht vielen Kummer verursachte.

Diese Frau, die schon seit vielen Jahren unter dem nicht ohne Nebenbedeutung von den Offizieren gegebenen Namen „Babylon" bekannt war, erschien regelmäßig nach Beendigung

der Tafel im Kasino, um in einem großen flachen Korbe frisches Obst und allerlei Südfrüchte als Dessert anzubieten und die sonstigen Wünsche der Herren entgegenzunehmen, sei es eine Anleihe oder einen geheimen intimen Auftrag. Sie war ein vollständiges Original und verschiedenen Generationen des Offizierkorps wohlbekannt. Man konnte sich das Regiment kaum ohne die alte Kiefern denken.

Eines Tages, als ich gerade in ernsten Reflektionen über meinen finanziellen Zustand mich befand, ließ sich bei mir ein Herr aus Potsdam, Namens Schatzmeier, melden, ein älterer, schmächtiger Mann von hohem Wuchs, etwas gebeugter Haltung und mit einem außerordentlich milden, wohlwollend klingendem Organ ausgestattet. Er sagte mir, er habe zu seinem aufrichtigen Bedauern gehört, daß ich in Geldverlegenheit sei, ob ich ihm wohl das Vertrauen schenken wolle, ihm die Höhe der Summe anzugeben, die ich gebrauche, um mich zu arrangieren; er würde bemüht sein, dies in die richtigen Wege zu bringen. Als ich ihm die Summe von sechstausend Thalern nannte, meinte er, das sei ja die reine Bagatelle für solch einen reichen Herrn, er habe diesen Betrag gerade bei sich, und wenn er damit dienen könne, so würde ihn das außerordentlich beglücken. In demselben Augenblick hatte er auch schon die Scheine aus der großen roten Brieftasche hervorgezogen, sie auf den Tisch gezählt und beanspruchte nur dafür als Sicherheit mein Accept auf sechs Monate und die üblichen sechs Prozent jährlicher Zinsen. Die Sache klang so verführerisch, war in so verlockender Weise geäußert, und der Gedanke, so Vieles mit einem Schlage abwickeln zu können, so anmutend, daß ich der Versuchung unterlag, das

Geld annahm und den Wechsel — es war der erste meines Lebens — unterschrieb.

Als ich aber nach Ablauf der sechs Monate die Schuld noch nicht berichtigen konnte und Prolongation bei dem Geldverleiher nachsuchte, klang seine Stimme schon viel weniger süßlich, und sein ganzes Benehmen zeigte sich wesentlich verändert. Er ließ sich nur mit vieler Mühe unter Abpressung sehr hoher Zinsen zu einer dreimonatlichen Prolongation herbei, und ich merkte nun, daß ich sehr thöricht gehandelt hatte, mich diesem Mann in die Hand zu geben. Dieser Wucherer hat mir noch manche angstvolle schwere Stunde bereitet; und als ich mehrere Jahre, nachdem er bezahlt war, hörte, daß er sich wegen großer Verluste, die ihn betroffen, aufgehängt habe, konnte ich kein Mitleid empfinden, erkannte vielmehr darin die gerecht strafende Hand Gottes.

Die Lawine, die mich zu vernichten drohte, kam nun immer mehr ins Rollen. Ich hatte auch im Spiel Unglück gehabt, und gegen Anfang des Jahres 1857 mußte ich mich zu dem schweren Schritte entschließen, meinem Vater, der gerade zu den Sitzungen des Herrenhauses in Berlin anwesend war, meine Schulden aufzudecken, die den hohen Betrag von fast fünfzehntausend Thalern erreicht hatten.

Noch niedergeschlagener aber wurde ich, als ich den Eindruck sah, den diese Eröffnung auf meinen Vater machte. Er teilte mir mit, daß er selbst verschiedene Verluste gehabt, und erst kürzlich eine größere Summe auf Hypothek nach Mecklenburg gegeben habe; seine Verhältnisse wären durchaus nicht so glänzend, wie ich annähme, und er würde nur mit großen

Schwierigkeiten und Opfern gegenwärtig das Geld flüssig machen können.

Seine Liebe zu mir siegte jedoch, meine Schulden wurden bezahlt, und ich versprach nun, einen solideren, sparsameren Lebenswandel zu führen, was ich auch treu gehalten habe. Ich gab das Spiel, sowie meine Beziehungen zur Baronin E. auf und lebte fortan auch des Abends viel mit Freunden in der Kaserne zusammen, die, wie ich, Grund hatten, sich sparsam einzurichten. Dennoch war das bisher so schöne Verhältnis zwischen meinem Vater und mir durch diese Katastrophe gestört, deren schwerwiegende Folgen sich wie ein roter Streifen durch mein ganzes ferneres Leben hindurchzogen. —

Als ich am Tage einer großen Parade selbigen Jahres in voller Gala früh morgens mit meiner Schwadron, welche Befehl hatte, die Standarten der Berliner Garde-Kavallerie-Regimenter für die bevorstehende Vorstellung auf dem Tempelhofer Felde aus dem Königlichen Schlosse abzuholen, die Behrenstraße herunterritt, gewahrte ich an einem offenen Parterrefenster des damaligen Hotel des Princes, welches an der Ecke der Markgrafenstraße lag, zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, die mit großem Interesse dem sich ihnen plötzlich darbietenden militärischen Schauspiele zuschauten und den lustigen Klängen der der Eskadron voranmarschierenden Regiments-Musik zu lauschen schienen. Als ich beim Näherkommen in den Damen zwei liebe alte Bekannte, Gräfin A. mit ihrer zur Jungfrau herangeblühten Tochter, erkannte, wurde mir's ganz warm ums Herz. Ich hatte dieselben seit einigen Jahren nicht wieder gesehen und war ganz beglückt, ihnen in so unerwarteter Weise

wieder zu begegnen. Erstere, meine gütige und mütterliche Freundin, die mir so viel Liebes im Leben erzeigt hatte und mich wie ihren Sohn schätzte, letztere das Ideal meiner frühen Jugendträume, welcher ich das so schön gewordene Verhältnis zwischen meiner Stiefmutter und mir verdankte.

Auf meine Bitte hin gestattete mir der Rittmeister gern, zur Begrüßung der Damen auf einen kurzen Moment zurückzubleiben. Auch sie hatten mich inzwischen erkannt. Beim Heranreiten scheute sich mein Pferd, über den Rinnstein hinweg auf das Trottoir zu schreiten, aber ein paar feste Sporen ließen es bald in weitem Satze bis dicht vor die Fenster des Hotels springen. Die Sonne schien in diesem Augenblick voll auf meine Uniform und spielte sich hell strahlend auf meinem Helm und Küraß ab.

Es machte mich sehr glücklich, ihre Freude über dies so zufällige Zusammentreffen zu sehen und so kurz dasselbe unter obwaltenden Umständen auch nur sein konnte, so erkannte ich in den klaren blauen Augen des jungen Mädchens neben dem Aufleuchten des Stolzes über meine ritterliche Stattlichkeit den milden Schimmer der vom Herzen aufsteigenden warmen Zuneigung von ehedem. —

Kaum war mein Tagesdienst beendet und die Paradeuniform abgelegt, als ich auch schon wieder dem Hotel des Princes zueilte. Ich war so glücklich, diesen ganzen Tag wie einen Teil des folgenden in Gesellschaft der mir so nahe stehenden Frauen verbringen zu können.

Die junge Gräfin war im Laufe der Zeit, wo wir einander nicht gesehen, zu voller Blüte gediehen und eine imponierende Erscheinung geworden. Von großer, schlanker und

wohlproportionierter Figur, zeichnete sie sich durch Anmut und kraftvolle, aber doch graziöse Bewegungen aus. Sie war nicht was man allgemein eine hervorragende Schönheit nennt, aber ihre Gesichtszüge mit den lebhaften, großen, dunkelblauen Augen, mit den stark markierten, über der wohlgeformten, geraden Nase fast sich vereinenden Brauen, der breiten Stirn, eingefaßt von schönem kastanienbraunen, schlicht gescheitelten, vollen Haar, waren ungemein anziehend und gaben dem jungen Gesicht den Ausdruck edler Herzensgüte gepaart mit Willenskraft. Den Tand der Mode verachtend, trug sie sich stets sehr einfach, ausschließlich ihrem eigenen guten Geschmack folgend. Von großer Frömmigkeit und aufrichtiger Wahrheitsliebe, äußerte sie, wenn befragt, stets mutvoll und ganz ohne Rückhalt ihre Meinung, eine Eigenschaft, die ihr von vielen hoch angerechnet, von manchen auch hart getadelt wurde.

Als gute und furchtlose Reiterin schwärmte sie für die Ausübung ritterlicher Kraft und ritterlichen Sinnes. Das Harmonieren unserer Seelen nach dieser Richtung hin hatte schon beim ersten Zusammentreffen, als wir fast noch Kinder waren, reges Wohlgefallen an einander in unserem jugendlichen Herzen wach gerufen, welches, als wir älter wurden, zu ernster Neigung sich entwickelte.

War das Bild meiner Jugendliebe auch etwas in dem Taumel des überschäumenden Lebens, welches ich in den letzten Jahren in Berlin geführt hatte, in den Hindergrund getreten, jetzt belebte es von neuem in altem hellen Glanze wieder mein ganzes Herz. Die inzwischen um dasselbe gelagerten Eindrücke sanken wie Schlacken zusammen, und vor dem Spiegel

meiner Seele erschienen in frischen Farben die lieblichen Bilder wieder aus unserer harmlosen glücklichen Jugendzeit! Als wir uns trennen mußten, da wußten wir beide, ohne daß es direkt zwischen uns ausgesprochen war, daß wir wieder zusammen gehörten, mit neuen stärkeren Banden wie zuvor aneinander gekettet waren, und das „Auf Wiedersehen", welches wir beim letzten Händedruck uns zuriefen, entsprang vertrauens- und hoffnungsvollen jungen Herzen.

Dies Wiedersehen sollte mir früher werden, als ich es gehofft hatte. Die Feier des Geburtstages meines Vaters am 30. Mai, welche regelmäßig die ganze Familie vereinte, führte mich auch in diesem Jahre nach der Heimat. Nicht wenig erfreut war ich, als ich bei meiner Ankunft unter den übrigen auswärtigen Gästen auch den Grafen A. mit seiner Frau und Tochter begrüßen konnte, die schon am 29. Mai dort eingetroffen waren. Das Frühjahr des Jahres 1857 war von besonderer Wärme und Fruchtbarkeit begünstigt, und Giesenbrügge schien sich zu dem Wiegenfeste seines Herrn mit ausgesuchter Sorgfalt geschmückt zu haben. Alles grünte und blühte in üppigster Pracht, Rotdorn, Goldregen und der mit dicken Blütendolden überdeckte Flieder waren auf der Höhe ihrer Schönheit und der ganze Park von dem süßen Dufte des letzteren durchzogen; dabei herrliches warmes Wettes, so daß man bis lange nach dem Hereinbrechen der Dunkelheit im Freien verweilen und noch in später Abendstunde dem Jubilieren der vielen Nachtigallen lauschen konnte. Es war eine glückliche Zeit für mich, die ich zumeist in Gesellschaft der jungen Gräfin und meiner von mir sehr geliebten Schwester Marie verbrachte. Beide

Mädchen verband eine innige Freundschaft und der einen war das Herzensgeheimnis der anderen wohl bekannt. — Klitzing hatte sich dieser Schwester inzwischen immer mehr genähert, ihr auch seine Gefühle gestanden und seine Bewerbungen waren freundlich aufgenommen worden. Unsere ganze Familie war mit der Verbindung sehr einverstanden, mein Vater aber sträubte sich in für uns unerklärlicher Weise immer noch, die offizielle Verlobung der beiden zu erklären. Da auch der Graf A., der Klitzing schätzen gelernt hatte, meinem Vater gegenüber als beredter Anwalt für die Verbindung auftrat, so hatte man eigentlich allgemein gehofft, daß die Geburtstagsfeier mit der Proklamation der Verlobung vereint werden würde; aber dazu sollte es an diesem Tage noch nicht kommen. Zum Mittagessen waren die meisten Nachbarn und unter diesen natürlich auch Klitzing erschienen. Nach der Tafel lud derselbe die ganze anwesende Gesellschaft für den folgenden Tag zu einem Waldfeste ein, welches von ihm auf einem romantisch gelegenen Punkte der Königlich-Neuhauser Forst veranstaltet werden sollte, eine Aufforderung, die allseitig mit Freuden — nach einigem Zögern auch von meinem Vater — angenommen wurde. Für den Abend des Geburtstages hatte ich noch eine kleine Überraschung in Bereitschaft, ein Feuerwerk, welches beinahe verhängnisvoll für mich geworden wäre. Ich hatte mich schon längst für die Pyrotechnik interessiert und mir einige Fertigkeit im Komponieren und Abbrennen von kleinen Feuerwerken erworben. Als ich am Abend gerade mit den von Berlin mitgebrachten Ingredienzen am Ufer des Sees meine Vorbereitungen traf, brachte im letzten Moment mir der Gutsinspektor ein eisernes Rohr angeschleppt,

welches, mit Feuerwerksmaterial gefüllt, schon längst des Gebrauches harrte. Ein früherer Rechnungsführer meines Vaters, der sich gleichfalls für die Feuerwerkskunst interessierte, hatte die Masse präpariert und das eiserne Rohr von etwa zwei Fuß Länge und zwei Zoll Durchmesser damit gefüllt. Bei einer früheren Festlichkeit sollte es als großartiger Schlußeffekt dienen, war aber nicht zur Verwendung gekommen und hatte nun schon einige Zeit vergessen im Bureau herumgelegen. Da nun meine Zuschauer bereits auf der etwa hundertundfünfzig Schritt gegenüber gelegenen erhöhten Terrasse in atemloser Spannung des Beginnes meiner Vorstellung harrten, so behinderte mich die geschäftliche Eile, in der ich mich befand, mich näher nach dem Ursprung des gefährlichen Instrumentes zu erkundigen. Die Ladung desselben hatte trotz der Länge der Zeit natürlich ihre volle Sprengkraft behalten und machte es zu einer wahren Höllenmaschine. Die Röhre wurde mit dem Fußende in den weichen Wiesenboden eingelassen. Nachdem nun die Sonnen und Feuerräder, die Raketen, Schwärmer und bengalischen Flammen ihre Schuldigkeit gethan und mir reichen Beifall eingebracht hatten, wurde nach einiger Mühe die Ladung der Röhre durch frisch aufgeschüttetes Pulver entzündet. — Da ertönte eine Explosion wie ein Kanonenschuß, ich fühlte mich durch den gewaltigen Luftdruck mehrere Schritte zurück und auf den Rücken geschleudert, dann war alles still und dunkel um mich herum. Wenige Fuß von mir lag mein Adlatus, der Inspektor, gleichermaßen. Wie durch ein Wunder hatte keiner von uns beiden Wunden noch sonstige Schaden davongetragen; aber auf der Stelle, wo das unheimliche Instrument ge-

ſtanden hatte, war ein tiefes und breites Loch in den Erdboden geriſſen.

Glücklicherweiſe hatte von den Zuſchauern infolge der Dunkelheit niemand etwas von dem tragiſchen Verlauf der Exploſion gemerkt. Jedermann war der Überzeugung, daß der großartige Kanonenſchlag den Abſchluß des Feuerwerkes gebildet habe. Ich hatte Geiſtesgegenwart genug, mich der nach dem Hauſe zurückkehrenden Geſellſchaft ganz unbefangen anzuſchließen und deren Dank- und Beifallsbezeugungen entgegenzunehmen, ohne mir etwas von dem Vorgefallenen merken zu laſſen. Erſt am anderen Morgen erzählte ich den beiden jungen Mädchen den Vorfall, die darüber nicht wenig erſchreckt waren und mich für meine Unvorſichtigkeit mit Vorwürfen überhäuften. —

Der Vormittag dieſes Tages verlief mit allerlei Vorbereitungen für das bevorſtehende Waldfeſt, es wurde ein frohes, kurzes Mittagsmahl eingenommen und gleich nach demſelben aufgebrochen; meine Eltern und die übrigen Familienmitglieder benutzten den Wagen, während Graf A., ſeine Tochter und ich die etwa zweimeilige Tour zu Pferde zurücklegten. Es war ein prächtiger Ritt dorthin an einem warmen ſonnigen Tage durch die ſchönen Laubwaldungen. — Der Feſtort lag, ſehr geſchickt gewählt, auf der Kuppe eines mit Buchen und Eichen beſtandenen Berges. Dort waren Zelte aufgeſchlagen und lange Tafeln aufgeſtellt. Luſtige Weiſen einer kleinen Muſikkapelle begrüßten die Ankommenden. Es eröffnete ſich uns von hier aus ein reizendes Landſchaftsbild. Über eine Lichtung hin ſahen wir auf die weite Waſſerfläche eines mächtigen Sees, zur

Rechten und Linken von bewaldeten Höhenzügen eingeschlossen, während das hübsche, lang hingestreckte Städtchen Berlinchen an dem gegenüberliegenden Ufer den Hintergrund bildete. Hier kam es endlich zur Verlobung zwischen meiner Schwester und meinem Freunde Klitzing. Zu Ehren meiner Schwester erhielt diese Höhe den Namen Mariawill. Das reizend gelungene Waldfest, dem zahlreiche Nachbarn — unter diesen auch unsere Freunde aus Schönow — beiwohnten, verlief unter Musik, Gesang und Tanz in fröhlichster Weise. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als die lustige Gesellschaft endlich an den Aufbruch dachte. Auch wir bestiegen nun wieder unsere Rosse, um bei herrlichem Mondenschein den poetischen Heimritt durch die romantisch duftenden Wälder anzutreten. Wenige Monate später fand die Hochzeit in feierlichster Weise statt. Dann entführte mein Schwager seine junge Frau in sein so lange verödetes Heim.

Am Tage nach diesem schönen Feste mit seinem noch schöneren Endresultat verließen unsere lieben Gäste Giesenbrügge, um sich wieder ihrer fernen Heimat zuzuwenden. Auch ich kehrte, nachdem ich die wenigen mir noch verbleibenden Tage meines Urlaubs mit dem glücklichen Brautpaar verlebt hatte, nach Berlin zu meinem Regimente zurück.

Diesem war kurz vorher mein Bruder Bernhard vom Kadetten-Korps aus als Fähnrich überwiesen worden, und ich hatte besondere Freude daran, denselben nun so in meiner Nähe zu wissen und ihn unter meine Fittiche nehmen zu können.

Die Sommer-Exercitien wickelten sich in regelmäßiger Folge ab. Die Eskadrons- und Regimentsbesichtigungen waren zur

vollen Zufriedenheit unserer Vorgesetzten verlaufen, die Brigade-übungen mit dem Regimente der Gardes du Corps mit gewohnter Accuratesse vorübergegangen und gegen Ende August erfolgte unser Ausrücken zum Manöver. Dasselbe begann in der Nähe Berlins und zog sich nach der Gegend von Trebbin und darüber hinaus hin.

Gleich am ersten Tage des Ausmarsches lag unsere Eskadron mit der ersten, bei der Fenzi stand, in einem großen Bauerndorfe, etwa ein und eine halbe Meile von Berlin im Kantonnement. Im Laufe des Nachmittags machte ich mich auf den Weg, um meinen Kameraden zu besuchen. Derselbe war in einem kleinen Gehöft außerhalb des Dorfes einquartiert und ich fand ihn eifrig damit beschäftigt, an einem Stückchen Holz zu schnitzeln. Auf meine Frage, was er da mache, erhielt ich zu meinem Erstaunen die Antwort: „Ich fabriziere mir eine Gabel." Ein so einfacher Gebrauchsgegenstand war trotz der Nähe der hochkultivierten Residenz wunderbarerweise dort noch unbekannt.

Die Quartiere in jener ärmlichen sandigen Gegend waren überhaupt fast durchweg miserabel, und wir freuten uns der Gewohnheit entgegen in jener Zeit auf die Tage, wo wir ins Biwak rücken sollten, nicht in den dicken heißen Federbetten zu schlafen brauchten und in unserem großen bequemen Offizier-Speisezelt reichliche und gute Verpflegung fanden. Nach dem Wiedereinrücken des Regiments in die Garnison nahm ich einen vierwöchentlichen Urlaub nach der Heimat, wohin mich diesmal einer meiner Kameraden, der Lieutenant von Wolden, für einen Teil der Zeit begleitete. Dieser war ein Mann von

außerordentlich großer, aber eckiger Figur und auffallend häßlichen Zügen. Über den breiten Schultern trug er auf verhältnismäßig kurzem Halse einen riesigen Kopf mit blassem Gesicht, dicker aufgestülpter Nase und aufgeworfenen sinnlichen Lippen. Letztere wie die eingefallenen Wangen waren durch einen dichten schwarzen Bart beschattet, und reichliches, etwas gekräuseltes Haar zog sich über das gewaltige Haupt hin. Aber dieses abstoßende Gesicht wurde verschönt durch ein Paar lebhafte braune Augen, die den klaren Verstand verrieten, welchen die mächtige breite Stirn barg, und die, wenn er lächelte, einen verklärenden Nymbus über seine Züge verbreiteten. Trotz vielfach schroffen Wesens war Wolden allen seinen näheren Bekannten ein treuer Freund, und er konnte, wenn er wollte, von bestrickender Liebenswürdigkeit sein.

Am Tage unserer Ankunft in Giesenbrügge erhielt ich von den Damen unseres Hauses lebhafte Vorwürfe darüber, daß ich eine Persönlichkeit von so unvorteilhaftem Äußeren ihnen zugeführt hatte. Meine lebhafte Zusicherung, daß sie bald ihre Ansicht ändern und er demnächst sich alle Herzen gewinnen würde, wurde gründlich belacht, aber sie traf noch schneller ein, wie ich erwartet hatte. Als der geistvolle Mann nach etwa einwöchentlichem Aufenthalt abreiste, war niemand im Giesenbrügger Hause, der ihn nicht gern noch länger dort behalten hätte. —

Einige Tage darauf teilte mein Vater mir mit, daß er eine auch mich einschließende Einladung seines Freundes, des Grafen A., erhalten, daß er in Erwartung meines Einverständnisses bereits zugesagt habe und daß wir, wenn es mir so paßte, am

folgenden Morgen die Reise dorthin antreten wollten. Nichts konnte mich mehr erfreuen wie dieser Besuch, zu dem ich fröhlichen Herzens mit meinem Vater aufbrach. Das schönste Herbstwetter begünstigte die lange Fahrt, die teils mit eignen, teils mit vorher bestellten Postpferden ausgeführt, es ermöglichte, daß wir schon gegen Abend in das Portal des gastlichen Schlosses einfuhren. Hier wurden wir mit offenen Armen auf das Herzlichste empfangen, und ich fühlte bei der Begrüßung an dem warmen Händedruck der jungen Gräfin, wie sehr sie sich über unser Wiedersehen freute. Später hatte ich noch Gelegenheit, ihr mitteilen zu können, wie glücklich ich mich darüber fühle, eine volle Woche in ihrer Nähe verweilen zu können.

Es waren schöne unvergeßliche Tage, die ich in harmloser, durch keinen geselligen Zwang eingeschränkter Weise mit ihr verbrachte. Sie wurden begünstigt durch herrliches sonniges Wetter, welches den Aufenthalt im Freien bis gegen die Dämmerung hin gestattete. Tagtäglich unternahmen wir weite Ausflüge, bald zu Fuß, bald zu Roß und Wagen in den ausgedehnten schönen Park und die angrenzenden, mit bunter Pracht herbstlichen Gewandes geschmückten Waldungen. Nur zu schnell flogen die Tage stillen Glückes dahin; zu irgend welchen Erklärungen kam es zwischen uns jedoch nicht; wir sahen unsere Zueinandergehörigkeit stillschweigend als unantastbar an, und die liebevolle Freundlichkeit, welche uns von den Eltern beiderseits, insbesondere auch von meinem Vater zu teil wurde, ließ unsere jugendlichen Gemüter sie als eine stumme Billigung unserer Beziehungen empfinden.

In diesem Wahne wurde ich noch mehr bestärkt, als mein Vater vor der Abreise, den Bitten unserer Freunde nachgebend, mir gestattete, noch einige Tage länger unter dem gastlichen Dache verweilen zu dürfen.

Diese gingen wie die früheren im Fluge dahin, und die Stunde der Trennung sollte innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden schlagen. Da beschied mich am Abend vor der Abreise meine mütterliche Freundin die Gräfin A. zu einer ernsten Unterredung in ihr trauliches Zimmer. Sie schickte voraus, daß sie mich wie einen Sohn liebe, daß sie unerschütterliches Vertrauen in meine ritterliche Gesinnung setze und deshalb kein Bedenken trüge, ohne jeden Rückhalt mit mir zu sprechen.

„Ich weiß es," fuhr sie fort, „daß Sie meiner Tochter schon seit langer Zeit von ganzer Seele zugethan sind, ich kenne die Empfindungen meines Kindes Ihnen gegenüber, und es ist stets mein inniger Wunsch gewesen, daß Ihre Herzen die ersehnte Vereinigung finden möchten. Ich hege deshalb kein Bedenken, Ihnen mitzuteilen, daß Ihren hoffnungsvollen Gemütern binnen kurzem ernste Stürme bevorstehen, es Ihrer Einsicht überlassend, denselben zu begegnen. Es hat sich ein Bewerber um die Hand meiner Tochter gefunden, einer der reichsten Majoratsbesitzer des Landes, und es sind zunächst von Gliedern seiner Familie bezügliche Verhandlungen mit meinem Manne angeknüpft worden. Der begüterte Freier wird in wenigen Wochen hier seinen Besuch machen, um seine Bewerbungen einzuleiten, die seitens meines Mannes volle Unterstützung finden werden. Wie ich darüber denke, wissen Sie; ich lege keinen Wert auf den Glanz des Reichtums; mir geht das seelische Glück meines Kindes über alles! Sie werden

es verstehen, daß ich als gute Frau den Wünschen meines Gatten nicht direkt entgegen arbeiten kann, aber ich glaube es verantworten zu können, wenn ich Ihnen von dem Bevorstehenden eine Andeutung machte und Ihnen die Möglichkeit ließ, nunmehr zu handeln, wie Sie es für Ihr Recht und Ihre Pflicht halten."

Reichliche Thränen rieselten der edlen Frau über die Wangen, als sie mit warmem Händedruck diese Unterhaltung abbrach, deren Inhalt wie ein Gewittersturm über mein arglosses Herz dahin brauste und mich fast niederschmetterte.

Nach schlaflos verbrachter Nacht sprach ich am folgenden Morgen mit der jungen Gräfin über die mütterlichen Eröffnungen und war erstaunt, sie viel ruhiger hierüber zu finden, als ich gefürchtet hatte. Sie teilte mir mit, daß auch ihr bereits von ihrer Mutter Andeutungen zur Sache gemacht worden seien, sie lege dem Ganzen jedoch gar keinen Wert bei, da sie, die Hauptperson, nie und unter keiner Bedingung einem anderen Manne ihre Hand reichen würde, als mir. Wolle der reiche Majoratsherr durchaus kommen, so wäre das seine Sache, sie würde dessen Bewerbung aber mit voller Entschiedenheit zurückweisen.

Diese Erklärungen beruhigten mich vollkommen, wir gaben uns gegenseitig das Gelöbnis der Treue, ich versprach mit voller Kraft für unsere Vereinigung zu wirken und gleich nach meiner Rückkehr in die Heimat die zunächst nötigen Schritte nach dieser Richtung einzuleiten. —

Ich gab meinem Vater volle Kenntnis über die Sachlage und war nicht wenig erschreckt über die schroffe Weise, die er derselben gegenüber einnahm.

„Wenn mein alter Freund," sagte er, „derartige Dispositionen für die Zukunft seiner Tochter getroffen hat, so würde es mir schlecht anstehen, denselben durch meine von Dir gewünschte Zustimmung entgegenzuarbeiten; aber abgesehen aber hiervon, bin ich ganz entschieden gegen diese Verbindung. Du hast dir durch deinen großen Geldverbrauch während deiner bisherigen Militärzeit das Recht verscherzt, um ein Mädchen ohne größeres Vermögen zu freien, und ich werde meine Einwilligung dazu niemals geben."

Ich empfand tiefes Weh über diese Weigerung, von der ich wußte, daß sie nur zu ernst gemeint sei.

Schweren Herzens ging ich zu meinem Regimente zurück, nunmehr unausgesetzt Pläne schmiedend, wie ich mein Ziel erreichen könne. Da ich als Offizier bei den kostspieligen Garde-Kürassieren nicht an eine Verheiratung denken konnte, so entschloß ich mich nach langen, schweren Kämpfen, meinen Abschied einzureichen, auch ohne specielle Einwilligung meines Vaters. Meine vorher erfolgte Majorennitätserklärung und gleichzeitige Entlassung aus der väterlichen Gewalt ermöglichten diesen Schritt. — Wie ich unter demselben litt, wie schwer es mir wurde, mich von dem schönen Regimente, dem ich mit so viel Freude und Stolz angehörte, loszulösen, vermag ich nicht auszudrücken. Aber ich führte meinen Entschluß festen Mutes aus, weil ich in ihm die einzige Möglichkeit erkannte, das von mir gegebene Wort einzulösen.

Es war eine eigentümliche Härte des Schicksals, daß an demselben Morgen, an dem mir die Bewilligung meines Abschiedsgesuches behändigt wurde, ich durch einen Brief meiner ältesten Schwester die Botschaft erhielt, daß das Mädchen, welchem ich

willig und freudig das schwere Opfer gebracht, nach langen schweren Kämpfen, dem Drängen und dem eisernen Willen ihres Vaters endlich nachgebend, sich mit dem reichen Freier endgültig verlobt habe. So vernichtend der schwere Schlag mich traf, so habe ich weder damals, noch später den Groll gegen sie in meinem Herzen Raum gewinnen lassen. Ich wußte vollauf, was sie gelitten haben mußte; sie hatte zu wählen zwischen der Pflicht gegen ihren Vater und der Liebe zu mir; sie wählte gezwungen die erstere.

Ich aber stand an dem Grabe der Illusionen meiner Jugend und an dem der bisher so innigen väterlichen Zuneigung.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt im elterlichen Hause nach meinem Austreten aus dem Garde-Kürassier-Regiment. — Besuche in der Nachbarschaft. — Kammerherr von Treskow. — Erfolgreiche Expedition nach Pommern. — Herr Kunitz. — Rittmeister von Klitzing. — Charlottenhof. — Gralow. — Familie Honig. — Jahnsfelde. — Die brandenburgischen Dragoner. — Feuerwerke und Hühnerjagd. — Ritte nach Giesenbrügge und Dieckow. — Das Meteor. — Die alte Burg Zantoch. — Reiseplan meines Vaters.

So hatte ich denn mit bitterer Wehmut meine schöne Kürassieruniform ausgezogen, war dem zweiten Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiment überwiesen worden und nahm nur den einen Trost mit mir fort, daß mein jüngerer Bruder Bernhard in

die durch mein Abgehen frei werdende Stelle bei den Garde-Kürassieren einrücken konnte und ich so in engerem Zusammenhange mit den alten Beziehungen blieb.

Zunächst lenkte ich meine Schritte nach Giesenbrügge, wo ich von meinem Vater viel freundlicher aufgenommen wurde, als ich nach meinem willkürlichen Vorgehen eigentlich erwarten durfte. Ich erhielt dort meine eigene Wohnung, die von mir mit Erinnerungszeichen, Bildern, Waffen und dergleichen vom Regiment her geschmückt wurde. Da ich vollkommen Herr meiner Handlungen und Bewegungen war, so ließ ich mir meine Pferde und Hunde nachkommen und unterhielt einen regen Verkehr mit den mir befreundeten Familien in der Nachbarschaft. Manche frohe Stunde verlebte ich bei meinen lieben Verwandten in Dieckow, die auch häufig ein- bis zweimal in der Woche nach Giesenbrügge herüberkamen. Wir waren dann immer sehr vergnügt, tanzten nach dem Klavier und trieben allerlei Scherze. So war das damals sehr in Aufnahme gekommene Tischrücken auch bei uns zu einer beliebten Unterhaltung geworden. Mit großer Passion erprobten wir diese mysteriöse Kunst an den verschiedensten Gegenständen, wie an Tischen, Stühlen, Hüten und sogar an Menschen; unter anderen mußte auch unser Pastor Mudrowsky, ein gutherziger, aber sehr pedantischer, kleiner Herr, der seinen Wohnsitz in Neuenburg hatte, daran glauben. Derselbe wurde nach altherkömmlicher Weise alle drei Wochen Sonntags nach dem Gottesdienst von meinem Vater in dessen Eigenschaft als Kirchen-Patron von Giesenbrügge zu Tisch gebeten. An einem dieser Sonntage wurde nach der Tafel auch über Tischrücken gesprochen, was unser

guter Prediger kurzweg für Unsinn und Einbildung erklärte. Da stürmte aber die vom Gegenteil überzeugte Jugend auf ihn ein, und trotz heftigen Sträubens mußte er gleich darauf die geheimnisvolle Kraft an sich selber probieren lassen. Der geistliche Herr wurde im Wohnzimmer vor den großen Trumeau geführt und, während er mit dem ehrbarsten Gesicht von der Welt in denselben blickte, bildeten wir durch unsere aufeinandergelegten Hände eine Kette um ihn. Bald begann die „magische Kraft" ihre Wirkung zu thun, und trotz alles Sträubens, das sich in den verzogenen Muskeln, der immer ernster werdenden Physiognomie kund that, kam unser Opfer in Bewegung; erst langsam, dann immer schneller. Zuletzt eilte meine jüngste Schwester ans Klavier, und der ungläubige geistliche Herr mußte nun die Drehungen unter den Tönen einer lustigen Polka so lange fortsetzen, bis unter lautem Gelächter der Tanz endete. Da war der Herr Pastor, wenn auch nicht überzeugt, so doch überwunden und stimmte gern in unsere Fröhlichkeit ein.

Auch einem Freunde meines Vaters, dem Kammerherrn von Treskow, machte ich auf seinem etwa drei Meilen entfernten schönen Gute Doeltzig, öfters mehrtägige Besuche. Er interessierte sich sehr für mich, und seinem Zureden hatte ich es seiner Zeit eigentlich zu danken gehabt, daß ich zu den Garde-Kürassieren kam. Der Kammerherr, ein Mann in den besten Jahren, von vornehmer Erscheinung und eleganten Manieren, war sehr wohlhabend; sein Schloß war komfortabel eingerichtet, seine Dienerschaft vorzüglich geschult und sein Stall der reichhaltigste und bestgehaltene in der ganzen Gegend. Herr von Treskow war von seiner ersten Frau geschieden; die zweite Gattin hatte er

nach längerer glücklicher Ehe vor einigen Jahren verloren, und die Leute begannen sich bereits zu verwundern, daß er, der Gesellschaft so liebte, und dessen jüngere Kinder dringend einer mütterlichen Pflege bedurften, noch nicht von neuem als Freier aufgetreten wäre.

Nicht wenig erstaunt war ich, als gelegentlich eines meiner Besuche bei meinem Freunde und Gönner dieser mich plötzlich aufforderte, ihn schon tags darauf zu einem Balle nach unserer Provinzial-Hauptstadt Frankfurt zu begleiten. Alle meine Remonstrationen und Einwände, daß ich für solche Fälle nicht vorbereitet sei, halfen nichts; die kleinen Schwierigkeiten wurden mit gutem Willen überwunden, und am folgenden Morgen rollte ich denn wirklich neben dem Kammerherrn in seinem bequemen vierspännigen Reisewagen, Kutscher und Kammerdiener auf dem Bock, in flottem Tempo dem fernen Ziele zu. Unterwegs erzählte mein Begleiter ganz nebensächlich, daß auf dem Balle in Frankfurt ein Fräulein von Herwarth erscheinen werde, die er vor kurzem in Berlin im Theater gesehen, und die ihm ebensowohl durch ihre Schönheit wie durch die Eleganz ihrer Erscheinung aufgefallen sei. Nun wollten wir, meinte er, die Gelegenheit recht ausnützen, diesen glänzenden Stern am gesellschaftlichen Himmel Frankfurts aus der Nähe zu bewundern. Hierzu bot mir das Ballfest volle Gelegenheit. Ich ließ mich der jungen Dame vorstellen, erlangte auch einen Tanz von ihr; aber alle Versuche, sie in eine eingehende Konversation zu verwickeln, die meinen Freund dem Ziele seiner Wünsche näher zu bringen geeignet gewesen wäre, scheiterten an einer Zurückhaltung, die für uns ebenso anziehend wie unerwünscht war. Dabei konnte

ich nicht umhin, der Schönheit und unvergleichlichen Anmut der jungen Dame meinen vollen Tribut zu zollen.

Fräulein von Herwarth war damals etwa achtzehn Jahre alt, von großer, schlanker, wohl proportionierter Gestalt und einem regelmäßigen, feingeschnittenem Gesicht mit dunklen Augen. Das üppige, seidenweiche, rötlich blonde Haar verlieh dem herrlichen Kopfe einen ganz besonderen Reiz.

Je geringer der Erfolg dieser unserer ersten Annäherung war, desto lebhafter war mein Erstaunen, als mir einige Wochen später die Verlobungsanzeige des Kammerherrn mit dieser blonden Schönheit zuging; bald darauf fand die Vermählung des Paares statt.

Meine Beziehungen zu dem gastlichen Hause wurden hierdurch keineswegs beeinträchtigt, und schon bei meinem ersten Besuche, den ich den Neuvermählten machte, ließ es mich die junge Frau in liebenswürdiger Weise merken, daß sie an der Freundschaft ihres Gatten für mich teilzunehmen wünsche. Bei keinem der großen und kleinen Feste, die der außerordentlich zahlreiche Bekanntenkreis des Hauses notwendig machte, durfte ich fehlen. Häufig wurden auch die Verwandten und Jugendfreundinnen der jungen Frau aus Frankfurt geladen, unter diesen die ebenso hübschen wie lebenslustigen drei Fräulein v. Th. Dann gab es große Bälle, die zahlreich besucht wurden, und auf denen sehr flott getanzt wurde. Beinahe noch amüsanter als diese großen Feste waren die ihnen folgenden Tage für die auf Einladung zurückgebliebenen näheren Freunde. Kleine Jagden im Winter, denen nach dem Diner lustige Tänze folgten, Spazierfahrten und Ruderpartien mit den

Damen während der warmen Jahreszeit auf dem am Parke gelegenen großen See bildeten die Kernpunkte der anziehenden Vergnügungen.

Eines Tages waren wir ziemlich weit auf die ausgedehnte Wasserfläche des Sees, der von einem starken Winde plötzlich lebhaft bewegt wurde, hinausgerudert, als auf einmal die Wogen dieses Binnen-Gewässers ihre Rechte bei der schönen Schloßherrin geltend machten. Die ersten Stadien der Seekrankheit begannen sich bei ihr zu zeigen, und wir suchten schleunigst am nächsten Ufer zu landen, um weiterem Unheil vorzubeugen. Aber das war keine leichte Sache, da das Boot zu viel Tiefgang hatte und wir mit demselben nirgends das Uferland erreichen konnten. Schnell entschlossen sprang ich in das hier nur einige Fuß tiefe Wasser und trug die Leidende unter dem Beifall der ganzen Gesellschaft auf meinen starken Armen hinüber zu dem grünen Gestade, wo sie sich sehr bald erholte und voll warmen Dankes für meinen Ritterdienst war.

Während die übrige Gesellschaft nach der Anlegestelle zurückfuhr, traten wir auf dem am Seerande entlang führenden Fußpfade den Heimweg nach dem Schlosse an. —

Während meines nun folgenden Aufenthaltes in Giesenbrügge beschäftigte ich mich angelegentlich mit der Verfolgung einer für uns wichtigen Lehns-Angelegenheit. Mein Vater hatte in der schon länger schwebenden Sache, zwei alte Borckesche Lehngüter, Gerdshagen und Hege betreffend, leider bisher vergeblich versucht, seine Rechte geltend zu machen. Ich interessierte mich sehr für den Ausgang des Prozesses, während ihm die ganze Angelegenheit zuwider geworden war. So sagte er zu mir eines Tages,

daß er die Absicht habe, die Sache aufzugeben, da doch nichts dabei herauskommen würde. Dies weckte meine Unternehmungslust, und ich fühlte nun auch einmal das Bestreben, Geld zu verdienen, nachdem ich bisher nur verstanden hatte, solches auszugeben. Ich erbat mir die Erlaubnis, die Sache in die Hand nehmen zu dürfen.

Mein Vater lachte anfangs über die Idee, meinte aber doch schließlich, ich könne es ja versuchen. Herauskommen würde ja wohl nichts dabei, aber wenn es der Fall sei, dann solle der Gewinn mir gehören. Sofort wurden die nötigen Vollmachten geschrieben, und da mir Eile nicht allein erwünscht, sondern auch nötig erschien, so machte ich mich noch am Abend desselben Tages in einem leichten Wagen mit zwei guten schnellen Pferden, die ich selbst kutschierte, nach Pommern auf den Weg. Es dunkelte bereits stark, als ich in das kleine Landstädtchen Lippehne einfuhr.

Ich hatte das holprige Pflaster des kleinen Ortes eben hinter mir und wollte gerade durch den altertümlichen Thorturm den gewohnten Weg hindurch fahren, als die Pferde plötzlich versanken, der Wagen mit einem Krach hinterherstürzte und ich, der Kutscher, die Tiere sowie das Gefährt mit seinem sonstigen Inhalt neben- und übereinander in einer mehrere Fuß tiefen Grube lagen. Diese war seit kurzer Zeit zu irgend einem Zwecke in der althergebrachten Durchfahrt ausgegraben und der Weg um den Turm herum verlegt worden. Ich konnte keine Ahnung davon haben, da die vorgeschriebene brennende Laterne fehlte und der als Warnungszeichen dienende Strohwisch in der Dunkelheit von mir nicht gesehen werden konnte. Glücklicherweise

hatten wir irgendwelchen nennenswerten Schaden nicht erlitten. Die Pferde wurden mit Hilfe eines auf den lauten Krach herbeigekommenen Nachtwächters abgespannt, einzeln aus dem Loche geführt und der Wagen mit vereinter Anstrengung herausgehoben. Nach kaum halbstündigem Aufenthalt konnte die Fahrt nach Stargard fortgesetzt werden, von wo ich mit Extra-Postpferden weiterfuhr und am frühen Morgen in der von meinen Vorfahren gegründeten, im großen Borcken-Kreise gelegenen Stadt Labes anlangte.

Hier fand ich unsern Advokaten weit weniger hoffnungslos, wie ich nach meines Vaters Äußerungen hatte annehmen müssen. Wir setzten uns sofort mit dem Anwalt der Gegenpartei in Verbindung, fuhren zu dem gegenwärtigen Inhaber der etwa eine Meile von Labes gelegenen streitigen Besitzung und erreichten nach vielem Hin- und Herreden und langem Verhandeln die Bewilligung einer Abfindungssumme von zwölftausend Thalern, welche nach dem abgeschlossenen Vertrage innerhalb vierzehn Tagen gegen Verzichtleistung meines Vaters gezahlt werden sollte.

Ich war nicht wenig stolz über das, was ich bei meiner Rückkehr nach Hause berichten konnte und empfand eine innere Genugthuung, durch mein kurzentschlossenes Handeln einen großen Teil dessen, was ich in Berlin verbraucht hatte, wieder eingebracht zu haben. Leider kam es anders, wie ich erwartet hatte. Denn als bei Ablauf der gestellten Frist die Leute in Giesenbrügge eintrafen, um die Zahlung zu leisten, wurde ich nicht einmal zu den Verhandlungen hinzugezogen. Die mir zuerkannten Rechte wurden ganz ignoriert und wie sich viele Jahre später erwies, die

durch meine Energie erworbene Summe nicht einmal meinem Konto gutgeschrieben. Diese Sache bildete fortan einen Streitpunkt zwischen mir und meinem Vater und ist mir deshalb nicht von Segen gewesen. Mit regem Eifer widmete ich mich darauf der Landwirtschaft, da mir die Übernahme eines anderen Lehngutes in Pommern, welches meinem Vater in Kürze zufallen mußte, in Aussicht gestellt war. Namentlich interessierte mich die Giesenbrügger Vollblut-Negretti-Schafherde. Diese erfreute sich einer gewissen Berühmtheit und hatte seit einer Reihe von Jahren einen jährlichen Durchschnitts-Reinertrag von zehntausend Thalern abgeworfen. Die in dieser Stammherde gezüchteten Böcke fanden sowohl im In- wie im Auslande Abnehmer zu Preisen von fünfhundert Thalern und darüber, einzelne Exemplare wurden sogar bis nach Brasilien hin verkauft. Stundenlang konnte ich mit meinem Vater im Schafstalle zubringen, seinen reichen Erfahrungen nach dieser Richtung hin lauschen und ihn bei den genau geführten Registern und sonstigen Arbeiten unterstützen. Die Oberleitung der Schafzüchterei war einem in der Provinz Sachsen wohnenden und dort aus kleinen Verhältnissen hervorgegangenen Schäferei-Direktor Kunitz anvertraut, einem Manne, der viel in seinem Fache gelernt und weit in der Welt herumgekommen war. Namentlich hatte er sich in England aufgehalten und so manche Eigentümlichkeit von da angenommen, die ihn zu einem richtigen Original stempelten. Er war ein langer hagerer Mann von nachlässiger Haltung und gelblichem Teint in seinem ausdruckslosen Gesicht, kleidete sich nach englischer Mode, hielt sich ganz nach dortiger Weise und war beinahe ebenso prätentiös, wie englische Touristen

in unserem Vaterlande zu sein pflegen. Mein Vater hielt sehr viel auf diesen Sonderling, glaubte ihn für seine Herde unentbehrlich und ließ ihm gern seine Schwächen durchgehen. Kein spanischer Grande, kein englischer Herzog oder deutscher Prinz würde sich größerer Rücksichtsnahme zu erfreuen gehabt haben, wie dieser Mr. Kunitz. Dagegen seufzte der ganze Haushalt, von meiner Mutter bis zum letzten Dienstboten herunter, wenn der Herr Schäferei-Direktor sich angemeldet hatte. Dann mußten die Zimmer für ihn in englischer Manier hergerichtet, das Bett in besonderer Weise gemacht, die Verpflegung in ganz bestimmter Art zubereitet werden. Ich erinnere mich, daß, als einmal bei Tische als Fisch Hecht serviert wurde, der Herr Direktor entrüstet beinahe die Tafel verließ, weil man gewagt hatte, ihm einen so gewöhnlichen Fisch vorzusetzen. Auch der Kutscher seufzte unter der Notwendigkeit, die große Glaskutsche anspannen zu müssen, wenn er diesen Herrn von der nächsten Station abholen mußte; ebenso unsympatisch war es mir, wenn ich dazu kommandiert wurde, den großen Pedanten in wohlverschlossenem Wagen nach dem Nebengute Neuenburg zu begleiten, dort seinen Schafgeschäften zu assistieren und stundenlang seinen unglaublich langweiligen Vortrag anzuhören. —

Durch meinen Schwager Klitzing wurde ich mit dessen zahlreichen Verwandten bekannt und mit vielen derselben innig befreundet.

Eine besondere Verehrung widmete ich den greisen Eltern meines Schwagers, dem Rittmeister von Klitzing auf Charlottenhof und dessen Ehegattin, geborenen Bennecke. Auf diesem mir so besonders wert gewordenen Landsitze verbrachte ich viele

frohe Tage, und die ehrwürdigen Leute gewannen mich nach und nach so lieb, als wenn ich ihr eigner Sohn gewesen wäre. Der Rittmeister war 1812 mit sechs Brüdern in die Befreiungskriege ausgezogen, und alle sechs waren, mit dem Eisernen Kreuze dekoriert, aus denselben zurückgekehrt. Bald nach dem Frieden hatte er sich verheiratet und die ausgedehnte Besitzung in der Neumark erworben.

Das alte Charlottenhof mit seinem großen Park und See, über dem es auf einer Höhe wie eine liebliche Oase lag, inmitten des dunklen Grüns unabsehbarer Kieferwälder, die auf der West- und Nordseite bis nahe an die Wirtschaftsgebäude heranreichten, war ein lieber, anmutender Ort. Das Herrenhaus, zweistöckig und langgestreckt, mit gewölbter Halle in der Front, und einer Veranda mit großer, bis zum See herabführender Freitreppe nach dem ausgedehnten Park zu, war einfach und im Innern ohne Luxus eingerichtet. Man merkte keineswegs, was für reiche Leute die Besitzer waren, aber man fühlte sich angeheimelt vom ersten Augenblick an, wo man die gastliche Schwelle übertrat.

Der langjährige Diener, der ehrliche Karl Kettel, machte eher den Eindruck eines Hausknechtes wie den eines wohlgeschulten Lakaien, er war aber treu wie Gold und erfüllte seinen Beruf mit seltener Pflichttreue. Durch die Beziehungen mit diesem Hause hatte ich auch den Rittergutsbesitzer Honig auf Gralow kennen gelernt, der eine Tochter aus demselben Hause, eine ältere Schwester meines Schwagers, zur Frau hatte. Nach Klitzings Rat sollte ich zu diesem gehen, um meine landwirtschaftlichen Studien zu erweitern. Auf die bezügliche Anfrage bei seinem Verwandten hatte man mich in Gralow zur großen Freude meines Vaters

willkommen geheißen, und ich entschloß mich gern, dorthin zu gehen.

An einem warmen Nachmittage des beginnenden Frühjahrs 1858 machte ich mich auf meinem Reitpferde „Patzke“ auf den über vier Meilen weiten Weg nach Gralow, wohin mein Gepäck per Post vorausgegangen war. Das treffliche Tier hatte ursprünglich dem damaligen Oberst der Schutzmannschaft in Berlin, Namens Patzke, gehört, war von einem Regiments-Kameraden, Grafen Ingenheim, gekauft worden und dann in meinen Besitz übergegangen. Es war ein siebenzölliger, hellbrauner Wallach von außerordentlicher Kraft und Ausdauer. Man hatte auf ihm das Gefühl, als könne man die ganze Welt durchreiten und eine Mauer mit ihm einrennen. Dabei war das Tier trotz der Massigkeit seines Körpers ziemlich schnell und ein vortrefflicher Springer. —

Der Weg nach Gralow war nicht leicht zu finden. Er führte von der von Giesenbrügge eine kleine Meile entfernten Königlichen Domäne Carzig aus, die Friedrich der Große während seiner Verbannung nach Cüstrin öfters auf Wochen besuchte, durch die mehrere Meilen breiten und sechs bis acht deutsche Meilen sich in die Länge ziehenden herrlichen Kiefern-, Buchen- und Eichenbestände eines gewaltigen, aus mehr als einem halben Dutzend Königlicher Oberförstereien und vielen Privatforsten bestehenden Waldkomplexes hindurch. So war es denn kein Wunder, daß ich trotz sehr genauer Instruktionen von dem richtigen Wege abkam und längere Zeit in der Irre umherritt, bis ich einen bei der Forstkulturarbeit beschäftigten Königlichen Förster antraf, der mich durch einen seiner Leute endlich wieder auf die richtige

Straße bringen ließ. So war die Dämmerung schon hereingebrochen, als ich an meinem Bestimmungsorte eintraf, wo ich die Herrschaften, die mich gar nicht mehr erwarteten, bereits bei der Abendmahlzeit antraf.

Diese Familie, mit der ich im Laufe der Jahre so eng verbunden werden sollte, bestand aus dem Hausherrn, Rittergutsbesitzer Edmund Honig, damals ein Mann in besten Jahren, mittelgroß, von schlankem Wuchs und freundlich liebenswürdigen Zügen; der Hausfrau Karoline, geborenen von Klitzing, ein Jahrzehnt jünger als ihr Gatte, mit edel geschnittenem Gesicht und schönen, großen Augen (welche der Klitzingschen Familie, der Legende nach, durch eine Beimischung von ungarischem oder Ruthenenblut eigentümlich waren); der ältesten Tochter Magdalene, damals etwa dreizehn Jahre zählend, die das lebhafte schöne Auge ihrer Mutter und den liebenswürdigen Ausdruck ihres Vaters in ihren Zügen vereinte; einem Sohne Konrad und der jüngsten Tochter Tony, Kinder von zehn und acht Jahren, beide blond und ganz in die Honigsche Familie schlagend. Außerdem war dort noch ein Neffe, Georg von Klitzing, der mit dem Sohne des Hauses zusammen erzogen wurde, ein lebhafter hübscher Schwarzkopf, mit großen, intelligenten Augen.

Der Erzieher der Knaben war ein pedantischer Herr, Namens Lampe, mit unschönem, von blondem Haupthaar umgebenen Gesicht. Eine hübsche, stets elegant gekleidete Erzieherin, Fräulein Störig, welche der Malerei huldigte und ziemlich romantisch angehaucht war, schloß den Familienkreis, dem ich nunmehr auch angehören sollte.

Gralow, eine Meile von Landsberg und unweit des Warthestromes gelegen, ist eine ausgedehnte Besitzung, die gegen drei-

zehntausend Morgen Areal umfaßt, davon siebentausend Morgen wohl gehaltene, wertvolle Forst. Das Wohnhaus, ein massives, einstöckiges Gebäude mit der Front nach dem Hofe zu und mit dem Rücken an einen hübschen wohlgepflegten Garten sich anlehnend, entbehrte äußerer Reize und Ornamente, bis auf eine hübsche, weinumrankte Veranda, von der man einen freundlichen Blick über den Garten hin und auf die mit demselben in Zusammenhange stehende, mit Epheu umwucherte Dorfkirche hatte, welche zwischen alten, schönen Kastanien freundlich hindurch blickte. —

Der Gutsherr stand in dem Rufe, ein sehr tüchtiger Landwirt zu sein und erfreute sich in seinem Kreise, in dem er verschiedene Ehrenämter einnahm, und den er auch mehrere Jahre im Abgeordnetenhause vertrat, eines großen Ansehens und wegen seines edlen Charakters, seines gentilen und herzgewinnenden Wesens überall einer besonderen Beliebtheit. Er war ein großer Freund und Kenner von Pferden, die er mit Erfolg züchtete. Sein Kutschstall war mit prächtigen Wagen- und Reitpferden edler Abstammung gefüllt und eine Anzahl Vierjähriger erlernte die Anfangsgründe der Fahr- und Reitkunst, während ein ganzer Schwarm junger Fohlen sich lustig in der Koppel tummelte. Die Seele des Kutschstalles war der erste Kutscher, der dicke Schüler, ein großer, starker Mann von untersetztem Bau mit gutmütig breitem Gesicht und einer Faust, hart und massig genug, um einen Feldstein zu zerdrücken, dabei in der Zügelführung der Pferde leicht und zart wie eine Dame. Er war sehr schweigsamer Natur und nahm durch seine kurzen, klaren, verständnisvollen Äuße-

rungen in seiner Zunft eine bevorzugte Stellung ein. Außer anderen guten Eigenschaften besaß er auch die, ein ausgezeichneter Pirschfahrer zu sein. Er kannte alle Wechsel des Wildes, keine frische Fährte entging ihm, und man konnte sich mit ziemlicher Sicherheit auf sein Urteil verlassen. Ich habe so manche schöne Pirschfahrt mit ihm gemacht und ihn von ganzem Herzen betrauert, als ihn später die Cholera dahinraffte. Er war mir sehr zugethan; seine Zuneigung hatte nicht lange nach meiner Ankunft in Gralow begonnen. In der Verfolgung eines Stückes Rotwild begriffen, hatte der sonst so vorsichtige Kutscher sich von seiner Passion hinreißen lassen, ein durch einen Kiefern-Stangenort sich hinziehendes Gestell, welches einen sehr steilen Berg hinaufführte und deshalb nie befahren wurde, zu benutzen. Einen Moment, ehe wir den Gipfel erreichten, rissen bei einer gewaltigen letzten Anstrengung der starken Pferde die Stränge und die sehr beunruhigten Tiere wollten und konnten an den Aufhaltern den Wagen nicht halten. So ging die Reise mit ziemlicher Geschwindigkeit rückwärts die stark abfallende Berglehne herunter. Da sprang ich in weitem Satze rückwärts aus dem Wagen, packte die Speichen des linken Hinterrades mit nerviger Faust und brachte, indem ich mich mit aller Macht dagegen stemmte, das rollende Gefährt zum Stehen, so daß nunmehr jeder weitere Schaden glücklich abgewendet war. Das imponierte dem starken Manne, und nun hatte ich bei ihm gewonnen. —

Des Morgens unternahm mein Freund und nunmehriger Lehrherr mit mir in der Regel weite Inspektionsritte durch die Felder oder nach den Bruch- und Wiesengrundstücken, welche auf

dem entgegengesetzten Ufer der Warthe und Netze lagen. Letztere ergießt sich unweit Zantoch in die erstere. Bei diesem Orte und dem etwa eine Viertelmeile weiter gelegenen Dorfe Polychen ist die Warthe mit Fähren zu überschreiten. Die niedrig gelegenen Grundstücke, bei Hochwasser im Frühjahr häufigen Überschwemmungen ausgesetzt, boten in der warmen Jahreszeit ein ebenso anmutiges wie interessantes Bild. Üppige Wiesen wechselten mit langgestreckten Weideflächen sowie höher gelegenen fruchtbaren Ackerstücken und waren von einer Menge kleiner Rinnsale durchzogen, die das Wasser sich im Laufe der Zeit gerissen, und die demselben als Abzugskanäle dienten. Alle diese kleinen Wasseradern waren an ihren Rändern mit mächtigen Eichen, Ellern, Pappeln und dichtem üppigen Unterholze eingefaßt, außerdem aber waren über das ganze Terrain starke Eichen verstreut, die an einzelnen Stellen sich zu vollständigen kleinen, schattigen Hainen verdichtet hatten. Die alten Bäume dienten im Frühjahr unzähligen Krähen als Brutstätte; man konnte auf manchem derselben bis an dreißig Nester und darüber zählen, und wenn ein Schuß dort fiel, wie dies häufig geschah, so erhoben sich solche Scharen dieser schwarzbeschwingten Vögel, daß sie fast die Sonne verdunkelten und mit ihrem Gekrächze geradezu betäubend wirkten. Da der Schaden, den diese Krähenkolonien anrichteten, erheblich größer war als der Nutzen, so waren seit Jahren die eingehendsten Versuche gemacht worden, sie zu vernichten, oder wenigstens abzumindern, aber ohne jeden Erfolg, da für hunderte der jungen Vögel, die abgeschossen wurden, tausende an Zuwachs kamen.

An den Nachmittagen ging es, meist zu Wagen, mit der Büchse in die ausgedehnte und mit seltenem Wildreichtum

gesegnete Forst. Herr Honig war ein sehr erfahrener Jäger und tüchtiger Schütze; ich habe von ihm auch in dieser Beziehung viel gelernt, und die gemeinsamen Pirschfahrten im Gralower Revier gehören zu den schönsten Jagderinnerungen meines Lebens. Selten kam es vor, daß man aus der Forst heimkehrte, ohne neben vielen Rehen mindestens dreißig bis vierzig Stück Rotwild angetroffen zu haben, und wenn etwas geschossen werden sollte, so brachten wir auch ziemlich regelmäßig eine Jagdbeute nach Hause. Ich habe dort meinen ersten Rehbock mit der Kugel, ebenso meinen ersten Hirsch und meinen ersten Keiler erlegt, und es giebt in den mehr als achtzig Jagen des Reviers kaum ein einziges, welches mich nicht an Jagdabenteuer erinnerte, die ich dort erlebte.

Mein erster Rehbock, den ich in diesem schönen Revier streckte, machte mir fast mehr Freude, als so manche spätere Jagdbeute von größerer Bedeutung. Wenige Wochen nach meinem Eintreffen in Gralow hatten wir an einem schönen Juni-Abend nach langem Herumfahren in der großen Forst den Heimweg angetreten. Wir passierten gerade eine mit Ellern und dichtem Buschwerk bestandene, tief gelegene Wiese, der „Schwanspfuhl“ genannt, als wir einen dort äsenden starken Rehbock erblickten. Kaum war mir die Erlaubnis erteilt, mein Heil zu versuchen, als ich auch schon vom Pirschwagen herabgesprungen war, und wenige Sekunden darauf knallte der Schuß. Hell tönte der Kugelschlag, der Bock zeichnete, er war getroffen; aber er wurde in demselben Moment flüchtig und erreichte die nahe Dickung. — Da die Dämmerung bereits hereinzubrechen begann, so mußte ich zu meinem Bedauern die Verfolgung des Wildes bis zum

nächsten Morgen verschieben und konnte nur den Anschuß feststellen, auf dem ich sowohl Schnitthaar wie einige Tropfen Schweiß vorfand. Ich vermochte in der Nacht vor Erregung kaum zu schlafen und schon bei Tagesanbruch trabte ich, die Büchse auf dem Rücken, auf „Patzke“ dem Schwanspfuhle wieder zu, wo ich mit dem zu gleicher Stunde dorthin beorderten Revierjäger zusammentraf.

Nach einer Suche von wenigen Minuten fanden wir denn auch den Kapitalbock kaum achtzig Schritte von der Stelle des Anschusses verendet, mit gutem, nur ein wenig zu weit nach vorn sitzendem Blattschuß. — Der Jäger schlug vor, den Bock durch einen der im Revier befindlichen Holzwagen nach dem etwa eine Meile entfernten Gralow zu senden. Allein meine Freude und der Stolz über den guten Schuß ließen dies nicht zu; ich bestand darauf, nachdem ich mein Pferd bestiegen, die Beute gleich vor mir auf dem Sattel mitzunehmen. Als sich dies nun als unausführbar herausstellte, da „Patzke“, durch den Schweißgeruch alteriert, sehr unruhig geworden war, ergriff ich kurz entschlossen meinen Bock mit der Rechten am starken Gehörn und trug denselben mit starkem Arm bis vor die Hausthür, dort vom Gutsherrn mit lautem Lachen über meinen jugendlichen Eifer und die sonderbare Weise des Transportes empfangen.

In keinem Revier habe ich mehr Freude an den Pirschfahrten gehabt wie im Gralower Forst. Ebenso wie mir, ist es manchem anderen ergangen, und die dortige Jagd ist noch heute wie ehedem mit einem gewissen Nymbus umgeben, dem jeder unwillkürlich huldigt, der dem edlen Weidwerk dort obgelegen hat. Bei den großen, zwei Tage währenden Winterjagden

mußte der Kreis der Gäste auf eine gewisse Zahl beschränkt werden, die noch einige alte Herren einschloß, welche die Freunde vom Vater meines Gastfreundes gewesen waren. Es gab hierbei eine vollständige Anwartschaft auf spätere Teilnahmeberechtigung und regelmäßiges Einrücken in die entstehenden Lücken unter der nachfolgenden Generation, jeder hielt mit großer Konsequenz daran fest. Heute sind die Alten von damals längst heimgegangen, selbst meine Zeitgenossen sind sehr gelichtet und ein jüngeres Geschlecht ist an deren Stelle getreten.

Die große Gralower Winterjagd, so genannt zum Unterschiede von den verschiedenen kleineren jagdlichen Vergnügungen während der kalten Jahreszeit, wurde in der Regel im Dezember abgehalten. Sie erforderte einen ansehnlichen Apparat an Menschen und Pferden.

Schon im Laufe des derselben vorangehenden Nachmittags und auch am Abend trafen die aus weiter Ferne kommenden Gäste ein, welche im herrschaftlichen Hause gastliche Aufnahme fanden. Es begab sich alles zeitig zur Ruhe, um, durch gründlichen Schlaf erquickt, möglichst frisch für das edle Weidwerk zu erwachen.

Schon in früher Morgenstunde pflegte dann auf dem langen Korridor des oberen Stockwerkes, dessen Wände die Geweihe der vom Hausherrn meist selbst erlegten vielen Hirsche zierten, der schmetternde Ton eines Waldhorns zu erschallen, um die Schläfer zu erwecken.

Nachdem in den unteren Räumen der Kaffee eingenommen war, begannen die geladenen Nachbarn vorzufahren. Ein für dieselben bereitstehender Imbiß fand nur geringen Zuspruch, da jeder wußte, daß der Jagdgeber Frühstück und Wein in reicher

Fülle mit hinaus in den Wald zu nehmen pflegte. Der Hausherr berief demnächst die Schützen, welche die Zahl von einigen zwanzig erreichten, in sein Zimmer, wo dieselben ihre Nummern ziehen mußten, nach denen das Anstellen bei den Trieben erfolgte und nach denen sie sich auf den Gefährten zusammen zu finden hatten. — Auf ein gegebenes Zeichen rollten dann etwa zehn Zweispänner für die Schützen vor, denen sich für die bereits im Walde harrenden Treiber vier große, langgemachte Leiterwagen, mit je drei Pferden bespannt, anschlossen und zwei gleiche Fuhrwerke, welche für den Transport des erlegten Wildes bestimmt waren. Ein Reitknecht, mit fertig gesatteltem und gezäumten Handpferde bildete den Beschluß. Nachdem die Schützen alle placiert waren, setzte sich der imposante Zug unter Führung des Jagdherrn in scharfem Trabe nach der etwa eine halbe Meile entfernten Forst in Bewegung. Dort harrte der Oberförster mit dem Revierjäger und einigen achtzig Treibern seines Gebieters, demselben die üblichen Meldungen zur bevorstehenden Jagd machend. Die Treiben in ihrer Anlage und Reihenfolge waren natürlich schon vorher bestimmt, aber Wechsel in der Windrichtung machten zuweilen noch zuguterletzt Änderung der getroffenen Dispositionen nötig. Die Treiber, welche auch nach Nummern eingeteilt waren, die sie sichtbar auf den Röcken trugen, erkletterten nun die für sie bestimmten Leiterwagen unter Führung der Jäger und der Flügel- oder Obertreiber und rasselten mit ihnen von dannen. Die Fuhrwerke mit den Schützen folgten Herrn Honig, der jeden Einzelnen auf seinem Posten anstellte und der Bequemlichkeit wegen das zu diesem Zwecke bestimmte Reitpferd bestiegen hatte. Nachdem dann die Wagen außer Sicht

waren, herrschte für kurze, aber sehr spannende Zeit wieder vollkommene Stille im Revier. Endlich zeigte der ferne Schall eines Hornsignals an, daß die Aufstellung der Treiberlinie beendet sei, und daß der Trieb begonnen habe. Bald bestätigte dies der zunächst ganz schwach herüber tönende monotone Klang der Klappern. Jeder der Jäger faßte jetzt sein Gewehr fester und richtete in atemloser Spannung sein Auge auf die vor ihm sich hinziehende Kiefernschonung. Da knallte plötzlich von einem der Flügel her der erste Schuß; nicht lange darauf folgte ein zweiter, dann mehrere und bald knatterte es auf der ganzen langen Linie. Inzwischen waren auch die Treiber näher herangekommen, und man hörte jetzt das Klappern schon ganz deutlich. Da schallte auf einmal ein lautes „Hallo“ von dort herüber, ein Zeichen für die Schützen, daß Rotwild hoch geworden war und vergeblich den Versuch gemacht hatte, durchzubrechen. Lautes Poltern in der Dickung, als wenn durchgehende Pferde anstürmten, wurde hörbar, und mit gewaltigen Sätzen brauste ein Rudel Rotwild daher, in hoher Flucht über das breite Gestell fallend. Voran das alte Leittier, einige Schmaltiere und Kälber dahinter, zuletzt noch ein Spießer. Da folgt schnell der kurze Krach der Büchsen von den glücklichen Schützen, die zunächst stehen. Eine Kugel ist fehl gegangen, man hört sie hell auf Holz schlagen; eine andere ist zu tief geschossen, Schnee und gefrorene Erde spritzen empor, aber eine dritte hat ihr Ziel erreicht. Der Spießer zeichnet plötzlich mit gewaltigem Hochsprunge; noch wenige hastige Schritte, dann bricht er verendend zusammen. — Wieder wird es laut in der Dickung. Es ist ein Sprung Rehe, der daher gerast kommt, dabei ein starker Bock. Doch nur die Ricken kommen unverletzt

davon, den Bock erreicht das tödliche Blei im Moment, wo er erkannt ist. Er rollt zusammen wie ein Hase. Die Treiber sind inzwischen dicht an die Schützenlinie herangekommen, der Trieb ist abgeblasen worden, es darf nur noch nach rückwärts geschossen werden. Wenige Minuten darauf ist es vorüber. Nun bringen die Leute das erlegte Wild heran, es wird Strecke gemacht, bei der sich auch die Schützen allmählich wieder zusammenfinden. Jeder muß nun dem Genossen, welchem die Führung des Jagdbuches anvertraut wurde, die Zahl der Schüsse nennen, die er abgegeben und das Wild, was er damit erlegt hat, damit die Eintragung erfolgen kann. So geht es mit Ausnahme der kurzen Frühstückspause weiter, bis das Hereinbrechen der Dämmerung den ersten Jagdtag beendet. Die Wagen fahren heran, es geht im scharfen Trabe nach Gralow zurück. Am Hofthor steht dort die gesamte Jugend des Dorfes und begrüßt nach altem Brauche jedes Gefährt, sowie es herankommt, mit lautem Hurrah. — Nachdem man den Wagen verlassen hat, eilt ein jeder nach seinem Zimmer und macht schnell Toilette. Hierauf versammelt man sich, mit tüchtigem Appetit und gründlichem Durst ausgerüstet, im Speisesaale zum Diner, bei dem sehr gut gegessen und sehr scharf getrunken wird. Gegen die Mitte desselben klopft der Hausherr an sein Glas, er liest die Resultate der Jagd nach dem Schußbuche vor, wobei mancher Schütze scharfer Kritik unterzogen wird. Dann ernennt er den, welcher das meiste Wild erlegt hat, zum Jagdkönig, welchem es obliegt, das Wohl der gütigen Wirte auszubringen. Nach diesem Toast pflegt in der Regel die Hausfrau sich zurückzuziehen, und nun beginnt erst so recht das eigentliche lustige Zechen. Endlich giebt der Herr des

Hauses ein Zeichen zum Aufstehen, es geht zum Kaffee, zur Cigarre und demnächst zum Billard- oder zum L'hombre-Spiel, bis die Nachbarn aufbrechen und die Gäste des Hauses ihre Ruhestätten aufsuchen.

Der zweite Jagdtag verläuft erheblich ruhiger als der erste; es wird morgens etwas später zur Jagd aufgebrochen und die Zahl der Schützen ist eine erheblich geringere, da nur einige der nächsten und intimsten Nachbarn wiederkommen. Aber er ist für den richtigen Jäger eigentlich der hübschere, da er zumeist dem Hochwild gilt und nur die Büchsflinte geführt wird. Auch die Zahl der Treiber ist eine viel geringere; es wird nicht laut getrieben des Rotwildes wegen, welches durch Lärm zu leicht zum Durchbrechen geneigt ist. Dagegen sind die Haupt-Treiben entweder auf drei oder doch auf zwei Seiten eingelappt, damit das Wild, durch die flatternden Lappen erschreckt, leichter auf die Schützenlinie zugedrängt werden kann. — Wenn dann die Schüsse fallen, so weiß man, daß sie Besonderes zu bedeuten haben, da Meister Lampe an diesem Tage kaum Beachtung findet und höchstens an den schlauen Reinecke eine Schrotladung oder eine Kugel gewendet wird. Der übrige Verlauf dieses Tages gleicht dem vorangegangenen. Wenn dann abends die Gesamtstrecke der ganzen Jagd gemacht wird, so ergiebt dieselbe meist das imponierende Resultat von zehn bis zwölf Stück Rotwild, eben so vielen Rehböcken, mehreren Stück Schwarzwild, einem halben Dutzend Füchse und einigen achtzig Hasen. —

An dem folgenden Vormittage trennt sich die Jagdgesellschaft, die Gäste eilen wieder ihren Heimstätten zu, hochbeglückt

durch die schönen soeben durchlebten Tage und voll froher Hoffnung der Wiederkehr im folgenden Jahre. —

Die Hausfrau, welche mich anfangs für einen blasierten Garde-Offizier halten mochte, brachte mir ein wenig Mißtrauen entgegen, welches schwand, als sie sah, wie ihre Kinder sich mir mehr und mehr attachierten. Ihr Vorurteil wurde jedoch ganz gehoben, als sie mich eines Tages in dem an den großen Garten anstoßenden parkartigen Gehölz, komischerweise „England" genannt, obwohl es zur Zeit der Napoleonischen Kriege von einem verwundeten französischen Offizier angelegt worden war, mit den Kindern auf den Knieen liegend fand, um Leberblümchen und Epheu umzupflanzen, die dort in großer Üppigkeit gediehen. — Von da ab gewann ich ihr Herz mehr und mehr. Frau Karoline war eine geistvolle, allem Guten und Schönen zugängliche Dame, war aber, was nur wenigen bekannt, infolge innerer Leiden außergewöhnlich empfindlich und nervös. Daher stand sie in dem Rufe stets wechselnder Stimmung und großer Launenhaftigkeit. Mir ist sie eine treue Freundin geworden, hat gegen mich stets ihre besten Seiten herausgekehrt und ist zu jeder Zeit für mich eingetreten, wenn einer oder der andere gelegentlich einmal Tadel über mich aussprach. Die Kinder hingen an mir mit zärtlicher Liebe; ich beschäftigte mich viel mit ihnen, besonders mit der älteren Tochter Magdalene, die ein ebenso schönes wie weit über ihre Jahre hinaus begabtes, kluges Kind war. —

Kaum eine Viertelmeile von Gralow entfernt lag das dem Grafen Schulenburg gehörige Nachbargut Jahnsfelde, welches von dessen Gattin, einer geborenen von Schoening, auf ihn übergegangen war. Diese überaus liebenswürdige Familie stand

schon seit vielen Jahren mit meinen Gastfreunden in regstem Verkehr, und die beiden Häuser waren durch innigste Freundschaft verbunden, die sich im Laufe der Jahre auch auf mich mit übertrug.

Magdalene Honig wurde mit der zweiten Tochter von Schulenburgs, Namens Rose, gemeinsam unterrichtet, während die ältere Klara ihr um einige Jahre im Alter voraus war. Regelmäßig jeden Sonntag-Nachmittag fanden sich die Familien in einem oder dem anderen Wohnort zusammen. Dann wurden von der Jugend allerlei Spiele arrangiert, an denen ich mich lebhaft beteiligte, und in der Regel wurde nach dem Abendbrot noch ein flotter Tanz improvisiert. Häufig wurden auch mehrere Offiziere der in Landsberg in Garnison stehenden 2. sogenannten schwarzen Dragoner eingeladen, die mit den Familien einen lebhaften Verkehr unterhielten, und die mit mir zum großen Teil schon von früherher eng befreundet waren oder es durch diese Zusammenkünfte wurden.

Es herrschte ein reizender Ton bei diesem schönen Regiment. Von der Blasiertheit, die heute so häufig mit Unrecht den Offizieren der Reiterei vorgeworfen wird, war damals sicher keine Rede. Man konnte die Herren nicht selten mit der heranwachsenden Jugend in frohen Spielen sich tummeln und mit den allerdings sehr reizenden Backfischen sich im lustigen Reigen drehen sehen. Das Regiment wurde damals von einem Oberstlieutenant von Hartmann kommandiert, mit dem ich noch bei den Kürassieren zusammen gestanden hatte, der die Geselligkeit seiner Offiziere sehr begünstigte und gern Urlaub zu solchen Gelegenheiten erteilte. Er verkehrte natürlich auch in

Gralow sowie in Jahnsfelde. Gelegentlich eines Besuches an ersterem Orte war er bei einer Spazierfahrt nach dem Wartebruch gekommen. Die Lieblichkeit der Landschaft entzückte ihn sehr, gleichzeitig schien ihm aber das Terrain für ein Hindernisrennen, welches von den Offizieren des Regimentes demnächst geritten werden sollte, sehr geeignet, eine Ansicht, der ich vollkommen beipflichtete. Honig erfaßte die Idee sofort mit Passion, lud das Offizierkorps gleich zu einem bestimmten Tage zu einem Rennen ein und ersuchte mich, das Abstecken der Bahn, das Errichten neuer und das Vervollkommnen der natürlichen Hindernisse in die Hand zu nehmen. Mit Hilfe einiger geschickten Leute und unter meines Freundes reger Beteiligung waren die Vorbereitungen bald beendet und eine Rennbahn auf grünendem Rasen hergestellt, wie man sie sich schöner kaum wünschen konnte. Dieselbe endete bei einem der kleinen dort befindlichen Eichenhaine und war so günstig gelegt, daß die auf einer kleinen Anhöhe postierten Zuschauer den Verlauf des Rennens von Anfang bis zu Ende sehr gut verfolgen konnten.

Endlich war denn der große Tag herangekommen! Natürlich beteiligten sich die Offiziersdamen, verschiedene Honoratioren aus dem nahen Landsberg und bekannte Familien aus der Umgegend an dem Vergnügen. Am frühen Nachmittag rollten die Equipagen von allen Seiten heran, Offiziere und andere Reiter sprengten daher, die Fähnchen an den Stangen, die die Bahn bezeichneten, flatterten lustig im Winde, und von dem Trompeterkorps der Dragoner erschallten lustige Weisen von der Zuschauer-Tribüne her.

Auch ich hatte auf Aufforderung der Kameraden meine persönliche Beteiligung zugesagt. Da ich aber meine neue Garde-Land-

wehr-Uniform noch nicht hatte, legte ich mein Kostüm von den Parforcejagden her an. Der rote Frack erzeugte bei den Bauern der Umgegend, die es sich nicht hatten nehmen lassen, auch in großer Zahl als Zuschauer zu erscheinen, das Gerücht, es hätte auch einer aus dem Zirkus Renz das Rennen mitgemacht. Mein gutes Roß „Patzke", welches mich tragen sollte, war wie elektrisiert durch das ganze bunte Leben und Treiben und wollte sich kaum halten lassen. Als das Signal zum Starten erfolgte, nahm es in gewaltiger Pace die Tête, über die Hindernisse wie ein Hirsch hinwegfliegend. Aber nach Überwindung von etwas mehr als der Hälfte der Bahn machte sich, wie ich es vorausgesetzt hatte, mein schweres Gewicht geltend. Ich trat den ersten Platz an einen von meinen Freunden in Hellblau ab und war noch froh genug, durch die eminente Sicherheit, mit der mein braves Pferd die Hindernisse nahm, als Dritter das Ziel zu passieren; das war bei dem Felde von mehr als einem Dutzend leichter Reiter immerhin noch eine außergewöhnliche Leistung. Der Abend vereinte alle die der Honigschen Familie Näherstehenden, insbesondere das Offizierkorps der schwarzen Dragoner in ihrem gastlichen Hause zu einem reichen Souper unter den Klängen der im Garten postierten Regimentsmusik; ein flotter Tanz bildete den Abschluß dieses schönen, in jeder Beziehung wohlgelungenen Festes.

Sehr bald darauf traten Herr und Frau Honig eine Reise nach Karlsbad an. Sie ersuchten mich vorher, während ihrer Abwesenheit das Haus zu hüten und mich speciell für die Wohlfahrt der beiden Töchter zu interessieren. Der Sohn Konrad war inzwischen mit seinem Vetter Georg von Klitzing in Be-

gleitung ihres Hauslehrers Lampe nach der väterlichen Besitzung des letzteren, Grafsee in Pommern, übergesiedelt. Mehrere Kutsch- und Reitpferde standen während dieser Zeit zu meiner alleinigen Verfügung, und Honig hatte mir außerdem erlaubt, einige Stücken Rotwild, sowie nach Beginn der bevorstehenden Feistzeit, einen jagdbaren Hirsch zu erlegen.

Es war dies eine schöne, unvergeßliche Zeit für mich. Und so gern ich auch in der Gesellschaft meines lieben Freundes weilte und mit ihm vereint jagte, so gewährte es mir doch einen eigenartigen Genuß, in dem schönen, großen Revier ganz allein, ganz unbeschränkt und nach Herzenslust meiner Jagdpassion obliegen zu können. Beinahe ebensoviel Freude machte es dem alten Kutscher Schüler, mich herumfahren zu dürfen, wenn ich ihn auch tüchtig in Atem hielt und er so manche Mühe dadurch hatte.

Häufig brachen wir schon vor Tagesanbruch nach der Forst auf, über der dann noch schwere Nebelschichten wallten, sich durch die Kronen der alten hohen Stämme dahinzogen oder dick auf den niedrigen Schonungen lagerten. Dem Walde entströmte dann aromatischer Harzduft, und sobald nach und nach der infolge des vorgelagerten Schleiers blutrot und riesig groß erscheinende Sonnenball in die Höhe schwebte, allmählich das östliche Firmament mit rosigem Schimmer überhauchend, begann dann nach und nach die Tierwelt zu erwachen, die bis dahin nur durch den klagenden Ruf einer vereinzelten, mit kaum vernehmbarem, gespenstischen Fluge vorüberhuschenden Eule vertreten war. Dann hörte man den pfeifenden Ton der aus den Horsten aufgestiegenen Bussarde, den hellen durchdringenden

der hoch oben ihre Kreise ziehenden Gabelweihe, den wie kurzes helles Lachen klingenden Schrei der Sperber und kleineren Falken, das muntere Klopfen der Spechte und das liebliche Gurren der verschiedenen Taubenarten, dem auch bald das vielstimmige Konzert der kleinen Singvögel folgte. Schließlich sanken auch die Nebel wie mit einem Schlage herab, sich in unzählige Tautropfen verwandelnd, die an den Nadeln der Kiefern und Tannen, an den Grashalmen und dem sich bereits violett färbenden Heidekraut durch die Strahlen der nun zu voller Pracht emporgestiegenen Sonne wie Milliarden von Diamanten funkelten. — Dann sah man Rudel Rotwild zu fünf, zehn und zwanzig Stück, die sorglich sichernden alten Leittiere voran, über die Blößen weg zu den Stangenorten und schützenden Dickungen ziehen. Nun war es die Aufgabe des gewandten Pirschkutschers, ihnen auf den bekannten Wechseln zuvorzukommen, um auf Schußweite zu ihnen zu gelangen.

Ich habe in dieser Zeit nicht so viel Wild gestreckt, wie ich nach der mir gewordenen Erlaubnis es gekonnt hätte. Das Getier in seinen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten zu beobachten, interessierte mich so lebhaft, daß mir dies beinahe größeren Genuß gewährte, als den, die tödliche Kugel zu versenden. Außerdem ging mein ganzes Streben darauf hinaus, einen von den wenigen starken Feisthirschen zu erbeuten, die damals auf dem Reviere standen, und die ich durch häufigeres Schießen nicht gern beunruhigen wollte.

Ich bekam in jenen Wochen aber doch keinen von diesen überaus schlauen und vorsichtigen Monarchen des Waldes und hätte mich lieber mit geringerer Ware begnügen sollen.

Meine teilweise Regentschaft brachte mich in dieser Zeit in eine eigentümliche Position. Die hübsche Gouvernante, wohl enttäuscht, in mir keinen Courmacher zu erobern, hatte sich, um die Langeweile zu verscheuchen, von dem dortigen Oberinspektor, einem ganz netten, aber etwas leichtlebigen Herrn, Reitstunde geben lassen und war, nach mir gemachten Meldungen, schon mehrere Male mit diesem cavaliere servente ausgeritten.

Nun kam ich, der ich damals kaum dreiundzwanzig Jahre zählte, in die Notwendigkeit, dieser unternehmungslustigen jungen Dame eine Standrede zu halten und ihr die Ausübung ihrer sportlichen Neigungen Namens meiner Gastfreunde zu untersagen. Wir wurden beide bis über die Ohren rot bei dieser Unterredung, welche indessen den gewünschten Erfolg hatte und mich einen erheblichen Fortschritt in der Repräsentation meiner männlichen Würde machen ließ. — Einige Monate später jagte sich der Oberinspektor wegen Unregelmäßigkeiten, die er sich in seinem Amte hatte zu schulden kommen lassen, eine Kugel durch den Kopf. —

Die Wochen flossen für mich schnell dahin. Da teilten die Eltern aus Karlsbad mit, daß sie nicht direkt nach Hause zurückkehren, sondern noch einen Besuch bei ihrem auf der Domäne Egeln unweit Magdeburg wohnenden ältesten Bruder machen wollten, zu dem ich auch herzlich eingeladen sei und die jungen Mädchen ebenso. Dieser hatte als preußischer Regierungsrat seinen Abschied genommen, die schöne, große Königliche Domäne Egeln gepachtet und dort eine der ersten großen Zuckerfabriken errichtet, welche ihn durch die damaligen außerordentlich günstigen Konjunkturen in kaum einem Dutzend Jahren zum mehrfachen Millionär machte.

Honigs schrieben, wenn es mir recht wäre, so möchte ich die jungen Mädchen geleiten, sie würden dann an einem bestimmten Tage mit mir in Magdeburg zusammentreffen, von wo aus wir die Weiterreise nach Egeln vereint fortsetzen wollten.

So geschah es auch. Ich brach eines Nachmittags mit meinen beiden Schützlingen nach Berlin auf, bis wohin uns die inzwischen wieder versöhnte Erzieherin begleitete, und wo erstere bei Verwandten zur Nacht blieben. Am anderen Morgen rollten wir allein nach Magdeburg weiter, wo ich die vor Freude jubelnden Kinder den dort unserer auf dem Bahnhofe harrenden Eltern glücklich überantwortete. Nach einigen genußreichen Tagen in dem alten gastlichen Amtshause zu Egeln, einem früheren Kloster mit einem hübschen Park voll schöner, alter Bäume und durchsprudelt von dem freundlichen Bode-Flüßchen, traten wir allesamt die Heimreise an, und das still gemütliche Leben in Gralow trat wieder in seine Rechte.

Mein schon früher erwähntes Geschick, kleine Feuerwerke zu komponieren und abzubrennen, sollte ich an Geburtstagen und bei sonstigen festlichen Gelegenheiten auch in der Landsberger Gegend bewähren können. Dieselben erregten das größte Entzücken, sowohl bei der Jugend wie auch bei den Erwachsenen, von denen verschiedene so etwas selten oder noch gar nicht gesehen hatten.

Die Ankündigung derartiger Überraschungen zum Abend wurde allgemein mit begeistertem Jubel begrüßt, und der herzliche mir nach Beendigung derselben allseitig gezollte Dank war mir reicher Lohn für die kleine Mühe, der ich mich unterzog. —

Häufig machte ich Ritte nach Giesenbrügge oder Dieckow hin und mitunter am Abend desselben Tages wieder zurück, was für Roß und Reiter eine Tour von über neun Meilen bedeutete und bei dem Gewicht von gegen zweihundert Pfund, welches ich in den Sattel brachte, eine ganz anständige Leistung war.

Als ich in einer Nacht gegen den Herbst des Jahres 1858 hin auch einmal munter meine Straße von Giesenbrügge zurücktrabte und so etwa eine Meile zurückgelegt hatte, wurden bei völlig sternklarem Himmel Roß und Reiter plötzlich durch einen hellen Schein, wie von einem starken Blitze herrührend, heftig erschreckt. Während ich mein unruhiges, bäumendes Pferd zu bändigen suchte, vernahm ich über meinem Haupte ein scharfes Sausen und sah bald darauf einen Meteorstein, — ein solcher war es in der That — unweit der Landstraße herniederfahren und mit lautem Klatsch in den Ackerboden schlagen. Ich habe nie vorher und nie nachdem Gelegenheit gehabt, ein Meteor so in der Nähe zu beobachten und bedauerte es damals sehr, daß die Erregtheit meines Pferdes und die verhältnismäßige Dunkelheit der Nacht mich behinderten, weitere Untersuchungen anzustellen.

Es war dies überhaupt eine Nacht der Abenteuer, denn als ich eine Stunde später auf einem der schmalen Gestellwege der großen Forsten eilig dahinritt, raste plötzlich ein starkes Rudel Rotwild, wohl durch die Huftritte meines Pferdes aus seiner Ruhe aufgeschreckt, so unmittelbar vor mir über die Straße, daß ich im ersten Moment eine Karambolage für unvermeidlich hielt. Aber die wilde Jagd war zu schnell vorüber, eine Minute später herrschte wieder tiefe Stille in dem schwarzen Dunkel der riesigen Waldungen, und das Schweigen der Nacht wurde nur ab und zu

unterbrochen durch den unheimlich klagenden Ruf der Eulen und Käuzchen, die in den Höhlungen der alten Eichen und Buchen ihre Heimstätten haben. Die gewaltigen Bäume vereinten ihre knorrigen Äste über meinem nächtlichen Wege zu einem dichten Laubdache und erzeugten so auf langen Strecken eine solche Finsternis, daß man nicht mehr die Hand vor den Augen sehen konnte. Von einem Fehlreiten war trotzdem keine Rede; ich kannte nachgerade diese einsamen Waldpfade so genau, daß ich sie zur Not mit verbundenen Augen hätte finden können, und mein braves Roß kannte sie fast noch besser als ich. — Und dennoch wurde ich in diesem geheimnisvollen Walddunkel so fernab von jedem Mitmenschen von einem eigentümlichen Gefühle des Alleinseins ergriffen, einem Empfinden, als wenn ich etwas Übernatürlichem nahe wäre, und allerlei ernste Reflexionen durchzogen meine Seele. Ähnlichen Stimmungen bin ich während meiner späteren Feldzüge bei einsamen nächtlichen Ritten innerhalb der feindlichen Linien öfters unterworfen gewesen, aber dort waren sie abgemindert durch das Bewußtsein zu erfüllender Pflicht und durch den Gedanken, jeden Moment auf einen Zusammenstoß mit dem Gegner gefaßt sein zu müssen.

Der schöne September war inzwischen herangenaht und mit ihm die reizvolle, auf Gralower Feldmark sehr ergiebige Hühnerjagd, der sowohl Honig wie ich mit großer Passion huldigten. Die meisten Hühner gab es in den sich am Wartheſtrom hinziehenden Zantocher Bergen, die wir deshalb wieder und wieder aufsuchten. Es war aber keine kleine Anstrengung, in diesem welligen Terrain durch die noch in üppigem Grün stehenden Kartoffelbreiten, von Kuppe zu Kuppe kletternd, das Wild zu

verfolgen; und wenn man's einige Stunden im Schweiße seines Angesichts so getrieben hatte, dann war man herzlich froh, wenn auf einer der Höhen Halt gemacht und der Frühstückskober vom Pirschwagen heruntergeholt wurde, dessen reichlichem Inhalt wir dann wacker zusprachen.

Von diesen Höhen herab hatte man eine entzückende Aussicht über die fruchtbaren Thäler des Netze- und Wartheſtromes, die sich fast zu unseren Füßen vereinten, zur Linken bis gegen das Städtchen Driesen, zur Rechten bis gegen Landsberg hin. Die Flüsse selbst waren belebt von einer Menge von Schiffen, deren große weiße Segel im Sonnenlicht von weit her erglänzten, und von riesigen, mit bunten Fahnen geschmückten Flößen, die, aus dem Inneren Rußlands kommend, der Oder zustrebten. Der Vordergrund des Bruches schimmerte im Smaragdgrün seiner üppigen Wiesen und Weiden, während in weiterer Ferne ein bläulicher Hauch über der Niederung ausgebreitet schien, der am äußersten Horizont, wo die Höhenzüge über derselben aufsteigen, welche die Grenzscheiden Polens bilden, sich allmählich zu matt violetter Färbung abtönte. —

Auf einem der nahen Berge zur Rechten, der steil zum Wartheſtrom abfiel, hatte ehedem die alte Burg Zantoch gestanden, von deren Mauern allerdings nur einige riesige Feldsteine noch Kunde gaben, die so schwierig an den Hängen lagerten, daß es sich für die moderne Spekulation nicht gelohnt hatte, sie wegzuschleppen. Diese Feste beherrschte in den Zeiten des Mittelalters die ganze umliegende Gegend, von ihr aus wurde der Schiffszoll erhoben, das Recht gesprochen und bei den unzähligen kriegerischen Einfällen der Polen die Verteidigung des ganzen

Landstriches geleitet. Der unterhalb dieses Berges sich unmittelbar am Wartheſtrom hinziehende Ort Zantoch ſtand deshalb in jenen alten Zeiten in viel größerer Blüte und war von viel wichtigerer Bedeutung als das nahe Landsberg. Heute iſt es zu einem Fiſcher- und Schifferdorfe zuſammengeſchrumpft, während jenes ſich zu voller, namentlich induſtrieller Blüte und zu einer Einwohnerſchaft von mehr als dreißigtauſend Seelen emporgeſchwungen hat.

Die ſchönſte Hühnerjagdzeit ſchwand mit dem in dieſem Jahre ganz beſonders anmutigen September-Monat ſchnell dahin. Die Hühner hatten bereits begonnen, ſehr wild zu werden, und nur wenn's uns gelang, eine größere Anzahl der ſcheuen Vögel in die ihnen vortreffliche Deckung bietenden ausgedehnten Weidenränder zu treiben, welche öſtlich Zantoch den Wartheſtrom auf längere Strecken flankieren, hatte man noch auf einigermaßen reichliche Jagdbeute zu rechnen.

Gegen Ausgang des Septembers erhielt ich eine kurze Aufforderung von meinem Vater, mich möglich bald nach Gieſenbrügge zu verfügen, da er in beſonderen Angelegenheiten mit mir zu ſprechen habe. Der frühe Morgen des folgenden Tages fand mich auf meinem braven Patzke im Sattel, und nach einem köſtlichen Ritte von zwei Stunden und zwanzig Minuten durch die von Thymian-, Harz- und Eichengeruch durchduftete Forſt trabte ich die ſtattliche Rampe des Gieſenbrügger Wohnhauſes hinauf. Mein Vater empfing mich auf das freundlichſte. Er ſagte mir, daß er ſchon ſeit einiger Zeit mit dem Plane umginge, mich auf Reiſen zu ſchicken, um meinen Geſichtskreis zu erweitern. In erſter Linie ſchien es ihm wünſchenswert, daß

ich meine Kenntnisse in der französischen Sprache ausbildete, und er rate zu diesem Zwecke, zunächst für einige Zeit nach Paris zu gehen. Die nötigen Mittel für die Reise würde er mir gern zur Verfügung stellen, nur rate er, die Sache nicht weiter aufzuschieben, um die bekannte Schönheit des französischen Herbstes noch voll zu genießen.

Ich dankte meinem Vater gerührt für seine Güte und ging auf alle seine Vorschläge mit Vergnügen ein. Von den Meinigen, die Geschwister in Dreskow eingeschlossen, wurde schnell zärtlicher Abschied genommen, ebenso von meinem treuen Pferde, welches ich vorläufig in Giesenbrügge zurückließ. Tags darauf fuhr ich mit meines Vaters Kutschpferden nach Gralow, um dort noch einige Sachen mitzunehmen und die Station Zantoch der Ostbahn zur Weiterreise nach Berlin zu benutzen, vor allen Dingen aber mich auch von meinen dortigen lieben Freunden zu verabschieden. Honigs teilten meine Freude über meines Vaters generösen Entschluß vollkommen, und ich verließ das liebe Gralow, in welchem ich so manche Stunde ungetrübten Glückes genossen, unter den warmen Glück- und Segenswünschen der Eltern und der Kinder.

Sechstes Kapitel.

Reise nach Paris. — Großartige Eindrücke. — Der Zuave. — Fröhliches Leben mit Freunden. — Begegnung mit Banquier Rothschild. — Eugène Wöhrmann. — Prince Tacher de la Pagerie. — L'ancien Cercle. — Ein Maskenball in der großen Oper. — Fürst Wittgenstein. — Madame Heine. — Olga von P. — Die Familie Bristead und Herzog von Terranova. — Wunderbare Entdeckung. — Graf Egmont Pourtalés. — Eigentümlicher Besuch. — Salon Celarius. — Madame Julia Barucci. — Vorstellung bei Hofe. — Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugénie. — Ein Hofball im Kaiserschlosse. — Der Juwelier Héros und der mysteriöse Opal. — Rückkehr nach Giesenbrügge.

So machte ich mich denn an einem der ersten Oktobertage selbigen Jahres auf den Weg nach Paris. Zunächst reiste ich von Giesenbrügge nach Berlin, um mir dort von dem Bankhause Gebrüder Riedlich einen Kreditbrief auf die Firma Rothschild in Paris ausstellen zu lassen, sowie um noch einige kleine Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Dann ging es aber ohne Aufenthalt mit dem Schnellzug über Frankfurt a/M.— Straßburg der Hauptstadt Frankreichs zu.

Auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin führte mich der Zufall mit meinem Jugendfreunde Paul von Bojanowsky zusammen, der zu meiner freudigsten Überraschung dem gleichen Reiseziele zustrebte. Er war mir ein angenehmer liebenswürdiger Reise-

gefährte, kannte Paris und die dortigen Verhältnisse genau und wurde mir deshalb ein höchst willkommener Mentor. —

Wir hatten Berlin am Nachmittage verlassen und fuhren am Abend des nächsten Tages in den Ostbahnhof von Paris ein.

Wenn mir schon auf dem Bahnhofe das ungeheure Getriebe und bunte Leben imponiert hatte, so nahm dies rapide zu, als wir die prächtigen Boulevards erreichten, welche, in heller, fast feenhafter Beleuchtung erglänzend, mit den unzähligen hin- und herrollenden Fuhrwerken aller Art, mit dem auf den breiten Trottoirs auf- und niederwallenden Strome lustiger Menschen und der vor den weitgeöffneten Cafés, an kleinen Tischen sitzenden, lachenden und schwatzenden eleganten Menge einen ebenso großartigen, wie eigentümlichen Eindruck gewährten.

Wie öde und tot erschien mir hingegen das damalige Berlin, wo bei mangelhafter Beleuchtung nach Schluß der Theater der Verkehr auf den Straßen bereits zu ersterben begann und man statt eleganter Equipagen nur hier und da einer einsamen alten Nachtdroschke begegnete, die auf dem schlechten Pflaster mit lautem Getöse daher rumpelte.

Wir hatten uns auf meines Freundes Rat im Hôtel de Bade am Boulevard des Italiens telegraphisch Zimmer bestellt und wurden im ersten Stockwerk desselben angenehm und komfortabel placiert.

Nachdem wir den Reisestaub von uns geschüttelt und noch ein wenig Toilette gemacht hatten, begaben wir uns nach dem nahe gelegenen, als vortrefflich bekannten „Café Anglais“, welches trotz der späten Abendstunde — es war bereits elf Uhr

geworden — noch in allen seinen Etagen fast tageshell erleuchtet war. Ein wohlgeschulter Kellner servierte uns hier ein kleines, ausgesucht feines Souper. Der Sol à la Normande und die Cotelettes à la Soubise, sowie der gerade richtig gekühlte Cliquot schmecken mir heute noch, wenn ich an jenen genußreichen Abend zurückdenke. Als wir uns genugsam gestärkt, flanierten wir, unsere Cigarre rauchend, noch ein wenig auf den Boulevards herum und suchten dann die schönen breiten Betten unseres Hotels auf, um nach der langen Eisenbahnfahrt der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

Am folgenden Morgen wurde ich ziemlich früh durch kriegerische Töne aus meiner Ruhe geweckt und ans Fenster gelockt. Es war eine Abteilung der Chasseurs de Vincenne, die in ihrer kleidsamen Uniform, hellgrau mit grün, bei schönstem Wetter im Geschwindschritt die Boulevards heraufmarschierten und auf mich einen sehr guten soldatischen Eindruck machten.

Auf der Straße pulsierte schon frisches, munteres Leben. Die Beobachtung desselben gewährte mir, nachdem ich schnell Toilette gemacht hatte, einen ganz besonderen Hochgenuß, den ich mir durch die regelmäßig ruhigen Atemzüge meines nebenan noch lange dem süßen Schlafe huldigenden Freundes nicht verkümmern ließ. Besonders interessierten mich die verschiedenen Militärabteilungen, die, zur Übung ausmarschierend, die Boulevards heraufkamen, so die Kavallerie in ihren phantastischen Uniformen, Husaren, Dragoner, die im Schritt vorbeipassierten, und die einzelnen Ordonnanzen, die meist in flottem Trabe daherritten. Die Pferde der Kavallerie gefielen mir weniger, als ich erwartet hatte; sie waren entweder zu klein und unan-

sehnlich, wenn sie von afrikanischem Blute abstammten, oder starknochig und plump, wenn sie von französischer Zucht ihren Ursprung herleiteten. Die Leute saßen auf denselben mit krummem Rücken und weit vorgestreckten Beinen und agierten bei schnellerer Gangart so lebhaft mit ihren Gliedmaßen, daß man fast fürchten konnte, sie würden ihnen vom Leibe fliegen.

Der Stern der Napoleonischen Dynastie stand zu jener Zeit in seinem hellsten Glanze. Der Schimmer des Reichtums und der Eleganz trat überall zu Tage. Es wimmelte in Paris von reichen Fremden aller Nationen, die sich freudig in den Taumel stürzten und sich die größte Mühe zu geben schienen, ihr Geld möglichst schnell los zu werden.

Ganz vorzüglich und bewunderungswürdig organisiert war die Polizei, wovon ich gleich am zweiten Abend meines Dortseins mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Ich war auf wenige Minuten allein ausgegangen, um mir Handschuhe zu besorgen. Da ich in dem Gewirr meinen Rückweg nicht gleich finden konnte, so fragte ich einen Sergeant de ville nach dem Hôtel de Bade. „Ach," antwortete er sehr höflich, „Sie sind der preußische Offizier, der gestern dort angekommen ist. Ich werde mir erlauben, Ihnen den Weg zu zeigen." —

Auf diesem kurzen Gange stellte sich heraus, daß der Mann über mich, meine Absichten und Pläne vollständig orientiert war und beinahe mehr darüber wußte, als ich selber.

Nachdem mein Freund Bojanowsky endlich aufgestanden war und mit mir die Ordre du jour entworfen hatte, machte ich mich auf den Weg, um zwei andre Freunde von mir auf-

zusuchen, von denen ich wußte, daß sie schon einige Wochen vor uns in Paris angekommen waren. Das war nun keine leichte Sache, denn sie hatten bereits mehrere Male ihr Quartier gewechselt.

Die von mir eifrig Gesuchten waren mein alter Kamerad von den Garde-Kürassieren, Walther von Schmeling, und ein Freiherr von Schreckenstein von den siebenten Husaren. Endlich nach vielem Herumfragen fand ich sie, und zwar zu meinem Erstaunen noch bis über die Ohren in den Federn.

In dem Vorzimmer hatte ich ein kleines Abenteuer zu bestehen. Dort hatte ein riesiger Zuave in der malerischen Tracht dieser berühmten Truppe Posto gefaßt, das Haubajonett an der Seite. Es war ein schöner Kerl mit lang herabwallendem schwarzen Bart und von martialischem Aussehen. Kaum hatte ich mich verständlich gemacht und hervorgehoben, daß ich Offizier sei, da erklärte er mir mit französischer Lebhaftigkeit die Kampfesweise mit seinem Yatagan; auch wollte er mir demonstrieren, wie er die Russen bei Sebastopol massakriert hätte. Hierbei machte er solche Sprünge und fuchtelte mir mit der spitzen Klinge so vor der Nase herum, daß mir die Sache ungemütlich zu werden begann. Ich war schließlich froh, als meine Freunde nebenan von dem Spektakel erwachten und ihm auf gut deutsch bedeuteten, das Maul zu halten. Dieser grimmige Soldat waltete hier eines durchaus friedlichen Amtes; meine Kameraden hatten ihn als Stiefelputzer engagiert, weniger seiner Vollkommenheit in dieser edlen Kunst halber, als des guten Aussehens wegen.

Es wurde nun verabredet, daß wir alle zusammen frühstücken und dann eine gemeinsame Spazierfahrt durch die

schöneren Stadtteile machen wollten. Damit sollte die Besichtigung verschiedener Sehenswürdigkeiten verbunden werden. Dann sollte zur Promenadenzeit die Fahrt bis nach dem Bois de Boulogne ausgedehnt werden. Als Schluß war ein feines Diner bei den altberühmten Frères Provenceaux vorgesehen, mit Hinzuziehung eines oder des anderen unserer gerade in Paris anwesenden Bekannten. Ein verführerisches Programm, welches genau ausgeführt wurde.

Am meisten interessierte mich an jenem warmen, sonnigen Oktobertage die Fahrt mit der lustigen Gesellschaft im bequemen Wagen auf den breiten Straßen über die imposanten Plätze der schönen Hauptstadt und später durch die reizenden Partien des Bois, wie es kurzweg in der Regel genannt wird.

Neben der Pracht der stattlichen Paläste, und dem goldigen Schimmer des Reichtums, auf den das Auge überall blickte, fiel mir vornehmlich der ganze Typus der aus allen Ständen gebildeten, auf und nieder wogenden Volksmenge auf, die kein höheres Ziel zu haben schien, als das, dem Vergnügen zu huldigen. Harmloses Geschwätz und Gelächter schallten zu uns hin, und die Heiterkeit war wolkenlos wie der blaue Himmel über uns. Wir wurden hierdurch wie elektrisiert und stimmten aus vollem Herzen in die Lustigkeit mit ein.

Einen herrlichen Blick genossen wir von der Höhe des von uns erstiegenen Arc de Triomphe über die breiten Champs Elysées und den Place de la Concorde hin, auf die Tuilerien, den Louvre und die angrenzenden Stadtteile auf der einen Seite, während man auf der anderen die schöne Avenue mit ihren palastartigen Villen erblickte, bis nach dem fernen Bois

hinüber, nach welchem sich bereits ein unabsehbarer Strom von Fuhrwerken und Reitern ergoß.

Wir mischten uns dann auch bald in den Trubel hinein und sahen mit Erstaunen, wie sich mehr und mehr die Wagen zusammenschoben, bis sie bei der Haupt-Promenade um die Seen herum, zu einer vier- bis fünffachen Reihe anwuchsen. Wegen des gewaltigen Gedränges konnte nur in langsamem Schritt nebeneinander hergefahren werden. Viele Insassen entstiegen aus diesem Grunde dem Wagen und wandelten auf den wohlgepflegten breiten Promenadenwegen auf beiden Seiten des Fahrdammes zu Fuß dahin. —

Welch ein Reichtum und Luxus in den Toiletten der Damen und vornehmlich welche Extravaganz bei den Vertreterinnen der demi-monde, viele von letzteren ihre meist sehr schönen Pferde selbst lenkend, den eleganten Sonnenschirm mit der zierlichen Peitsche kunstvoll zu einem Gegenstand verbunden in der fein behandschuhten Hand!

Dabei schallte die belebende Musik verschiedener Kapellen, die in zierlichen Pavillons ihre Plätze aufgeschlagen hatten, von allen Seiten über die breite Wasserfläche hin.

Wohl ist es eine reizende Schöpfung, dieses Bois de Boulogne, aber das Gehölz ist noch verhältnismäßig jung. Während der Befreiungskriege biwakierten die Kosacken in demselben und fällten unbarmherzig die schönen alten Stämme, um sie als Brennholz zu verwerten. Das Bois kann sich deshalb mit unserem schönen Berliner Tiergarten, was den Holzbestand anbelangt, nicht annähernd vergleichen. Hat aber der Tiergarten durch seine, dunkle Schatten über die Gänge und Wege ver-

breitenden, riesigen Bäume ein imposanteres Aussehen als das Bois, so ist dieses dafür eine sonnigere Stätte des Vergnügens und heiter pulsierenden Lebens. —

Bei dem später folgenden opulenten Diner wurde unsere Gesellschaft durch den liebenswürdigen, mir von seiner Dragonerzeit her gut bekannten Grafen D. verstärkt, der sich der Diplomatie widmete und nun auf dem Wege nach Rom, wo er der Gesandtschaft attachiert war, noch kurze Zeit in Paris verweilte.

Graf D. hatte kurz zuvor einen Vetter beerbt, der ihm neben seinen Reichtümern auch einen Neger-Diener hinterlassen hatte. Dieser Neger war schon in frühester Jugend nach Deutschland gekommen und sprach daher unsere Muttersprache mit dem Idiom eines echten Berliner Straßenjungen. Zu unserem größten Ergötzen spielte der schwarze Nichtsnutz eine gewisse Rolle bei all unseren vergnügten Zusammenkünften.

Graf D. hatte ihm ein Phantasie-Nationalkostüm machen lassen, bestehend aus einer blauen Jacke mit Goldstickerei und ebensolchen Beinkleidern, weißem Turban und Burnus, sowie einer breiten roten Schärpe um die Taille, aus welcher der Griff eines gewaltigen Dolches drohend hervorblitzte. In diesem Aufzuge thronte der Schwarze entweder bei unseren gemeinsamen Spazierfahrten auf dem Bocke des Wagens neben dem Kutscher, oder er hielt bei unseren Diners vor der Thür des Salons, in dem wir speisten, mit grimmiger Miene und fletschenden Zähnen Wache, was selbst in Paris, wo Außergewöhnliches kaum Beobachtung findet, einiges Aufsehen erregte. Jedenfalls hatte dieses pomphafte Auftreten unserem Genossen D. die Bekanntschaft einer reizenden jungen Engländerin, einer gewissen Miß Harriet,

vermittelt. Wir waren der Miß verschiedentlich im Bois begegnet, wo sie die vor ihre tadellos elegante Equipage gespannten bildschönen schwarzen Ponies selbst lenkte, und von da ab unseren gelegentlichen sybarischen Mahlzeiten präsidierte. Eines Tages aber war sie spurlos von der Bildfläche verschwunden. Freunde kamen und gingen in jener hübschen Zeit, wie Ebbe und Flut in stetem Wechsel.

So vermehrte sich unser Zirkel bald darauf durch den Grafen Adolf Arnim von Boitzenburg und einen Grafen Schulenburg-Hehlen, die von einem Ausfluge in die rauhen Hochlande Schottlands zurückkehrend, auch noch ein wenig den süßen Gegensatz des verlockenden Pariser Lebens zu kosten begehrten. —

Nach dem Theater pflegten wir die im Glanze vieler tausende von Lampions tageshell erleuchteten Tanzlokale Mabile, Chateau des Fleurs und andere zu besuchen, wo geschminkte, in buntem Flitterstaat umherwandelnde Donnas mit bezahlten Tänzern groteske Cancans aufführten.

Bei diesen Tänzen entwickeln die Franzosen eine Leidenschaft, gegen welche die der Ungarn beim Czardas und die der Italiener und Spanier bei der Tarantella oder dem Fandango mir als reines Kinderspiel erschien. Noch bessere Studien, als in diesen größeren Lokalen, konnte man nach dieser Richtung hin in dem kleinen Salon Markusky machen, dessen Eigentümer gleichen Namens, wie er uns bald selbst erzählte, ein desertierter Unteroffizier unseres 4. preußischen Ulanen-Regiments war. Er machte ganz gute Geschäfte und erzeigte uns preußischen Offizieren, vermutlich zur Beschwichtigung seines Gewissens, eine Fülle besonderer Höflichkeiten.

Das üppige Leben der ersten Tage meines Pariser Aufenthaltes hatte die Mobilisierung meines Kreditbriefes erfordert, der, auf das Haus Rothschild-Söhne ausgestellt, wegen eines kleinen Formfehlers persönliche Rücksprache mit einem der fungierenden Chefs erheischte. Bei meinem Erscheinen wurde ich in ein größeres, elegantes Zimmer geführt. Hier fand ich einen kurzen untersetzten Herrn mit roten Haaren, der an einem Schreibtische arbeitete. Es war einer der Rothschilds junior, der trotz meines höflichen Grußes von meinem Eintritt gar keine Notiz nahm. Allerdings waren es nur wenige tausend Francs, auf die ich accreditiert war, und der große Financier mochte es kaum der Mühe für nötig erachten, wegen solch einer Bagatelle sich zu inkommodieren. Nachdem ich so ein Weilchen mitten im Zimmer gestanden hatte, riß mir der Geduldsfaden, und ich rief dem Herrn mit einigermaßen erregter Stimme die Worte zu: „Mein Herr, Sie scheinen es überhört zu haben, daß ich Ihnen als ein preußischer Edelmann und Offizier gemeldet wurde, und daß ich mit Ihnen geschäftlich zu thun habe.“ Nunmehr drehte mir der junge Baron endlich sein abschreckend häßliches Gesicht zu und lud mich nach kurzer Verbeugung mit verbindlichem Lächeln durch eine Handbewegung ein, auf einem der nahestehenden Sessel Platz zu nehmen. Unsere Angelegenheit war nach wenigen Minuten geordnet.

Am darauffolgenden Sonntage waren wir zu den Rennen nach den Longchamps hinausgefahren, hatten uns an diesen, an den malerischen Umgebungen der Rennbahn sowie an dem bunten Leben und Treiben dort erfreut. Auf dem Rückwege durch das Bois de Boulogne fahrend, bemerkten wir zu unserer Linken eine

elegante Equipage, deren Kutscher von dem Führer eines Fiakers mit gewaltigen Peitschenhieben traktiert wurde, weil jener den Fiaker angefahren hatte. Der Besitzer der Equipage stand hoch aufgerichtet, eifrig gestikulierend und lebhaften Einspruch erhebend in seinem Wagen, aber der wütende Cabman ließ sich hierdurch gar nicht stören, sondern antwortete mit groben Schimpfworten; ja, es fehlte nicht viel, so hätte er seine Züchtigung auch auf den Herrn ausgedehnt. Als wir näher herankamen, erkannte ich in letzterem meinen neuen Bekannten aus dem Rothschildschen Bankhause, den rothaarigen Baron von neulich, und zwar nicht ohne einen leichten Anflug von Schadenfreude! —

Meine Freunde, die ich bei meiner Ankunft in Paris getroffen hatte, unter ihnen auch mein Reisegefährte Paul von Bojanowsky, verließen bald Paris. Da ich aber noch längere Zeit dort zu verweilen gedachte, siedelte ich aus dem eigentlichen Hotel nach dem zu einer Pension eingerichteten, an die Rue du Helder anstoßenden Flügel desselben über, wo ich einige sehr komfortable, verhältnismäßig billige Zimmer im ersten Stock bezog, die zwar der schönen Aussicht auf die Boulevards entbehrten, dafür aber stiller und gemütlicher waren.

Zu jener Zeit war ich nachgerade in das dortige Leben vollständig eingeführt, hatte meine Kenntnisse in der französischen Sprache, die ich ziemlich fließend und ohne Accent sprach, erheblich erweitert und bewegte mich in einem großen, sowohl aus Franzosen wie aus den dort lebenden Ausländern aller Nationen bestehenden Bekanntenkreise.

Kamen neue Landsleute nach Paris, die mir von früher bekannt oder befreundet waren, so meldeten sie sich in der Regel

bei mir an, und es gewährte mir eine große Freude, ihnen die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen und sie von meinen Erfahrungen profitieren zu lassen.

Unter den in Paris Einheimischen war ich mit einem Herrn Eugène Wöhrmann bekannt geworden, der, einer angesehenen Patrizier-Familie in Riga angehörend, schon seit vielen Jahren seinen Wohnsitz in der schönen Hauptstadt Frankreichs als Rentier aufgeschlagen hatte. Wöhrmann war damals einige vierzig Jahre alt, etwas beleibt, mittelgroß, von untersetzter Figur, mit einem wohlgeformten, schon ziemlich kahlen Kopf und einem freundlichen Gesicht, das von einem großen, dunkelblonden, nach englischem Schnitte gehaltenen Bart umrahmt war. Er kannte alle Welt, war überall wohl angesehen und beliebt und führte mich gern dort ein, wo er Zutritt hatte. So verdankte ich ihm unzählige Annehmlichkeiten. Zu meinem aufrichtigen Kummer erschoß sich dieser warmherzige, joviale Mann, dem mein Herz allezeit ein treues, dankbares Gedenken bewahren wird, einige Jahre später, weil er einen Teil seines bedeutenden Vermögens in Börsenspekulationen verloren hatte. —

Um diese Zeit sollte ich ein interessantes Begebnis erleben. Eines Tages ließ sich ein Herr A..., ein jüdischer Kaufmann aus Stettin, bei mir melden. Nachdem er eine Menge schöner Redensarten gemacht hatte, kam er endlich mit der Sprache heraus. Er habe eine ausgezeichnete Partie für mich an der Hand. Die betreffende Dame wäre jung, von außerordentlicher Schönheit, von tadellosem Rufe, vornehmer Geburt und enormem Reichtum; sie sei ein Fräulein Olga von P., die mit ihrer Mutter, der Witwe eines russischen Generals, in Paris lebe. Letztere hege den dringen-

den Wunsch, ihr einziges Kind mit einem Edelmann von altem Namen, womöglich einem Preußen, zu verheiraten. Herr A... sagte, er habe alles so vorbereitet, daß er seines Erfolges sicher wäre; er stände mit dem Kammerdiener der Generalin, welcher sich eines großen Einflusses bei seiner Herrin zu erfreuen habe, in enger Verbindung. Es bedürfte nur einer formellen Einführung in die Familie, um die Sache perfekt zu machen.

Wäre ich der ersten Eingebung gefolgt, so hätte ich den spekulativen Herrn gleich beim Kragen gefaßt und ihn schneller hinausbefördert, als er gekommen war. Er bemerkte zu seinem Glück meine Entrüstung noch früh genug, um schnell einzulenken. In devotem Tone bat er mich um einige Momente Geduld und bewies mir zu meinem größten Erstaunen aus vorgelegten Schriftstücken, daß er bereits vorher sich mit meinem Vater in Verbindung gesetzt hatte. Es war ihm gelungen, diesen durch allerlei glänzende Vorspiegelungen so zu bethören, daß der sonst stets vorsichtige und zurückhaltende Mann ihn sogar autorisiert hatte, bezüglich dieses Heiratsprojektes direkt und persönlich mit mir in Verbindung zu treten. Jetzt erst wurde mir klar, daß meine ganze Reise nach Paris nur das Zustandekommen dieser Heirat zum Zweck hatte und auf Grund der Intriguen dieses schlauen Menschen eingeleitet worden war! Mein Herz zog sich vor Schmerz und Zorn zusammen, als ich nunmehr die ganze Sache durchschaute. Trotzdem mochte ich einen Mann, der gewissermaßen von meinem Vater an mich entsendet war, aus gekränktem Stolze nicht ohne weiteres hinauswerfen; ich entschied mich dafür, die Gelegenheit wenigstens überlegen zu wollen. Ich ließ den gewandten Unterhändler also seine Pläne ruhig

weiter entwickeln, mir auch das Anerbieten unumschränkten Kredites ohne Widerrede machen und war diplomatisch genug, weder positiv abzulehnen, noch mich in irgend welcher Weise zu binden.

Zu meiner nicht geringen Genugthuung waren die Damen übrigens, wie sich demnächst herausstellte, noch gar nicht von Baden-Baden, wo sie sich den Herbst über aufgehalten hatten, zurückgekehrt, und Herr A . . . trat nun zunächst die Heimreise an, allerdings in der Absicht, einen Abstecher, nach jenem Badeorte zu machen, um dort mit seinen Bundesgenossen zu konferieren. So verblieb mir denn genügende Zeit, um zu überlegen, wie ich aus diesem Dilemma am besten herauskommen könne. —

Durch Eugène Wöhrmann wurde ich auch in die Familie des dem französischen Kaiserhause verwandten Fürsten Tacher de la Pagerie eingeführt, in der mein Freund schon seit längerer Zeit — namentlich bei den Damen des Hauses — ein gern gesehener Gast war. Ich verbrachte dort manchen angenehmen Abend. Der schon sehr bejahrte Fürst hatte im Jahre 1812 Napoleons Rückzug aus Rußland mitgemacht und wußte über die Details desselben fesselnd und eingehend zu erzählen; namentlich interessant schilderte er seine damalige Flucht durch Ostpreußen und Pommern, die er, seine eigene Extrapost in der Tracht eines preußischen Postillons führend, bewerkstelligt hatte. Auch in einem Klub, dessen Mitglieder fast ausschließlich nur ältere Herren waren, und dem man dieserhalb den Namen L'ancien Cercle beigelegt hatte, führte mich mein aufmerksamer Freund ein. Hier wurde ich eines Tages aus besonderer Vergünstigung zu einem Picknick-Diner eingeladen, zu dem jeder der Teilnehmenden eine ganz aparte Delikatesse aus

seiner speciellen Heimat, sei es in konsistenter oder flüssiger Form, beizusteuern hatte. Leider sollte ich bei diesem opulenten Mahle einen heftigen Auftritt mit einem Herrn haben, den ich nach dem mir bei der Vorstellung genannten Namen zu urteilen, für einen National-Russen hielt. Ich hatte, als die Konversation zwischen ihm und mir sich auch über den Zaren Nikolaus I. ausdehnte, meiner Bewunderung für diesen Regenten rückhaltlos die Zügel schießen lassen. Nun war dieser Herr zwar russischer Unterthan, aber ein von seinem Kaiser mit Konfiskation des Vermögens und Verbannung bestrafter Pole, der unmittelbar auf meine Worte sich in so heftigen Ausdrücken über jenen Herrscher äußerte, daß ich nach kurzem Wortwechsel mich gezwungen sah, ihn sofort durch Wöhrmann in aller Form fordern zu lassen. Glücklicherweise wurde die Sache durch das Entgegenkommen meines Gegners beigelegt.

Da in dieser Nacht gerade der erste Maskenball der Saison in der „Grand Opéra“ stattfand, so hatten die Herren bereits im voraus eine der großen Logen daselbst für einen enormen Preis gemietet und mich eingeladen, sie dorthin als ihr Gast zu begleiten. Wir trafen gegen Mitternacht dort ein, als die Wogen des Festes schon sehr hoch gingen, und es gewährte mir ein außerordentliches Vergnügen, von so bequemer Stelle und mit so vollem Überblick auf den prachtvollen Raum in dies Getümmel tausender, ebenso kostbarer, wie origineller Masken hinabschauen zu können, die wie die Rasenden sich nach den zündenden Tönen des Orchesters im Tanze drehten. Noch amüsanter war es, in einem der hierzu in der Loge bereit liegenden Dominos mit obligater Gesichtsmaske zu den

Tanzenden hinabzusteigen und sich in das tolle Treiben zu mischen. — In sehr vorgerückter Morgenstunde ging es dann nach dem Klublokal zurück, wo für uns inzwischen ein Frühstück arrangiert war, bei dem die animierte Gesellschaft vergnügt bis zum Grauen des Tages vereint blieb. Namentlich war es ein siebzigjähriger russischer General, ein Fürst Wittgenstein, der hierbei einen köstlichen Humor entwickelte, eine Schnurre nach der anderen erzählte und dabei einen Appetit im Essen und Trinken entwickelte, um den ich ihn trotz meiner Jugend und meines vorzüglichen Magens beneiden mußte.

Um alles kennen zu lernen, hatte ich mich auch in einem Hause der Haute Finance einführen lassen, und zwar bei der bekannten Madame Heine, der Frau des sehr reichen Hamburger Banquiers, der sich nur selten in Paris aufhielt und mit dem in Paris im Jahre 1856 verstorbenen Dichter Heinrich Heine nahe verwandt war.

Heinrich Heine war mit Wöhrmann und dessen Freunden näher bekannt gewesen; letztere hatten den sich aus dieser Bekanntschaft entwickelnden Verkehr in guten wie in schlechten Tagen des Dichters bis zu dem Tode desselben fortgesetzt. Die Herren erzählten von dem großen Lyriker unter anderem, daß er sich in steter Geldverlegenheit befunden habe und wie er diesem Übelstande abzuhelfen wußte. Wenn's gar nicht mehr ging, so schrieb er einen sehr giftgeschwollenen Artikel gegen einen seiner reichen Verwandten, dem er diese Schmähschrift vor dem Druck vorlegte, und der dann gern bereit war, sich mit erheblichen Summen davon loszukaufen.

Unter anderem machte ich auch einen großen Ball mit, bei dem das jüdische Element vornehmlich vertreten war. Neben den Rothschilds machten sich hier die Foulds, die Furtadeaus, sowie zahlreiche andere Vertreter der haute finance breit, und es wurde hier eine solche Fülle von Glanz an Perlen, Brillanten und Edelsteinen entwickelt, wie ich sie vorher und nachdem nie wieder gesehen habe.

Bei alledem hatte ich Herrn A .... mit seinen Projekten, sowie die Generalin von P. nebst Tochter fast ganz vergessen. Da tauchte dieser Herr eines schönen Tages wieder bei mir auf mit der Mitteilung, daß die Damen aus Baden-Baden zurückgekehrt seien, und er von deren Kammerdiener gehört habe, die Frau Generalin nebst Fräulein Tochter würden am Abend in der Opéra comique sein, für welche er sich bereits erlaubt habe, auch für mich einen Platz in einer den Damen gegenüber befindlichen Loge zu besorgen; ich möchte die Vorstellung besuchen und die günstige Gelegenheit wahrnehmen, mich von der Schönheit und Anmut der jungen Dame zu überzeugen.

In der Auffassung, daß mir dies ja weiter nicht schaden könne, und da ich auch von einer großen Neugierde getrieben wurde, gab ich diesem Drängen endlich nach und war zu Beginn des Stückes auf meinem Platze.

Ich hatte die Loge mit ihren Insassen, einer würdig aussehenden älteren Dame, neben ihr die Tochter, eine üppige Blondine in ausgesucht feiner Toilette, bald herausgefunden. Ich konnte nicht umhin, die Schönheit des feingeschnittenen Gesichtes, des goldigen Haares, des blendenden Teints, sowie die geschmeidige

Grazie aller Bewegungen der jungen Dame zu bewundern und glaube, daß mich leicht ein wärmeres Interesse für dieses schöne Mädchen hätte ergreifen können, wenn mich nicht durch das Vorangegangene ein Vorurteil gegen dieselbe gefangen gehalten hätte. Auffällig war es mir nur, daß viele der eleganten jungen Herren der vornehmen Gesellschaft zwar gleichfalls ihre Gläser dorthin richteten, daß aber keiner derselben sich in die Loge der Damen begab, um sie zu begrüßen.

Wenige Tage darauf fuhr ich gerade mit meinem Freunde Wöhrmann nach dem Bois de Boulogne, als uns ein elegantes kleines Koupee, bespannt mit einem prächtigen Pferde, begegnete, in welchem, graziös zurückgelehnt, mein reizendes vis-à-vis aus dem Theater saß. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich meinen Freund diese Dame in ziemlich legèrer Weise begrüßen sah. Ich konnte meine Verlegenheit kaum verbergen, brachte aber doch in gleichgültig scheinendem Tone die Frage heraus: „Wen grüßtest Du dort eigentlich?“ „Ach,“ sagte er, „das war ja die Olga von P., mit welcher der eine der jüngeren Rothschilds eine längere Liaison hatte. Nachdem derselbe sich verheiratet, gab er ihr, die auch etwas Vermögen besitzt, eine halbe Million Franks als Abfindungssumme. Nun versuchen die Leute krampfhaft, das junge Mädchen unter die Haube zu bringen und bei dem Gelde wird sich schon ein Dummer dazu finden.“ — —

Bei diesen Worten war mir zu Mute, als sollte ich gleich durch den Wagensitz hindurch in die Erde versinken. Ich mußte alle Kraft zusammen nehmen, um meine innere Erregung verbergen zu können.

Kaum nach meiner Behausung zurückgekehrt, machte ich meinem Vater in einem längeren Schreiben Mitteilung über den wahren Sachverhalt und verständigte Herrn A . . . ., daß er nicht wagen sollte, sich bei mir wieder sehen zu lassen. Es ist wohl ziemlich sicher anzunehmen, daß dieser Mann über die Lage der Dinge volle Kenntnis hatte, und daß er nach ganz bestimmten Aufträgen arbeitete.

Er hatte meinen Vater mit großer Gewandtheit dupiert und durch vollständige Entstellung des wahren Sachverhalts für sein Projekt zu interessieren gewußt. Wenige Jahre später erreichte ihn die rächende Nemesis. Er machte einen betrügerischen Bankrott und entfloh. —

Schon um diese Episode zu vergessen, suchte ich mehr und mehr die Geselligkeit auf und hatte bald verschiedene Familien gefunden, in deren Kreise ich ein ständiger Gast war.

Unter anderem verkehrte ich viel im Hause eines reichen Amerikaners, Namens Mr. Bristead, der sich einige Rennpferde hielt und ganz in seinen Sportpassionen aufging.

Seine Frau, aus der bekannten reichen Familie Astor in New-York, die in der Hauptstadt Amerikas zuerst den Pelzhandel ins Leben gerufen und dadurch viele Millionen gewonnen hatte, war eine schlanke, hübsche Blondine, gegen Ausgang der zwanziger Jahre, von zarter, mittelgroßer Gestalt und so kleinen und zierlichen Händen und Füßen wie die eines Kindes. Dabei aber war ihr so schwächlich erscheinender Körper von einer Elasticität und Kraft wie eine Feder von Stahl. Sie besaß einen festen, energischen Charakter, einen sprühenden Geist und lebendige Anmut in der Konversation wie eine Frau-

zösin. Mrs. Bristead beherrschte ihren Gatten vollständig; derselbe verbrachte seine meiste Zeit auf der Rennbahn, im Jockey-Klub oder auf Reisen nach England und kümmerte sich nur wenig um den einzigen dieser Ehe entsprossenen, etwa zehnjährigen Sohn.

Jeden Donnerstag Abend empfing diese Dame ihre Bekannten und Freunde in ihrer großen schönen Wohnung in der Rue St. Honoré, sah es aber gern, wenn auch an anderen Abenden die Intimeren ihren gastlichen Salon aufsuchten. Mr. Bristead war sehr froh, wenn er seine Gattin nach ihrem Geschmack unterhalten wußte. Mit dieser liebenswürdigen, fein gebildeten Frau wurde ich bald sehr befreundet, und wir verkehrten miteinander wie gute Kameraden; es entstand zwischen uns ein Verhältnis, bei dem jede Schmeichelei oder Courmacherei ganz ausgeschlossen war. Eine Änderung meines Benehmens nach dieser Richtung hin würde sofort den Freundschaftsbruch zur Folge gehabt haben. Dagegen liebte sie es, zu mir in vollem Vertrauen über sich und ihre Familien-Angelegenheiten sich auszusprechen und lieh mir stets ein williges Ohr, wenn ich ihr rückhaltlos von den meinen erzählte.

Mrs. Bristead war eine gewandte, passionierte Reiterin und hatte freie Verfügung über den mit vorzüglichen Tieren wohlgefüllten Stall ihres Mannes. Bei ihren Spazierritten nahm sie am liebsten meine Begleitung an, weil ich ein besserer Reiter war als die meisten ihrer anderen namentlich französischen Bekannten. Auch teilte ich ihre Neigung, fern vom lauten Getümmel der großstädtischen Menge weitere Ausflüge in die entlegeneren Partien des Bois de Boulogne und oft weit

darüber hinaus zu machen, bei denen wir dann so ganz ungestört und vertraulich plaudern konnten.

Wenn meine verehrte Freundin auch über das mißgünstige Geklatsch der Menge vollständig erhaben war, so vermied sie doch gern unnötiges Aufsehen. Ihre Pferde wurden deshalb in der Regel bis zum Rond-Point vorausgesandt, wo wir uns zur bestimmten Stunde zusammenfanden, um dieselben zu besteigen. Häufig aber fuhr sie mit mir zusammen in ihrem hübschen Koupee dorthin und brachte mich später in gleicher Weise bis vor die Thüre meiner Wohnung zurück.

Eines Tages hatte unser Kutscher ganz in der Nähe derselben in dem auf dem Boulevard des Italiens herrschenden Gedränge das Malheur, mit einer entgegenkommenden Equipage zu karambolieren; er mußte auf einen Wink des streng wachsamen Sergeant de ville sofort halten, der sich von uns Namen und Wohnung des Eigentümers notierte. Für meine Freundin hieraus hervorgehende Weitläufigkeiten fürchtend, gab ich kurz entschlossen meine Adresse als die maßgebende an, bezahlte sofort die festgesetzte kleine Strafe, und die Sache war damit erledigt. Mrs. Bristead aber war ganz hingerissen über mein ritterliches Eintreten, wie sie es übertriebener Weise nannte; das kleine Intermezzo trug nur dazu bei, unsere Freundschaft noch mehr zu befestigen.

Wie aber bei jeder Sache neben der Freude oft auch der Stachel des Ärgers sitzt, so war ein solcher bei diesen so angenehmen Beziehungen auch für mich vorhanden, und zwar in der Gestalt eines rothaarigen, kleinen Italieners, des Herzogs von Terranova, der mit großem Reichtum gesegnet war und

als großer Sportsman vor dem Herrn seinen Passionen ohne jede Einschränkung huldigen konnte.

Dieser italienische Duc, der sich in seiner Kleidung und seinem ganzen Habitus als ein Vollblut-Engländer aufspielte, war in Bristeads Familie alt bekannt, wurde von dem Hausherrn seiner sportlichen Vorzüge halber wahrhaft vergöttert, während die Gattin, schon in Berücksichtigung dieses Umstandes, voller Aufmerksamkeit für den vornehmen Hausfreund war. Wenn Mrs. Bristead den Herzog auch nicht gerade gern haben mochte, so übte doch der Glanz seines Reichtums, der Luxus, der ihn umgab, der Klang des fürstlichen Namens und die Huldigung, die er ihr darbrachte, einen unleugbaren Zauber auf die sonst so freifühlende Amerikanerin aus. Wenn Se. Herzogliche Gnaden mit einem seiner hocheleganten Viererzüge — Wagen, Leute, Geschirre alles so chic wie möglich — bei ihr vorrollte, um sie zu einer Ausfahrt abzuholen, dann vergaß sie es hier gelegentlich, oder vermied, daran zu denken, daß wir einen unserer so gemütlichen, einfachen Ritte gerade für dieselbe Zeit projektiert hatten. Da ich wohl wußte, daß meine Freundin nach Frauenart sich am meisten darüber ärgerte, wenn ich dann gar nichts in Bezug auf das mir geschehene Unrecht äußerte, so gab ich mir den Anschein, als wenn überhaupt keine Verabredung stattgefunden habe und erzielte damit meist den erhofften Erfolg, daß mein Rivale das nächste Mal mit langer Nase abziehen mußte. Dennoch geriet ich jedesmal in eine gereizte Stimmung, wenn ich bei meinen Besuchen den englischen gelben Paletot des Herzogs mit den extravagant großen Hornknöpfen und den nach damaliger Mode unglaublich hohen Cylinder mit

ganz schmaler Krämpe im Vorzimmer von Mrs. Bristead bemerkte.

Der arme Terranova; er wurde wenige Jahre darauf wahnsinnig und starb im Irrenhause; die reizende Mrs. Bristead aber erlag schon vordem einer heftigen Lungenentzündung, die sie sich auf der Rückreise von England nach Frankreich bei stürmischem Wetter auf dem Kanal geholt hatte; sie ward von allen, die sie kannten, und die des Glückes ihrer Freundschaft teilhaftig geworden waren, aufrichtig betrauert. —

* * *

Ich hatte hier im Laufe der Zeit auch einen großen Kreis alter und neuer Bekannter gewonnen, die mich häufig in meiner Wohnung aufsuchten, und preußische Offiziere, die nach Paris kamen, richteten fast regelmäßig zuerst ihre Schritte zu mir.

So erneuerte ich meine Bekanntschaft mit dem Grafen Egmont Pourtalés, den ich früher in Berlin oft getroffen hatte, und der nun, nachdem er sich mit einer sehr hübschen, jungen Dame, aus Elsaß gebürtig, verheiratet hatte, ein ihm in Paris gehörendes, allerliebstes kleines Palais dauernd bewohnte, welches unter anderen Kunstschätzen eine Sammlung ausgesuchter Gemälde in seinen Mauern barg, die zu bewundern mir durch die Liebenswürdigkeit des Besitzers häufige Gelegenheit wurde.

Der Graf, ein vornehmer Mann, von besonders feinen Manieren und sehr reservierter Haltung, befand sich eines Vormittags gerade in meinem Salon, mit mir über allerlei Vorgänge in der großen Gesellschaft gemütlich plaudernd, als plötz-

lich ohne weitere Anmeldung die Thür aufgerissen wurde und ein breitschulteriger Mann mit gerötetem Gesicht, etwas wirrem Haupt- und Barthaar, in sehr legèrer Toilette mit den Worten eintrat: „Donnerwetter, habe ich aber nach Ihnen gesucht, alter Heros; nun muß ich aber auch gleich wieder fort, da mein Zug in wenigen Stunden nach Marseille abgeht; früher zu kommen lag im Bereiche der Unmöglichkeit, da ich durch eine famose Kneiperei mit französischen Dragoner-Offizieren, die ich in einem Café angetroffen, in Anspruch genommen wurde." —

Ich erkannte sofort in dem Eintretenden einen mir bekannten Kameraden von den 4. Ulanen, einen Herrn von Gaudecker, und machte ihn mit meinem anderen Gaste bekannt, der mit einem so komisch erstaunten Gesichte dasaß, daß ich mir kaum das Lachen verbeißen konnte.

Als Gaudecker, dem die Gegenwart einer ihm fremden Persönlichkeit auch nicht sympathisch schien, uns bald darauf verließ, fragte Pourtalés, immer noch ganz konsterniert: „Aber Bester, wie kommen Sie nur zu Bekanntschaften von so räuberhaftem Aussehen!" Sein Erstaunen wuchs, als ich ihm antwortete, daß dieser Mann der Sohn eines der reichsten Großgrundbesitzer Pommerns und außerdem ein sehr geachteter, tüchtiger Kavallerie-Offizier sei, der von allen seinen Bekannten wegen seines kernigen Wesens und seiner ehrenhaften Gesinnung hochgehalten und von manchen wegen seiner riesigen Körperkräfte, von denen er mitunter einen etwas zu ausgiebigen Gebrauch mache, gefürchtet werde. —

Gaudecker aber, den ich vor seiner Abreise noch aufsuchte, erzählte mir, daß er sich mit seinem Vater verknurrt habe, daß

er, um den Alten zu ärgern, eine längere Seereise auf einem Segelschiffe projektiere, und daß er in Ermangelung der Mittel, dies anderweitig durchzuführen, beabsichtige, sich als gewöhnlicher Matrose zu verdingen. Diesen Vorsatz führte er buchstäblich aus und kehrte erst nach Jahresfrist aus fernen Weltteilen in die Arme seines inzwischen sehr um ihn besorgt gewesenen und nun gänzlich ausgesöhnten Vaters zurück. —

Es existierte damals in einer der Seitenstraßen der Boulevards der Salon Celarius, ein kleines Tanzlokal, welches nicht jedermann zugänglich, war, und dessen geheimnisvolle Thüren sich nur gegen Vorzeigung einer bestimmten Karte öffneten. Ich hatte eine solche ohne große Mühe erhalten, da ich mit mehreren der Herren, welche diese geschlossene Gesellschaft bildeten, näher bekannt war. Diese Herren gehörten ausschließlich der ersten Pariser Gesellschaft an und erschienen bei Celarius im eleganten Gesellschaftsanzuge; die Damen, welche sich aus den Koryphäen der demi-monde rekrutierten, in Balltoilette. Das Lokal selbst war nicht mit besonderer Eleganz ausgestattet, aber es war durchduftet von dem Raffinement allerhöchster Finesse, und es wurde dort der Cancan mit einem Feuer und einer Vollendung getanzt, wie man es eben nur gerade hier sehen konnte. Man glaubt heute noch so vielfach bei uns in Deutschland, dieser von unseren westlichen Nachbarn so sehr geschätzte Tanz bestehe vornehmlich nur in grotesken Sprüngen, in einem unnatürlichen Werfen der Beine und einer unschönen Verdrehung der Gliedmaßen, wie wir diesen Tanz häufig auf den Bühnen unserer Specialitäten-Theater, und zwar mitunter selbst von Franzosen, aufgeführt sehen. Das ist nicht richtig. Der Glanz-

punkt desselben besteht neben gelegentlichen Ausbrüchen der Leidenschaft vornehmlich im Ausdruck und in der Grazie der kleinen oft kaum merklichen Bewegungen, und diese Vollendung wird eben gerade nur von Franzosen und insbesondere von Französinnen erreicht. — Der Salon Celarius war eben damals ein in seiner Art einzig dastehendes Lokal, und Männer, die später oft genannt wurden, wie der Marquis Galifet und der Duc Caderousse Grammont und viele andere, gehörten in jener Zeit zu seinen regelmäßigen Besuchern.

Da die Frauen der sogenannten demi-monde ein so überaus eingreifendes Element in das ganze Leben der Pariser Gesellschaft bilden, so sei es mir gestattet, hier einige Worte darüber zu sagen.

Wenn schon das ganze Genußleben dieser großen Kapitale damals derart zugeschnitten war, daß es schwer blieb, zu beurteilen, wo diese Klasse von Frauen begann und wo sie aufhörte, so nahm dort die femme entretenue eine ganz andere Stellung ein, wie irgend wo anders, und man erkannte ihr fast dieselbe Position und dieselben Rechte zu, wie einer wirklich verheirateten Frau. Wurde man von einem Bekannten, der mit einer solchen Dame zusammen lebte, zum Diner oder zum Thee eingeladen, so ging man in voller Gesellschaftstoilette dorthin und erwies derselben die gleichen Höflichkeiten, wie man sie bei uns der angetrauten Gattin gegenüber gehabt hätte. Man begrüßt sie auf der Promenade oder im Theater, wo man sich ohne Gêne mit ihr in der Loge unterhält, und dies fällt absolut nicht auf, sondern würde im Unterlassungsfalle mißliebig beurteilt werden.

Die Damen der dortigen demi-monde, denen, wenn sie schön und geistreich sind, die Reichtümer der ganzen Welt zu Füßen liegen, leben vielfach mit so großem Aufwand und verschwenderischem Luxus, daß man sich bei uns schwerlich eine Vorstellung davon machen kann.

Eines Abends wurde es mir vergönnt, einen unverschleierten Blick in diese mir bis dahin unbekannten Verhältnisse zu thun. Ich war mit meinem Freunde Wöhrmann in das Theater der Porte St. Martin gegangen, wo wir in einer der offenen Logen ersten Ranges Platz genommen hatten. Das Stück hatte schon eine Weile begonnen, als sich plötzlich die Thür der Nebenloge öffnete und eine brünette Dame von hohem, schlanken Wuchs im Rahmen derselben sichtbar wurde, der ein Diener in reicher Livree vor dem Eintreten einen kostbaren Pelz von den Schultern nahm. Ich zollte derselben zunächst nur geringe Aufmerksamkeit und ging im bald beginnenden Zwischenakte zur entgegengesetzten Seite des Hauses hinüber, um dort einen mir bekannten Grafen Bethune in seiner Loge zu begrüßen. „Na, was Sie für Glück haben," sagte der Graf, als er mir die Hand reichte, „kommt da die schönste Frau von Paris, die berühmte Julia Barucci, und setzt sich gerade neben Sie, während Sie fliehen, als wären Sie blind gegen solche Reize!" Ich richtete nun mein Opernglas dorthin, und als ich sah, daß mein Freund Wöhrmann, der die elegante Nachbarin als Bekannte begrüßt hatte, nun in eifriger Konversation mit ihr begriffen war, entschuldigte ich mich bei dem Grafen und kehrte sofort nach unserer Loge zurück, wo ich der interessanten Frau von meinem Freunde auch gleich vorgestellt wurde. Madame Barucci sprach

das Französische zwar fließend, aber mit einem eigentümlichen Dialekt und tief zitterndem Tonfall. Sie blieb nur bis zu Ende des zweiten Aktes und sagte vor dem Weggehen, sich verbindlich zu uns wendend: „Meine Herren, ich bin heut Abend zu Hause und würde sehr erfreut sein, wenn Sie, für den Fall, daß Sie nichts Besseres vorhaben, den Thee bei mir einnehmen wollten.“ Wir sagten gern zu und geleiteten sie höflich hinaus, wo der Diener auch bereits seiner Herrin harrte. Vor dem Ausgangsportal stand ihr schönes Koupee, mit zwei herrlichen, reich geschirrten Pferden bespannt, in welches die schöne Frau hineinschwebte, sich in die mit schwerem gelben Atlas gepolsterten Wagenkissen zurücklehnte und uns mit graziösem Winken ihrer schmalen Hand noch ein freundliches „au revoir“ zurief!

Wöhrmann benutzte die uns noch bleibende Zeit, um mir noch nähere Mitteilungen über diese Dame zu machen. Julia Barucci stammte aus Florenz, war vor einigen Jahren nach Paris gekommen, hatte dort alles durch ihre eigenartige Schönheit bezaubert, und so waren ihr Millionen in Gold und Juwelen in den Schoß geworfen worden. Sie zählte damals etwa fünfundzwanzig Jahre und war wohl auf dem Höhepunkt ihres Glanzes angelangt. Sie bewohnte ein eigenes prachtvolles Palais mit geschlossenem Vorhofe und pompöser Einrichtung, hatte schöne Equipagen, einen ganzen Stall voll wertvoller Pferde und eine wohlgeschulte komplette Dienerschaft.

Wöhrmann erzählte mir auch von einem hübschen Coup, den sie im vorangehenden Sommer ausgeführt hatte. Sie war in der heißen Saison in einem kleinen Badeort der Pyrenäen

gewesen, wo sich gleichzeitig der immens reiche Wiener Banquier Baron Sina inkognito aufhielt.

Dieser hatte nach dem ersten Anblick der schönen Frau sich sterblich in dieselbe verliebt, sich unter angenommenem Namen als Rechtsbeflissener bei ihr eingeführt und mit ihr einen harmlos freundschaftlichen, etwas sentimental angehauchten Verkehr unterhalten. Schließlich gab er vor, daß er abreisen müsse, und daß er, so wenig bemittelt er auch sei, doch den dringenden Wunsch hege, der Freundin ein Andenken an die schöne unvergeßliche Zeit ihres Zusammenseins zu hinterlassen. Er habe bei einem ihm bekannten Juwelier so viel Kredit gefunden, daß dieser ihm fünf Garnituren Schmuck auf kurze Zeit anvertraut habe, von denen die eine aus Perlen, die andere aus Brillanten, die dritte aus Saphiren, die vierte aus Rubinen und die letzte und bei weitem die billigste, aus Türkisen bestehe. Madame Julia weigerte sich längere Zeit standhaft, von dem verhältnismäßig armen Freunde irgend etwas anzunehmen. Als dieser aber immer dringender wurde, sagte sie endlich: „Nun gut, wenn es durchaus sein soll, so wähle ich der Billigkeit wegen die Türkisen.“ — Über diesen anscheinenden Mangel an Eigennutz ganz entzückt, entpuppte sich jener nun als der vielfache Millionär und legte der schönen Freundin sämtliche fünf Garnituren zu Füßen. Ein Geschenk im Werte von weit über hunderttausend Francs! —

Unter diesen mich sehr interessierenden Mitteilungen floß die Zeit schnell dahin, und es trat der Moment ein, wo wir zu unserem Thee aufbrechen mußten. Bald hatten wir mit einem schnell fahrenden Fiaker das Palais erreicht. Die breiten, reichvergoldeten Thorflügel öffneten sich geräuschlos vor uns, und

wir rollten mit einer gewissen andachtsvollen Spannung in den Vorhof ein. An der mächtigen Eingangsthür, am Fuße einer breiten, mit dicken, roten Teppichen belegten und durch ein reich vergoldetes Geländer flankierten weißen Marmortreppe empfing uns ein Diener, der uns mit schwerem silbernen Kandelaber vorausleuchtete, was eigentlich unnötig erschien, da das ganze Treppenhaus bereits in hellem Lichte erstrahlte. An der Eingangsthür zu den Gemächern stand wieder ein Diener in reicher hellblauer Livree mit Goldstickerei, der uns durch mehrere größere, sehr kostbar montierte Salons in ein kleineres, überaus lauschig eingerichtetes Boudoir geleitete. Die Wände dieses Gemachs waren mit hellblauem Atlas tapeziert, über welchen ein leichter weißer Spitzenschleier sich hinzog. Mit gleichen Stoffen war die Decke garniert, von der herab ein kunstvoll gearbeiteter kleiner Kronleuchter das nötige Licht spendete. Den Fußboden bedeckte ein dicker, heller Smyrna-Teppich, der unsere Schritte vollständig dämpfte. Das ganze Mobiliar, weiß mit Gold, war von einer geschmackvollen Zierlichkeit und Solidität, welche jedes Kunstkenners Entzücken erregen mußten.

Hier empfing uns eine Gesellschaftsdame in mittleren Jahren und von feinem Benehmen, eben dabei beschäftigt, auf dem vor dem üppig gepolsterten breiten Divan stehenden, mit reichem Silbergeschirr bedeckten Tisch den Thee zu bereiten. Sie sagte uns in verbindlichster Weise, Madame ließe einen Augenblick um Entschuldigung bitten, sie wäre noch mit ihrer Toilette beschäftigt, werde aber gleich erscheinen.

Sehr bald darauf öffneten sich die großen Flügelthüren, und unsere reizende Wirtin, in einem ganz glatten, anschließenden

Kleide von dunkelviolettem Sammet, ohne weiteren Schmuck als eine mehrfache Reihe großer Perlen um den plastisch schönen Hals, trat, uns freundlich willkommen heißend, herein.

Die Gesellschaftsdame zog sich nun zurück, wir waren allein mit Julia Barucci. In diesem Kostüm konnte man den überaus schönen, elastisch schlanken und doch üppigen Wuchs der schönen Frau noch mehr bewundern als vorher im Theater. Der kleine Kopf mit der reichen Fülle dunkelschwarzen seidigen Gelocks, mit dem länglichen Oval des Gesichtes, der fast geraden, fein geschnittenen Nase unter der schmalen Stirn, die großen von starken dunklen Brauen in feinen Linien überwölbten blaugrauen Augen, die in Momenten der Erregung bis zum tiefsten Schwarz schattierten, der schön geschwungene Mund mit den blendend weißen Zähnen, die rosigen Ohren und der schöne leichte Ansatz des Hauptes an den schlanken Hals, mußten einen Künstler begeistern und machten das verführerische Wesen auch für den Kenner weiblicher Schönheit zu einem ebenso eigenartigen wie bezaubernden Bilde. —

Man konnte wohl ahnen, wie schwer es denen, die einmal in den Fesseln des schönen Weibes lagen, ankommen mußte, dieselben wieder zu sprengen. Dabei machte unsere liebenswürdige Wirtin mit außerordentlicher Grazie die Honneurs ihres Theetisches und wußte uns so geistvoll und anregend zu unterhalten, daß die Stunden wie im Fluge dahin gingen, und es für uns Zeit wurde, unsere traumhafte Tannhäuserrolle zu beenden. Ehe wir uns empfahlen, erwähnte Wöhrmann noch, daß er mir die kleine Affaire mit Sina erzählt habe und knüpfte die Bitte daran, uns, wenn angängig, den betreffenden Schmuck zu

zeigen. Nach einigem Sträuben und Schelten, daß er so überflüssig davon geklatscht habe, berührte Madame eine kleine silberne Klingel und gab der auf den feinen, hellen Ton derselben erscheinenden Zofe Befehl, den schwarzen Schmuckkasten hereinzubringen. Bald erschien dieselbe damit. Auf einen leichten Druck sprang der Deckel zurück, und die fünf Parüren funkelten und blitzten uns von ihrem dunklen Samtbett verführerisch entgegen. Mit einem bezeichnenden Lächeln schloß die schöne Julia den Kasten wieder, dann nahmen wir Abschied. Mir aber gewährte es ein Gefühl besonderer Genugthuung, einen Einblick auch in diese Seite des Pariser Lebens genommen zu haben, und ich hatte selbst tagelang hinterher das berauschende Empfinden, als wenn mir und meinen Kleidern noch immer das feine liebliche Parfüm anhaftete, welches das reizende Boudoir von Julia Barucci durchduftete. —

Das Weihnachtsfest, zu dem ich meinen Gralower Kinderfreunden allerlei Kleinigkeiten, besonders von dem unvergleichlichen Pariser Konfekt, gesandt hatte, war vorüber, und wir waren schon längst in das Jahr 1859 hineingegangen, als von der Heimat allerlei Mahnungen für mich eintrafen, endlich an die Rückkehr zu denken.

Aber einerseits wurde es mir herzlich schwer, mich von all' dem Schönen loszureißen, andererseits wünschte ich dringend, noch bei Hofe vorgestellt zu werden, den Kaiser Napoleon III. und die Kaiserin Eugénie ganz in der Nähe zu sehen und all den Glanz kennen zu lernen, den man uns von den französischen Hoffesten vorgefabelt hatte. Ich war dem Kaiser Napoleon zu öfterem begegnet, wenn er die Champs-Elysées herauf oder

herunter ritt, hatte auch die Kaiserin, graziös hingestreckt, in ihrer à la Daumont gefahrenen Equipage vorüberrollen sehen; ebenso war ich den kaiserlichen Prinzen, dem kleinen Loulou, wiederholt begegnet, wenn er mit seinem militärischen Begleiter in großer Karosse daher kam, ein Zug schwerfälliger Kürassiere vor dem Wagen, ein anderer folgend, ein Offizier auf jeder Seite des Wagenschlages mit gezogenem Pallasch. Nun nahte der ersehnte Moment heran, wo ich aus nächster Nähe meine Beobachtungen ergänzen konnte. Ich hatte mir für diese Gelegenheit meine Uniform der Garde-Landwehr-Kavallerie aus der Heimat kommen lassen, die stattlich genug aussah. Sie bestand aus dunkelblauem Waffenrock mit roten Aufschlägen, den goldenen Gardelitzen und goldenem Bandelier, ähnlich der Ulanka der zweiten Garde-Ulanen, Helm mit weißem Roßschweif und engen weißen Cour-Beinkleidern, die bis auf die feinen Lackstiefel herabfielen. Wir waren acht preußische Offiziere, die vorgestellt werden sollten, unter ihnen mein Freund von der Fähnrichszeit her, der Lieutenant v. Schack von den zweiten Garde-Ulanen, verschiedene Offiziere der Garde-Infanterie, durchweg lauter große, stattliche Leute. Wir erregten einiges Aufsehen in der Menge, als wir uns im Kaiserschlosse zusammenfanden, und gaben uns auch der Hoffnung hin, daß wir ebenso die Aufmerksamkeit der höchsten Herrschaften auf uns ziehen würden. Die Fremden waren alle in einem großen, prächtigen Saale nach Nationen aufgestellt, und unweit von uns harrten Chinesen und Japaner in gleicher Absicht des entscheidenden Momentes.

Endlich nach ungebührlich langem Warten, während dessen die verschiedenen Gruppen sich ohne jede Gêne laut unterhielten,

hörte man von den Nebensälen her das Geräusch herannahender Personen; dann erschien der Hofmarschall in seiner goldstrotzenden Uniform, mit dem Marschall-Stocke stark aufklopfend und laut rufend: „Se. Majestät der Kaiser, Ihre Majestät die Kaiserin!“ — Unmittelbar darauf trat die kleine, untersetzte Gestalt des Herrschers der Franzosen etwas schleppenden Schrittes in den Saal, ihm zur Seite Eugénie, die Kaiserin — tonangebend im Reiche der Mode, wie ihr Gemahl damals auf dem glatten Boden der Kabinette — in lichtgrüner Robe und von Brillanten strahlend, während eine unabsehbare Suite gold- und silberfunkelnder Uniformen ihnen folgte.

Da wir nicht zu denjenigen Gruppen des Saales gehörten, die zuerst zur Präsentation gelangten, so hatten wir genügend Muße, das Kaiserpaar aus nächster Nähe zu beobachten. Kaiser Napoleon war damals entschieden der mächtigste und einflußreichste Herrscher Europas, sein Ansehen war um diese Zeit in Frankreich selbst noch unangefochten. Von seinen Anhängern war er ebenso geliebt, wie von seinen Feinden gefürchtet. Seine nächste Umgebung, die er mit großem Geschick auszuwählen wußte, hing an ihm mit großer Liebe. Dafür vergaß er auch ihm geleistete treue Dienste nie, und seine Belohnungen für solche waren stets grandios.

Von seiner schönen Gemahlin wußte man, daß sie auf die allgemeine Politik einen großen Einfluß ausübte, aber es verlautete auch, daß sie es gelegentlich nicht verschmähte, hinter des Kaisers Rücken die geheimen Fäden persönlicher Politik spielen zu lassen, ein willkürliches Vorgehen, welches kaum unterdrückbare öffentliche Skandale nach außen und heftige

Kämpfe innerhalb der Kaiserlichen Familie zur häufigen Folge hatte.

Da der preußische Botschafter Graf Hatzfeld leicht erkrankt war, so besorgte in Stellvertretung desselben Prinz Reuß die Vorstellung. Nach langem Warten kamen wir preußischen Offiziere an die Reihe. Wir waren nicht wenig enttäuscht, als der Kaiser bei Nennung unserer Namen und unseren tiefen Verbeugungen ganz indifferent blieb, kaum daß er die über die müden Augen schwerfällig gesenkten Lider etwas hob. Nicht viel anders war es bei der Kaiserin, die ich auf so wenig Schritte Entfernung mit großer Genauigkeit betrachten konnte, und die mir, im Wagen zurückgelehnt, viel besser gefallen hatte, als hier. Zwar war sie immer noch eine schöne Frau und machte, mit dem wunderbaren, rötlich goldenen Haar, den meergrünen, in allen Nüancen schattierenden Augen und der schlanken eleganten Gestalt einen ganz eigenartig fesselnden Eindruck; aber die Spuren der überschrittenen Grenze der Jugend machten sich doch schon stark bemerkbar. Beide hohen Herrschaften ignorierten uns vollständig; nur dem Prinzen Reuß gegenüber, von dem man sagte, daß er sich der besonderen Gunst der Herrscherin erfreue, machte Ihre Majestät einige gleichgültige Bemerkungen, die, soweit ich sie verstehen konnte, vom Wetter handelten! —

Uns preußischen Offizieren machte es den Eindruck, als wenn derartige Ceremonieen im Berliner Schlosse viel würdiger und imposanter gehandhabt würden als hier, wo trotz aller Pracht sich das Ganze ohne richtigen Zug und ohne unsere stramme Disciplin abspielte. Später auf einem Hofballe, an dem ich teilnahm, und auf dem ich ziemlich viel tanzte, machte

ich ähnliche Betrachtungen. Man amüsierte sich dort vortrefflich, aber alles benahm sich mit voller Gleichgültigkeit und Nonchalance bezüglich des Ortes, an dem man sich befand; und man hätte eher meinen können, sich in den Prachträumen irgend eines riesigen Hôtels, als in denen des Kaiserlichen Palastes zu befinden. —

So ging auch der Februar des Jahres 1859 vorüber, als sich plötzlich über dem politischen Horizonte Österreichs drohende Gewitterwolken zusammenzuballen begannen, die sich bald darauf in Gestalt des italienischen Krieges entluden. Da Preußen nicht verfehlen wollte, den bevorstehenden Eventualitäten gegenüber Stellung zu nehmen, so wurde den im Auslande verweilenden Offizieren unter der Hand insinuiert, daß sie sich in die Heimat zurückzubegeben hätten. Infolgedessen traf ich meine Vorbereitungen für den Aufbruch. In der Nähe des Hôtels de Bade war auf dem Boulevard des Italiens der Laden eines Juweliers, eines Mr. Héros, bei dem ich, schon durch den Namen angezogen, öfters Kleinigkeiten entnommen hatte. Ich suchte denselben am Abend vor meiner Abreise auf, um dort einige geringfügige Kleinigkeiten als Geschenke für meine Schwestern einzukaufen. Der Juwelier empfahl mir unter anderem einen niedlichen kleinen Ring mit einem Opal, was ich in Erinnerung an frühere Vorgänge mit den Worten ablehnte: „O nein, ja keinen Opal! Ein solcher bringt mir jedesmal Unglück.“ Der Mann lachte über meinen Aberglauben und sagte, er wünsche mir dieses Vorurteil zu beseitigen und mir den schönen Stein wieder lieb zu machen. Es solle gerade an dem Abend noch ein solcher von besonderer Schönheit auf Be-

stellung nach England abgehen, den wolle er mir zeigen. Gleichzeitig rief er auch schon in das anstoßende Zimmer hinein, man möge ihm den Stein bringen.

Auf die Antwort, daß die Verpackung bereits besorgt sei, bestand er trotz meiner dringenden Remonstrationen darauf, daß das Packetchen noch einmal geöffnet werde, er wolle mir durchaus den Stein zeigen. Dies geschah denn auch, und Mr. Héros hielt mir das Juwel, welches in buntschillernder Farbenpracht leuchtete, entgegen. Kaum aber hatte ich den Stein in die Hand genommen, als mich ein Empfinden durchzuckte, als hätte ich einen elektrischen Schlag auf die Hand bekommen. Das kostbare Kleinod entfiel mir, rollte zuerst auf den Ladentisch, vor dem ich stand, und von da über meinen Fuß auf die Diele. Wie schmerzlich erstaunt war aber Monsieur Héros ebenso wie Mr. Héros de Borcke, als sich ergab, daß der Opal, wozu bei der Härte desselben eigentlich gar keine Veranlassung vorlag, bei dem geringfügigen Falle in mehrere Stücke zersprungen war. — Wahrlich, ein böses Omen und gewiß Stoff zum Aberglauben, wenn man dazu inklinierte. — Mein Geschäftsfreund, so empfindlich der ihm entstandene Schaden war, weigerte sich trotz meiner Anerbietungen, denselben zu teilen, entschieden, irgendwelche Entschädigung anzunehmen, da er ausschließlich die Schuld an dem Vorfall trage. Mir aber machte dieses wunderbare, unaufgeklärte kleine Malheur gerade am Vorabend meiner Abreise einen so unangenehmen nachhaltigen Eindruck, daß er den Schmerz einigermaßen verwischte, als ich am folgenden Morgen der schönen Hauptstadt an der Seine, die mir so viel Freuden gespendet hatte, den

Rücken kehrte und mit dem Schnellzuge der fernen Heimat zueilte. Am 10. März, gerade am Geburtstage meiner lieben verehrten Stiefmutter, langte ich nach so langer Abwesenheit wieder im Vaterhause an. —

Wenn auch seitens meines Vaters eine Verstimmung über meinen ungebührlich verlängerten Aufenthalt in Paris nicht abzuleugnen war, so hatte er seine guten Gründe, dies nicht zu sehr merken zu lassen und der geheimnisvollen Affaire mit Fräulein Olga von P. und des Urhebers keine Erwähnung zu thun. Für meine Erlebnisse in der Hauptstadt Frankreichs hatte mein Vater im allgemeinen wenig Interesse, dieselben schienen ihn eher unangenehm zu berühren. Nur, wenn ich allein mit meinen Schwestern war, konnte ich in irgend einer lauschigen Ecke meine Erzählungen von all der dortigen Pracht, dem Glanz und der Herrlichkeit den mit gespannter Aufmerksamkeit Zuhörenden übermitteln. Natürlich suchte ich bald auch meine verschiedenen Freunde, namentlich die Familie Honig in Gralow auf, wo ich von den Eltern mit gewinnender Herzlichkeit, von den Kindern mit lautem Jubel begrüßt wurde.

Siebentes Kapitel.

Politische Lage zu Beginn des italienischen Krieges. — Mobilmachung des preußischen Heeres. — Nach Graudenz. — Zusammentreten der beiden Garde-Landwehr-Kavallerie-Regimenter. — Vergnügungs-Direktor. — Der intelligente Wirt. — Nacht-Klub. — Quartier Gr.-Sanskau. — Begeisterter Abmarsch und Enttäuschung. — Verlängerter Aufenthalt in Sanskau. — Partie nach Marienburg und Danzig. — Mein Geburtstag. — Rennen in Sanskau. — Beruhigte Landwehrleute. — Quartier Gruppe. — Auflösung. — Marsch nach Bromberg. — Rückkehr. — Kurze Betrachtungen über die Landwehr.

Im Heimatlande wurden die Vorbereitungen für den nunmehr in sicherer Aussicht stehenden Krieg viel langsamer und mit größerer Vorsicht betrieben, als man es nach altpreußischer Art wohl hätte erwarten können. Allein der Prinzregent mit seinem klaren militärischen Blicke hatte schon längst die Übelstände erkannt, welche in der bisherigen Heeres-Organisation, namentlich bezüglich der Landwehr, steckten, und er mochte ernste Bedenken tragen, für die Interessen des Nachbarstaates ein so gewaltiges Risiko einzugehen. Besiegt durfte Preußen von Frankreich bei einem Konflikte nicht werden, deshalb zögerte der Prinzregent mit dem Ausspruche der Mobilmachung unter dem Vorwande, daß dieselbe ernstlich nur dann erfolgen könne, wenn Österreichs Feinde österreichisches Land überschritten hätten. Um so lebhafter ging es in Italien zu, wo der ausgezeichnete

Staatsmann Graf Cavour mit geschickter Hand die Fäden wob, die seinem Vaterlande die langersehnte Befreiung von fremdem Joche bringen sollten. Im Juli des vorangegangenen Jahres war Cavour mit Napoleon III. in Bad Plombières zusammengetroffen und hatte sich schon damals mit dem Kaiser über die Friedensbedingungen, die für beide Länder im Falle des glücklichen Ausgangs eines Krieges maßgebend sein sollten, geeinigt.

Die Vermählung der reizenden Tochter Viktor Emanuels mit dem Prinzen Jerome Napoleon trug natürlich das ihre dazu bei, die zwischen den beiden Ländern erwachten freundschaftlichen Beziehungen noch zu befestigen.

Graf Cavour verfolgte nun mit großem Geschick die Politik, Österreich zum Angriffe zu reizen, und der Vorwand, Sardinien vor einem solchen zu schützen, half außerordentlich, Öl in die bereits hellauflodernden Flammen zu gießen. — Inzwischen waren die Augen der ganzen civilisierten Welt in angstvoller Spannung auf die dunklen Wolken gerichtet, die sich am politischen Horizonte Italiens auftürmten. Da plötzlich flammten helle Blitze aus diesen Wolken auf. Österreich hatte den Krieg an Italien erklärt, seine Truppen unter Gyulay hatten am 29. April den Ticino überschritten, und das blutige Ringen der drei Nationen um den Sieg hatte begonnen. Schon vor Beginn der Feindseligkeiten war Österreich nicht unthätig gewesen, seinen mit so vorsichtiger Reserve verharrenden preußischen Bundesgenossen zur frischen That aufzustacheln, und der Erzherzog Albrecht, mit dieser schwierigen Mission betraut, hatte bereits am 14. April den Prinzregenten von Preußen in Berlin aufgesucht, um mit ihm zu konferieren. Es blieb jedoch zunächst

bei uns noch altes beim Alten. Österreich erlitt eine Niederlage nach der andern. Am 20. Mai wurden seine Truppen unter Graf Stadion von den Franzosen zurückgeschlagen, am 30./31. Mai verloren sie das Treffen von Palestro, und am 4. Juni die blutige Schlacht von Magenta. Diese Wendung hatte die Ordre für die Mobilmachung der gesamten preußischen und demnächst der süddeutschen Armee und des sächsisch-hannoverschen Korps zur Folge. —

Ich reiste sofort nach Berlin, um mich bei dem Kommandeur des 2. Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiments zu melden, wo ich erfuhr, daß sich die sämtlichen Offiziere unserer Brigade sofort nach Graudenz zu begeben hätten, wo die Formierung der beiden Regimenter vor sich gehen, und wo sie ihre Pferde in Empfang nehmen sollten. Es verlautete, daß dieselben demnächst sich mit der gesamten Kavallerie des Garde-Korps zu einem großen selbständigen Reiter-Korps vereinigen würden, welches im Badischen zusammengezogen werden sollte. — Ich machte mich denn auch ohne Verzug mit meinen beiden Pferden, einer neugekauften edlen Stute „Viola“ und meinem braven Wallach „Patzke“, auf den Weg nach dem fernen Osten. — Rasselnd und schüttelnd brauste der Kurierzug mit mir in der lauen Juninacht dahin, am frühen Morgen Bromberg erreichend, wo Zeit genug blieb, sich durch eine Tasse Kaffee zu stärken. In Bromberg begegnete ich einem guten Bekannten von den Garde-Kürassieren, dem Lieutenant von Rosenberg, der eben krank aus dem Süden, wo er Heilung erstrebte, zurückgekommen war. Der Arme sah leidend und angegriffen genug aus, und als er mit mattem Händedruck von

mir Abschied nahm, der trüben Ahnung Ausdruck gebend, daß wir uns wohl nicht wieder sehen würden, da glaubte ich ihm. Glücklicherweise täuschte er sich dennoch um einige dreißig Jahre; er wurde wieder ganz gesund, verheiratete sich, und ist als Major a. D. erst kürzlich gestorben. — Wenige Stunden darauf erreichte ich die Station Warlubien der Ostbahn, von wo ich mit Extrapost zwei Meilen bis Graudenz weiter fuhr. Gegen zehn Uhr vormittags hielt ich vor den rasch dahingleitenden Fluten des breiten Weichselstromes, an dessen entgegengesetzter Seite die Stadt Graudenz sich an den Uferhöhen hinaufzog, überragt von den Ruinen einer alten Burg. Weiter zur Linken lagen die Werke der Festung, berühmt durch die ruhmvolle Verteidigung unter Courbière im Jahre 1806. Der gegenwärtig sehr reißende Strom mußte hier mit einer Fähre überschritten werden, was ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm. Nachdem ich mich in einem Gasthof am Marktplatze des Städtchens installiert hatte, suchte ich zunächst zu ermitteln, wer von meinen Vorgesetzten und Kameraden bereits eingetroffen sei. Ich erfuhr, daß die beiden Kommandeure Graf Dohna und von Colomb mit ihren Adjutanten anwesend wären und sehnsüchtig der Ankunft der übrigen Offiziere harrten, weil nicht allein das Eintreffen der Mannschaften unmittelbar bevorstand, sondern auch die Pferde-Transporte zur Verteilung an die Regimenter und Eskadrons erwartet wurden. Schon am Tage darauf gab es gleich Dienst die Hülle und Fülle, und es war gewiß uns wenigen Offizieren keine leichte Arbeit, 500 Pferde zu mustern und zu verteilen. Die Organisation ging nun schnell vorwärts. Vor allem waren die Pferde und Leute bald zur

Stelle; ebenso trafen von allen Teilen der Monarchie die Kameraden ein. Das Material an Mannschaften und Pferden, aus dem diese beiden schönen Regimenter gebildet wurden, war ein ganz vorzügliches, namentlich hinsichtlich der ersteren, und es bedurfte nur weniger Wochen angestrengten Dienstes, um dieselben annähernd kriegstüchtig zu machen. Die Offizierskorps bestanden, mit wenigen Ausnahmen, aus Männern, die früher in gleicher Eigenschaft bei der Garde-Kavallerie gedient hatten, und aus solchen aktiven Offizieren, die dorthin kommandiert waren. Hierzu gehörten die Kommandeure Graf Dohna von der Garde du Corps und von Colomb von den 1. Garde-Ulanen, welcher bald durch den Major Mirus von den 3. Garde-Ulanen ersetzt wurde. Die beiden Regimentsadjutanten Gebrüder Grafen Schlieffen waren ebenfalls zur Dienstleistung kommandiert, der ältere, von der Garde du Corps, ist identisch mit dem späteren Kommandanten von Berlin, der jüngere, von den 2. Garde-Ulanen, gegenwärtig Chef des Generalstabes der Armee, war einer meiner Genossen von der Fähnrichszeit her. Die Regimenter waren so dislociert, daß das erste auf dem östlichen Ufer, das zweite auf dem westlichen Ufer der Weichsel in Kantonnements lag, während die beiden Regimentsstäbe in Graudenz verblieben. Die Mannschaften waren nach den Provinzen, denen sie angehörten, in die Eskadrons verteilt; so bestand die 3. Eskadron des 2. Regiments, zu welcher ich gehörte, aus Westfalen. Die Offizierkorps waren bald in inniger Kameradschaft vereint, was sich um so leichter machte, da ihre Mitglieder fast durchgängig von früher her miteinander befreundet und gleichen Lebensstellungen angehörig waren. Wenn die Eskadrons

auch fast alle außerhalb der Stadt lagen, so fanden sich die Offiziere, soweit es deren Dienst erlaubte, meist schon zum späten Mittagessen in der Stadt zusammen, die vom 1. Regiment im Hôtel zum „Schwarzen Adler", die vom 2. im Hôtel zum „Goldenen Löwen". Die beiden Gasthöfe bargen in sich gleichfalls die Stabsquartiere der beiden Regimenter. An den Abenden jedoch war alles in der Regel in einem Restaurant vereint. Man hatte mich gleich von Anfang an zum allgemeinen Vergnügungsdirektor gewählt, eine ehrenvolle Würde, die ich nur unter der ausdrücklichen Bedingung annahm, daß man sich meinen Anordnungen, soweit es die kameradschaftliche Geselligkeit betraf, unbedingt zu fügen hatte. Zu diesem Zwecke wurde von mir ein kurzes Statut entworfen, deren hauptsächlicher Paragraph lautete, es darf kein Hazard gespielt werden; auch wurden für die Gesellschaftsspiele Whist, L'hombre u. s. w. ganz bestimmte Sätze festgestellt, die nicht überschritten werden durften, eine Einrichtung, die sich als eine sehr segensreiche erwies. Es war nun bei den primitiven Einrichtungen der verhältnismäßig kleinen Stadt wohl kein Wunder, daß die Restaurants derselben, wenn so einige 40 wohlhabende, lebenslustige und vielfach sehr durstige Kavaliere dort in pleno einfielen, bald außer stande waren, dem Weinbedürfnis zu genügen. Schon nach 5 Tagen unserer Anwesenheit im guten Graudenz war weder eine Flasche Sekt noch ein Stück Eis, um denselben zu kühlen, mehr zu haben. Da meldete sich bei mir eines Tags der Besitzer eines größeren Restaurants, Namens Lenz, ein strebsamer intelligenter Mann, der aber in mißliche Vermögensverhältnisse gekommen war, und erklärte sich bereit, die Bedürfnisse der beiden Offizier-

korps nach jeder Richtung hin zu befriedigen, wenn ihm regelmäßiger Zuspruch zugesagt würde. Ich ging hierauf ein, Herr Lenz reiste sofort nach Danzig, um sich mit allem Notwendigen zu versehen, und schon am zweiten Tage konnte die Parole ausgegeben werden: „Heute Abend alle Mann bei Lenz, wo Sekt und Eis wieder vorhanden.“ Von da ab bis zur Zeit unserer Auflösung fand uns jeder Abend dort alle versammelt. Wir wurden vortrefflich bedient, und unser aufmerksamer Wirt hatte dafür die Genugthuung, daß er innerhalb von sechs Wochen so viel verdiente, daß er seine sämtlichen Schulden berichtigen konnte und noch einen erheblichen Überschuß behielt. Viele Jahre später als ich ein sehr ehrbarer Großgrundbesitzer in Westpreußen war, nahm ich eines Tages Extrapostpferde in der kleinen Stadt Jastrow in der Richtung auf Schneidemühl. Als der Post-Expedient meinen Namen auf der Quittung las, sagte er, daß seine Familie einem Herrn dieses Namens viel Dank schulde aus der Zeit, wo die Garde-Landwehr-Kavallerie in seiner Vaterstadt Graudenz 1859 mobil gewesen wäre, ob dieser Herr vielleicht ein Verwandter von mir sei. Ein wenig überrascht gab ich zu, daß ich es selber sei und eilte, um mich den Dankesbezeugungen des jungen Mannes zu entziehen, zu dem bereitstehenden Wagen, der mich ihm schleunig entführte. —

Sei es, daß die warme Jahreszeit und der stramme Dienst es mit sich brachten, sei es, daß es natürliche Veranlagung dazu war, es wurde damals kolossal getrunken und die Abende und die halben Nächte in gemütlich harmloser Kneiperei verbracht. — Ja, es entwickelte sich sogar noch der aus acht bis zehn Mitgliedern bestehende Nachtklub, der erst nach Mitternacht zusammen-

trat und oft erst beim Morgengrauen auseinander ging. — Bei diesen Sitzungen hatten die Teilnehmer nach altrömischer Art eine frische Blume im Haar zu tragen. In meinem alten Photographie-Album aus damaliger Zeit befindet sich noch so mancher ehemalige Kamerad mit diesem Erkennungszeichen, der heute in hoher militärischer Stellung sich befindet; viele von der fröhlichen Gesellschaft wurden allerdings auch inzwischen zu ihren Vätern versammelt. Die Schwadron Westfalen, der ich angehörte, lag in Gr.-Sanskau, einem reichen Orte der Weichselniederung, in Kantonnement. Der Rittmeister war Graf Volko Stolberg, früher bei der Garde du Corps. Die übrigen Offiziere waren: Premierlieutenant Graf Schlieben-Sanditten, ehemaliger 1. Garde-Ulan, und außer mir noch ein junger Sekondelieutenant, von Turno, früher 2. Garde-Ulan, ein junger, sehr liebenswürdiger Pole, der leider einige Jahre später im polnischen Aufstande gegen die Russen fiel. Unsere Westfalen waren gutmütige, leicht zu lenkende Leute, namentlich, wenn sie richtig genommen wurden, und Turno und ich erfreuten uns ganz besonderer Liebe bei unseren Untergebenen. — Ich lag bei einem sehr wohlhabenden polnischen Bauern Namens Strumowsky in Quartier, der mit den Seinen alles that, was er mir an den Augen absehen konnte. Daß in Bezug auf die Reinlichkeit manches zu wünschen übrig blieb, darf nicht Wunder nehmen; die Leute verstanden es eben nicht besser. Ich hatte ein sehr geräumiges, gut möblirtes Zimmer inne, in dem sogar ein ziemlich neuer Flügel prangte; aber die leicht von selbst aufgehende Eingangsthür stand mit dem Hofe direkt in Verbindung, und es kam häufig vor, daß ich durch die Morgen-

visite einer Anzahl fröhlich grunzender Pölke, die sich dort ungeniert vor meinem Bette tummelten, aus meinem Morgenschlummer aufgeweckt wurde, oder daß eine ganze Reihe von Enten, eine hinter der andern, bedächtig hereingewatschelt kam, während ich fleißig bei meiner Korrespondenz beschäftigt war. Die wenigen Mahlzeiten, die ich dort einnahm, waren natürlich auch nicht nach dem Muster des „Café Anglais" oder der „Frères Provenceaux"; aber eins hatte man dort köstlicher als an allen anderen Orten: die herrliche, fette und süße Milch, welche ich später nur einmal noch und zwar an den Hängen der blauen Berge in Virginien in gleicher Güte getrunken habe. Jeden Vormittag wurde fleißig in der Schwadron exerziert, und es war geradezu erstaunlich, in wie kurzer Zeit die Leute, ja auch die Pferde, den Dienst lernten, resp. sich an die Bewegungen gewöhnten. Unsere Westfalen, lauter breitschultrige untersetzte Leute, waren zwar nicht überschnell in der Auffassung, aber was sie mal erfaßt hatten, das saß auch fest, und so konstant waren sie auch in ihrer Zuneigung den Offizieren gegenüber. — Ein eigentümliches Kriegslied hatte sich bei der Garde-Landwehr-Kavallerie eingebürgert, welches man damals auch in Berlin auf der Straße vielfach hörte. Dasselbe eignete sich zwar seinem Rhythmus nach ganz vortrefflich für den Marsch, paßte aber in den nachfolgenden, den ersten Vers und den jedesmaligen Refrain bildenden Worten

„Ach, ich bin so müde,
Ach, ich bin so matt,
Möchte lieber schlafen gehen,
Als exerzieren und Schildwacht stehen"

keineswegs für eine Truppe, die im Begriffe ſtand, ins Feld zu ziehen. Aber dies Lied erſchallte unaufhörlich an der Tafel der Offiziere und in den Quartieren der Leute; es wurde auf den Märſchen von den Trompetern geſpielt, von den Soldaten geſungen, und wenn wir wirklich an den Feind gekommen wären, ſo hätten die braven reckenhaften Garde-Landwehr-Reiter ſicher keinen lieberen Kampfruf gehabt, als den: „Ach, ich bin ſo müde,“ wenn ſie wie die Windsbraut auf den Gegner eingeſtürmt wären, und: „Ach, ich bin ſo matt,“ wenn ſie ihm die wuchtigen Klingen hätten um die Ohren ſauſen laſſen. — An dieſer Stelle muß ich nachträglich noch meines Säbels erwähnen, der ſeine eigene Geſchichte hatte. Es war eine nicht zu lange, aber breite und ſchwere Klinge von wunderbar ſchönem, mattgrauen Damaſt-Stahl, die einen Moſchusgeruch um ſich verbreitete, wenn man einige Luftthiebe damit machte. Der Prinz Waldemar hatte ſie aus Indien mitgebracht, ſie war dann bei einem Rennen der Garde-Dragoner als Ehrenpreis ausgeſetzt, von meinem Freunde von Helldorf gewonnen worden, und ich hatte ſchon jahrelang vergeblich darum geworben. Nun zum Feldzuge ließ ſich der Beſitzer, dem die herrliche Klinge zu ſchwer war, endlich herbei, mir dieſelbe gegen einen für ihn beſſer paſſenden ſehr ſchönen Eiſenhauer umzutauſchen. Außerdem führte ich meinen großen Pallaſch bei mir, den mir nun ja das Machtgebot des Oberſt Arnim nicht mehr vorenthalten konnte.

Unſer fleißiges Exerzieren hatte wahrhaft Wunder gethan, und ſchon in den erſten Tagen des Juli konnte das Regimentsexerzieren beginnen.

Inzwischen hatten die Dinge in Italien für die Österreicher einen sehr ungünstigen Verlauf genommen; sie hatten am 24. Juni die blutige Schlacht von Solferino verloren und waren über den Ticino zurückgewichen.

Nun sollte es auch für uns Ernst werden. Am 8. Juli traf die Marsch-Ordre ein, und der frühe Morgen des neunten fand uns auf dem Marsche nach dem Rendezvous-Platze für die Eskadronen des Regimentes an der Fährstelle, Graudenz gegenüber. Es herrschte eine allgemeine Begeisterung, die sich noch steigerte, als wir hörten, daß bereits am 15. Juli die Bahntransporte für die ganze preußische Armee nach dem Rhein zu festgesetzt wären. Die Leute meines Zuges, die mit besonderer Liebe an mir hingen, riefen mir, als ich vor dem Abrücken einige Worte an sie richtete, freudig zu: „Herr Lieutenant, mit Ihnen holen wir den Teufel aus der Hölle, wenn's verlangt wird!" Nachdem der Regimentskommandeur noch einige kernige Worte gesprochen hatte, setzte sich das schöne Regiment nach dem Westen zu in Bewegung, während die Trompeter an der tête das unvermeidliche: „Ach, ich bin so müde" intonierten, das, mit allgemeinem Jubel aufgenommen, von den Mannschaften begeistert mitgesungen wurde.

So waren wir kaum eine Meile in gehobener Stimmung dahin marschiert, als im vollen Rosseslaufe eine Staffette dahergesprengt kam, schon von weitem durch das Emporhalten eines großen Briefes bekundend, daß sie wichtige Nachrichten brachte. Schon glaubte jeder, daß es sich um ein beschleunigtes Vorgehen handle, da hieß es plötzlich: „Regiment halt, die Herren Offiziere!" — und nun eröffnete uns der Kommandeur, daß in-

folge des zwischen Österreich und Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstandes zu Villafranca am vorhergehenden Tage alle Vorwärtsbewegungen aufzuhören, die Truppen in ihre Kantonnements zurückzukehren und weitere Ordres abzuwarten hätten. — Dies wirkte wie eine kalte Douche auf all unseren soeben noch empfundenen Elan, und wenn auch viele der braven Landwehrleute wohl von dem Gedanken freudig ergriffen wurden, nun früher mit Weib und Kind vereint zu werden, so hätten sie doch alle gern einmal mit dem Erbfeinde die Klingen gekreuzt und ihm bewiesen, wie wenig sie „müde und matt" waren.

Sie sollten sich übrigens auch in ihren Hoffnungen auf baldige Heimkehr einigermaßen getäuscht sehen, denn aus uns unerklärlichen Gründen blieben die Regimenter noch so manche Woche, bis tief in den August hinein, bei Graudenz liegen, sehr zum Schaden der trefflichen Disciplin, welche bis dahin in ihnen geherrscht hatte. Unser Rückmarsch glich denn auch dem Rückzuge nach einer verlorenen Schlacht. Kein Gesang belebte die Kolonnen, die Leute hingen enttäuscht und verdrießlich auf den Pferden, und die Einzigen, die sich freuten, waren unsere guten Quartierwirte, die, bisher noch gar nicht durch Einquartierung belästigt, dieselbe als eine besondere Bevorzugung ansahen.

Wir richteten uns nun wieder ganz häuslich in unseren Quartieren ein, und da nach Lage der Sache der Dienst viel weniger streng gehandhabt wurde als zuvor, und wir viel Zeit übrig hatten, so brachten wir einen großen Teil des Tages und der Nacht in Graudenz zu, wo fast regelmäßig sämtliche Kameraden sich schon zum Diner vereinten. Ich hatte mir zur Be-

quemlichkeit mein Chargenpferd, eine braune ostpreußische Stute von großer Stärke und Breite und nebenbei von großer Friedfertigkeit, eingespannt, zu welchem Zwecke mir mein Gastfreund Strumowsky Wagen und Geschirr bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte. Dies Fuhrwerk benutzte ich denn auch weidlich für meine Fahrten bis zur Graudenzer Fährstelle und zurück, stellte dasselbe dann immer in einem nahen Gasthofe ein und ließ mich, um den Weg abzukürzen, in einem großen Kahne nach der Stadt übersetzen. Oft machte ich auch Besuche in der Nachbarschaft.

Es lebte dort ein Rittmeister von Plötz, eine kleine Meile von Sanskau stromabwärts auf seiner Besitzung Konschütz unweit des kleinen Städtchens Neuenburg. Derselbe war auch ein alter Garde-Kürassier, den ich von früher her kannte, obgleich er lange vor mir beim Regiment gestanden hatte. Ich fand bei ihm und seiner liebenswürdigen Familie die freundlichste Aufnahme. Das Herrenhaus des Gutes war reizend auf der die Stadt Neuenburg beherrschenden Höhe gelegen, und von der großen an dem schönen Garten gelegenen Terrasse hatte man eine entzückende Aussicht weit über das fruchtbare Weichselthal hin, auf die vielen reichen Ortschaften desselben und auf das breite Silberband des mächtigen Weichselstromes, belebt durch eine Unzahl von Segeln. Dort saßen wir häufig bei einem Glase aromatischer Erdbeerbowle, von vergangenen Zeiten plaudernd, während unser Auge sich immer von neuem an dem herrlichen Landschaftsbilde weidete. Auch meine Leute profitierten von dieser Beziehung, denn zu verschiedenen Malen sandte der freigebige Herr von Plötz für die durstigen Kehlen unserer

Westfalen Fäßchen von dem trefflichen Bier, welches der zum Gute gehörenden Brauerei seinen Ursprung verdankte.

Unsere unfreiwillige Muße wollten wir nicht vorübergehen lassen, ohne dem historisch so berühmten Marienburg, dem ehrwürdigen Hochmeistersitze des Deutschen Ritterordens, und dem alten, interessanten Danzig, der trutzigen Hansastadt, einen Besuch zu machen.

Ein Urlaub auf drei Tage wurde uns gern bewilligt, und an einem Sonnabend-Morgen machten wir uns auf den Weg zu Wagen nach Warlubien und fuhren von dort per Bahn über Dirschau und seine imposante Weichselbrücke nach Marienburg, wo wir gegen 11 Uhr vormittags anlangten. Zu der lustigen Reisegesellschaft gehörten außer mir die Herren von Thadden, Prinz Reuß, von Schulenburg, Graf Droste, von Zastrow und Graf Louis Perponcher. Nachdem wir uns das alte Ritterschloß mit seinen Remtern und seinen sonstigen stolzen Erinnerungen zur Genüge angesehen und ein fröhliches Mahl in dem guten Hotel eingenommen hatten, kamen wir plötzlich zu der Einsicht, daß es für uns recht unangenehm sein würde, trotz des kurzen Aufenthalts in Danzig uns bei der dortigen Kommandantur melden zu müssen, umsomehr, da der damalige Kommandant, übrigens ein Namensvetter von mir, wegen seiner Derbheit allgemein bekannt war. Es wurde einstimmig beschlossen, um dem besagten Übelstande vorzubeugen, uns in Civilkleidung zu werfen und zu diesem Zwecke die gute Stadt Marienburg in Nahrung zu setzen. Bei der geringen Auswahl in dem kleinen Orte war es allerdings nicht leicht, passende Kleidung zu bekommen, namentlich haperte

es bei mir, da ich absolut keine Weste von genügender Brustweite finden konnte, so daß ich eine solche von dem stattlichen Portier des Gasthofes zu erstehen gezwungen war. Endlich war unsere Metamorphose vollständig. Es war allerdings ein schnurriges Civil, das wir trugen; wir sahen mit unseren sonnengebräunten Gesichtern, in unserer zusammengewürfelten Kostümierung wunderlich genug aus und konnten einander ohne Lachen und Scherzreden gar nicht betrachten. In Danzig, wo wir uns telegraphisch im Hotel zum Englischen Hause Zimmer und Wagen zur Bahn bestellt hatten, langten wir gegen Abend an, und mich überkommt noch heute das Lachen, wenn ich an die verdutzten Gesichter des Wirtes nnd des Oberkellners denke, mit denen sie die abenteuerliche Gesellschaft betrachteten, welche den eleganten Fuhrwerken entstieg. Der Oberkellner erschien denn auch sofort mit würdevollem Gesicht, uns das Fremdenbuch zur Eintragung unserer Namen vorlegend. Das Gesicht wurde immer erstaunter, als ich als erster, durch das Komische der Situation angeregt, meinen Namen als „Liborius, Grützhändler aus Soldin," eintrug. Dann folgte Thadden als Perle, Privatgelehrter aus Havelberg, Perponcher und Reuß als „Lepic und Lepard, Kunstreiter" u. s. w. Nur Droste, beiläufig ein Majoratsherr von 80000 Thalern Revenüen, der bei dem Kleidereinkauf sehr energisch gehandelt hatte, behielt seinen Namen zwar ohne Titel, doch mit dem Zusatz „zu dem Droste, er fragt erst was es koste". Am liebsten hätte man uns wohl gleich an die Luft gesetzt, wenn man sich im Hotel ganz sicher über die Wahrheit der Angaben gewesen wäre. Da gerade eine Cirkus-Vorstellung an dem Abend statt-

fand, so beschlossen wir, dorthin zu gehen, schon deshalb, weil wir am sichersten waren, dort unsere Bekannten von den 1. Leibhusaren und unter ihnen den kürzlich von Berlin dorthin versetzten Herrn von Cosel, mit dem mehrere von uns befreundet waren, zu treffen. Als wir dort anlangten, fanden wir die schwarzen Kameraden auf einer der unteren, der Bahn zunächst befindlichen Bänke in großer Anzahl sitzen, und, eine Pause benutzend, marschierten wir quer durch den weiten Kreis auf dieselben los. Nach einigem Staunen der Kameraden erfolgte die Erkennung; aber Cosel gestand uns nachher, daß er bei dieser ostentativen Annäherung unserer wunderbaren Gesellschaft doch unwillkürlich nach dem Säbel gegriffen habe, in der Erwartung, daß irgend eine Anzahl Strolche ein Attentat oder dergleichen beabsichtige. Wir luden uns nun die Kameraden von den Husaren zu einem Souper nach der Vorstellung im Englischen Hause ein, und als wir Arm in Arm mit den bekannten Herren in Uniform dort wieder einzogen, da glätteten sich die Gesichter des Wirtes und der Kellner; wir waren wieder rehabilitiert und wurden fortan vortrefflich bedient. Wir nutzten unsere freie Zeit am Sonntag und Montag Vormittag redlich, um uns die schöne altertümliche Stadt zu beschauen, Ausflüge nach der Westerplatte, Oliva und Zoppot hin zu machen und versäumten auch nicht, ein größeres photographisches Gruppenbild unserer lustigen Gesellschaft anfertigen zu lassen, von dem jeder von uns ein Exemplar erhielt. Ich besitze das meine heute noch, und wenn es auch ein wenig ausgeblichen ist in den darüber hingegangenen Jahrzehnten, so sind die Einzelnen auf dem Bilde noch sehr gut erkennbar, und es ist mir ein liebes Andenken an jene schöne, frohe und sorgenlose Zeit.

Sehr befriedigt von unserem Ausfluge, kehrten wir am Montag Nachmittag nach Graudenz, resp. nach unseren Kantonnements zurück. — Am 23. Juli feierte ich meinen Geburtstag, dem zu Ehren meine Kameraden ein hübsches Diner arrangierten und mich durch eine wahre Riesentorte mit meinem Namenszug darauf überraschten. Vollständig gerührt aber war ich bei meiner Rückkehr nach Gr.-Sanskau, als ich zu später Abendstunde mein Quartier und das Gehöft hell erleuchtet und den größten Teil der Leute meiner Eskadron dort versammelt fand, um mir mit dem Singen eines Liedes den Willkommengruß darzubringen. Das Eingangsthor, sowie die Thür zu meiner Wohnung waren mit Guirlanden geschmückt, und vor meinem Bett lag, von einem prächtigen Blumenkranz eingeschlossen, eine von allen Mannschaften der Schwadron unterzeichnete Adresse, in der sie mir in schlichten, treuen Worten ihre Zuneigung und ihren Dank ausdrückten für die strenge, aber gerechte und fürsorgliche Behandlung, die ich ihnen hätte angedeihen lassen. Es war dies eine Genugthuung und eine Anerkennung, wie sie einem Offizier nur selten von den Untergebenen in so zarter, sinniger Weise ausgesprochen wird. — Mit großer Liebe hing auch mein Bursche an mir. Aus der Solinger Gegend zu Hause, wo er vor der Mobilmachung in einem Stahlwarengeschäft beschäftigt war, heiratete er bald nach derselben ein wohlhabendes Mädchen, begründete eine eigene kleine Fabrik, und nun erhielt ich mit seinen Briefen regelmäßig zu Weihnachten und zu meinem Geburtstage kleine hübsche Gegenstände, die für mich eigens von ihm gefertigt waren.

Auch Rennen wurden in jener Zeit arrangiert, zu denen mein entgegenkommender Quartierwirt freundlichst sein für diese Zwecke sehr geeignetes Terrain hergab. Dieselben bestanden aus einem Flachrennen, einer Steeplechase und einem Trabrennen. Zuschauer bildeten die Bewohner der nächsten Umgegend, die sämtlichen Offiziere der beiden Regimenter, die nicht selbst mitritten, und einige hundert Leute von unseren Westfalen und den in der Nähe liegenden Eskadrons. Ich hatte das Planieren der Bahn und das Errichten der Hindernisse übernommen, und die Kameraden glaubten nicht, daß ich bei der kurzen Frist damit fertig werden würde. Allein auf meine Frage, ob mir von den Leuten der dritten Schwadron wohl eine Anzahl helfen möchte, hatten sich mir sofort über hundert derselben zur Verfügung gestellt und waren bald mit solcher Lust bei der Arbeit, daß wir längst vor der festgesetzten Zeit fertig waren. — Das Flachrennen gewann meine Stute Viola, geritten von Lieutenant von Romberg; es trug mir als Ehrenpreis ein prächtiges Album von altem Eichenholz mit reichen Goldbeschlägen und den Bildern sämtlicher Kameraden ein. Die Steeplechase, bei welcher ich mich persönlich auf meinem Rosse „Patzke“ beteiligte, gewann Lieutenant von Plötz, und im Trabrennen war der Rittmeister von Zanthier Sieger. Alles verlief bei herrlichem Wetter normal, und nach Beendigung der Rennen begaben wir Kameraden uns sämtlich nach Graudenz, wo ein großes Diner bei Lenz die schönen Tage beschließen sollte. Ich hatte mit einer Anzahl meiner Kameraden und den Trompetern, die, nachdem sie bereits auf der Bahn konzertiert hatten, nun auch zu unserm Festmahle aufspielen sollten, in einem der großen Fahrboote

Platz genommen, und wir hatten ungefähr die Mitte des breiten reißenden Weichselstromes erreicht, als dasselbe plötzlich leck wurde und das Wasser mit ziemlicher Schnelligkeit in dasselbe eindrang. Dies erzeugte eine momentane Mutlosigkeit und gefahrbringende Erregung. Die Ruderer hörten auf zu rudern; die einen wollten zurück, die andern vorwärts, und keiner wußte recht, was er thun sollte. Da kam ich auf den guten Einfall, den Trompetern aufzugeben, unser Schlachtlied „Ach, ich bin so müde" anzustimmen. Das änderte sofort die Situation. Alles wurde wieder guter Laune, die Ruderer legten sich mit aller Macht in die Riemen, und wenn wir auch schließlich bis an die Kniee im Wasser standen, so erreichten wir doch sonst wohlbehalten das erstrebte Ufer. Die Weichsel, an und für sich ein gefährliches, tückisches Wasser, hat gerade in dieser Gegend verschiedene Stromschnellen und Strudel und fordert alljährlich mehrere Menschenleben als Opfer. Auch von unseren Leuten waren verschiedene, die trotz der Warnungen sich beim Baden zu weit in den Fluß hinein gewagt hatten, ertrunken.

So ging der Monat Juli dahin; wir waren in den August eingetreten, und immer noch ließ die von den Mannschaften sehnlichst erwartete Entlassung in die Heimat auf sich warten. So lange der Krieg als etwas notwendig Bevorstehendes vor ihnen lag, war die Disciplin unserer Leute eine vorzügliche gewesen; als aber die Sache sich immer mehr in die Länge zog und sie es nicht zu begreifen vermochten, weshalb man sie immer noch zwecklos festhielt, da mehrte sich nach und nach die Zahl der Excesse, und die Trunkenheit nahm in bedenklicher Weise überhand. So saßen wir eines Tages in Graudenz an unserer

Offizierstafel, welcher unser Kommandeur, Major Mirus, präsidierte, als plötzlich der Bürgermeister der Stadt in großer Aufregung mit der Meldung erschien, daß eine große Anzahl Garde-Landwehr-Reiter in das Schützenhaus eingedrungen sei, wo gerade die Bürger ein Fest feierten, dort einen furchtbaren Skandal machten, die Bürger insultierten und alles zu demolieren drohten. Der Kommandeur geriet hierüber in heftigen Zorn und wollte sofort eine Eskadron des ersten auf dieser Seite der Weichsel stationierten Regimentes requirieren, um scharf gegen die Tumultuanten einschreiten zu können. Ich bat ihn jedoch, mir zu gestatten, allein dorthin zu gehen; ich glaube, daß es mir gelingen werde, die Leute zur Vernunft zu bringen; es wäre doch für alle Teile unangenehm, wenn es zuguterletzt noch zu einem solchen Eclat käme. Widerstrebend gab er endlich seine Einwilligung, und ich machte mich ungesäumt nach dem bezeichneten Lokale auf den Weg. Es traf sich sehr günstig, daß ich gleich beim Eingange zu demselben auf mehrere Leute stieß, die noch mit mir bei den Garde-Kürassieren gestanden hatten. Diese winkte ich mir heran, indem ich ihnen sagte: „Kinder, was macht ihr denn hier für Unfug! Das hat doch keinen Sinn! Ihr werdet euch noch alle unglücklich machen! In kurzer Zeit wird der Regimentskommandeur hier mit einer Eskadron anrücken und euch alle arretieren lassen! Ich bin vorangeeilt, um Unheil zu verhüten, nun helft mir schleunig Ordnung schaffen!“ Die Leute, das Wohlmeinende meiner Absicht sofort einsehend, versprachen, ihr Bestes zu thun; ihrem Beispiele folgten bald noch weitere alte Garde-Kürassiere, sowie Leute von meiner Schwadron, die ich unter den übrigen bemerkt

hatte, und ehe zehn Minuten vergangen waren, marschierte die ganze Mannschaft, darunter die Hauptanstifter des Skandals, im Tritt mit Augen links bei mir vorbei aus dem Lokale heraus, brachten mir dann noch drei Hurrahs aus und zerstreuten sich in alle Winde.

Mein Kommandeur war sehr erstaunt und befriedigt, als ich ihm das günstige Resultat meiner friedlichen Expedition melden konnte, aber dieser Erfolg hatte ein Nachspiel, welches für mich nicht zu den Annehmlichkeiten zählte. Wir befanden uns bereits im Stadium der beginnenden Auflösung. Der Rittmeister unserer vierten, aus Rheinländern bestehenden Eskadron, der gerade keine strenge Disciplin geführt hatte, war schon fort, der Premierlieutenant ebenso; es waren schon allerlei Unordnungen dort vorgekommen. Da wurde ich dann im letzten Moment noch von meinen lieben Westfalen weggenommen und in Berücksichtigung meiner Gabe, mit den Leuten fertig zu werden, behufs Führung der vierten Eskadron nach dem etwa zwei Meilen von Gr.-Sanskau den Fluß aufwärts gelegenen Orte Gruppe kommandiert. Nach schmerzlichem Abschied von den Kameraden, meiner Mannschaft und meinen Wirtsleuten machte ich mich dorthin auf den Weg. Schon am andern Morgen erschien der sehr erregte Wachtmeister bei mir mit der Meldung, daß die Leute sich weigerten, einem bereits vorhergegebenen Befehle gemäß, die Futtersäcke zu waschen. Schnell begab ich mich dorthin, indem ich gleichzeitig einer Ordonnanz Befehl gab, zu satteln und sich bereit zu halten, sofort zur Meldung an den Kommandeur abzureiten. An die in Linie aufgestellten Mannschaften herantretend, sprach ich zu ihnen:

„Leute, mir ist soeben gemeldet worden, daß ihr euch weigert, einem im Königlichen Dienst gegebenen Befehl nachzukommen! Ihr seid alle alte Soldaten und wißt, daß dies eine Schande wäre für euch und eine Schande für mich, wenn ich's durchgehen ließe! Ihr wißt auch, daß wir heute noch mobil sind und welche schweren Strafen euch erwarten, wenn ihr den Gehorsam verweigert!" Ich trat nun an den Flügelmann heran, den gegebenen Befehl wiederholend. Derselbe gehorchte ohne Widerrede und ebenso alle übrigen. Die Sache war hiermit geordnet. Ich aber war froh, daß die Ordre zur Entlassung der Landwehrleute schon Tags darauf einging, und daß ich hierdurch schwerer Verantwortung und der Ausübung weiterer unliebsamer Pflicht überhoben war.

Die Regiments-Kommandos wurden nun aufgelöst und die Offiziere und Mannschaften zu ihren Heimstätten entlassen. Mich aber und einige andere traf noch die unangenehme Ordre, größere Transporte unserer Pferde nach verschiedenen Himmelsgegenden hin zu bringen. So hatte ich über hundert derselben nach Bromberg zu geleiten. Das war keine leichte Aufgabe, da mir außer zwei Unteroffizieren vom ersten Garde-Ulanen-Regiment und vier Gemeinen nur einige zwanzig polnische Koppelknechte beigegeben waren, ganz verkommene Kerle, die kein Wort Deutsch verstanden, und die man wie die Kinder hüten mußte, weil sie sich sonst unrettbar betranken. — Gleich auf dem Marsch gelang dies einem derselben trotz aller Aufsicht in so ausgedehntem Maße, daß ich im nächsten Quartier das Spritzenhaus als Prison requirierte und ihn daselbst einsperren ließ. Sehr bald nach dem Einrücken erschien eine Deputation

der übrigen nebst einem Dolmetscher bei mir, dafür plaidirend, daß ich den Kameraden doch aus dem Gefängnis lassen möchte, weil das ihrer Ehre zuwider sei; ich sollte ihm lieber fünfundzwanzig aufzählen lassen, eine Auffassung, zu der sie mich nicht zu überzeugen vermochten. Trotz aller Schwierigkeiten gelangte ich glücklich mit meinen Mannschaften und Pferden nach Bromberg, wo erstere abgelohnt und letztere den betreffenden Behörden übergeben wurden. Nun war auch ich frei und konnte gehen, wohin es mir beliebte. Die ruhm- und erfolglose Mobilmachung des Jahres 1859 war zu Ende. —

Immerhin hatte ich durch dieselbe einen Einblick in die Landwehrverhältnisse gewonnen und war mit den Schwierigkeiten bekannt geworden, die dieses System in sich birgt. Ich will hier die Organisation der Landwehr gewiß nicht angreifen und lasse den braven Patrioten, die ihre Erfahrungen aus wohlmeinenden Geschichtsbüchern gesammelt haben, gern die Bewunderung dieser volkstümlichen Einrichtung. Das Menschenmaterial, welches die Landwehr bildet, ist ja unstreitig ein vorzügliches, bestehend aus den zu Männern gereiften Jünglingen, die zuvor das stehende Heer bildeten. Auch soll dankbar anerkannt werden, daß die Landwehr im Ruhmesbuch der Geschichte unvergängliche Thaten aufzuweisen hat. Immerhin ist aber nicht zu leugnen, daß die Behandlung dieser Truppe keine leichte ist und eine besondere Begabung erfordert, die vielfach selbst den besten Offizieren gänzlich abgeht. Der gute Wille und das freundlichste Wohlwollen genügen hierfür nicht. Mein Rittmeister z. B. besaß sicher beide Vorzüge in hohem Grade; er kümmerte sich um das Wohl und Wehe jedes einzelnen Mannes

in der Schwadron, und dennoch gelang es ihm nicht, die Zuneigung der Leute zu gewinnen. Ich war vielfach streng und griff, wenn es sein mußte, mit eiserner Faust durch, und doch trugen mich die Leute auf Händen. Jedenfalls ist es schwer, bei dieser Truppe dauernd die straffe Disciplin aufrecht zu halten und ohne eine solche ist jede militärische Organisation absolut wertlos. Es ist weder der so viel genannte Mut, noch die Körperkraft, noch die Gewandtheit der Leute, welche wesentliche Faktoren in der Schlacht bilden, sondern es ist neben der Oberleitung vornehmlich die Disciplin, welche den Sieg davonträgt. Diejenige Armee wird stets die beste sein, welche die besten Offiziere besitzt, denn diese sind die Träger der Disciplin. Wir haben die französische Armee im Jahre 1870 verhältnismäßig so leicht geschlagen, nicht weil unsere Truppen mutiger oder besser waren, als die Franzosen, sondern weil jenen die guten Offiziere fehlten, und weil die Mannschaften den wenigen guten Führern, die die französische Armee besaß, nicht gehorchten. Eine richtige Disciplin wird aber bei der Landwehr nur dann durchzuführen sein, wenn Linientruppen nahe genug und in genügender Anzahl vorhanden sind, um dieselbe zu forcieren. Mit einer Truppe aber, die auch ohne solche Maßregeln nicht blindlings den Offizieren in die Schlacht folgt, ist im Kriege nichts zu machen. Ich wenigstens will lieber mit einer aus Feiglingen bestehenden Truppe in den Kampf gehen, die unter der Zucht der strengen Disciplin steht, als mit einer Schar reckenhafter Helden, die nicht absolut gehorchen, und ich kann die Landwehr, für die man so schwer geeignete Offiziere findet, und die stets unsicher in der Disciplin sein wird, trotz meiner

kleinen persönlichen Erfolge mit derselben, nicht für eine direkte Stütze des Heeres ansehen. —

Die letzten Wochen meiner Mobilmachungszeit waren mir durch allerlei unangenehme Korrespondenzen verbittert worden. Im Laufe des Sommers war mein Großvater mütterlicherseits, der Geheimrat Adloff, in seinem derzeitigen Aufenthaltsorte, Köslin in Pommern, an Altersschwäche sanft entschlafen. Das dortige Amtsgericht hätte mich nun nach Fug und Recht in direkten Besitz meiner Erbquote setzen oder doch wenigstens meine Bestimmungen darüber einholen müssen. Die Herren hatten jedoch der Bequemlichkeit wegen meinem Vater die Gesamtsumme überwiesen, und dieser weigerte sich trotz meiner dringlichen Briefe hartnäckig, auch nur einen kleinen Prozentsatz des mir zustehenden Anteiles an mich gelangen zu lassen. Dies kränkte mich umsomehr, als das unerwartete Ausbleiben des mir schon so sicher erscheinenden Geldes, über welches ich zum Teil auch bereits anderweitig disponiert hatte, mich in unangenehme Verlegenheit setzte. Da war es wohl sehr natürlich, daß ich, dem Zuge meines Herzens folgend, auf der Rückreise nach meiner Heimat zunächst in meinem lieben Gralow Halt zu machen beschloß, wo meine Zimmer für mich schon in stand gesetzt und liebe Menschen gern bereit waren, mir die bitteren Gefühle, welche sich meines Herzens bemächtigt hatten, verscheuchen zu helfen. Der Ruf des Schaffners: „Station Zantoch! Aussteigen!“ klang meinem Ohr nach der langen ermüdenden Fahrt wie eine süße Melodie entgegen.

Achtes Kapitel.

Kurzer Aufenthalt in Gralow und Giesenbrügge. — Eine Schönheitskonkurrenz. — Reise nach Vanerow in Pommern zu Herrn von Thadden. — Besuch in Gr.-Gandern beim Grafen Perponcher. — Das Urteil des Paris. — Ein Original in Frauenkleidern. — Zu Jagden nach der Provinz Sachsen. — Aufenthalt in Berlin. — Eine gefeierte Tänzerin. — Mr. Buttler. — Das große Fest der Garde-Landwehr-Kavallerie im Hôtel de Rôme. — Jagdabenteuer in Charlottenhof. — Rennen in Landsberg. — Beziehungen zu den schwarzen Dragonern. — Wiedereintritt in den aktiven Dienst. — Freuden und Leiden der kleinen Garnison. — Regimentsbesichtigung durch Prinz Friedrich Karl. — Manoeuvre. — Differenzen mit meinem Vater. — Ein Versucher. — Goldene Hochzeit in Charlottenhof. — Schwerer Entschluß und schmerzlicher Abschied. — Aufbruch nach Amerika.

Kaum hatte ich das Bahnhofsgebäude durchschritten, als ich auch den alten ehrlichen Kutscher Schüler erblickte, der mit seinen Lieblingspferden, den großen braunen Stuten vor dem bequemen Pirschwagen zu meiner Abholung nach dem Bahnhofe entsandt worden war. Sein Gesicht war vor Freude ganz verklärt, als er, mit der Peitsche salutierend, mir die Worte entgegenrief: „Na, Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind!“ In kaum einer Viertelstunde rollte ich denn auch vor dem gastlichen Hause meiner Freunde vor, wo ich von allen Seiten in der herzlichsten Weise begrüßt wurde. Namentlich groß war die

Freude unter den Kindern, die mir laut jubelnd die Worte zuriefen: „Onkel Heros ist wieder da!“ — ein Ruf, der auch in den Herzen der meisten Gutsangehörigen einen freudigen Wiederhall fand.

Meine Freunde versuchten alles, um meine noch immer sehr erregte Stimmung gegen meinen Vater zu besänftigen. Sie hielten es jedoch, so gerne sie mich auch noch auf längere Zeit bei sich behalten hätten, unter den obwaltenden Umständen für angemessen, daß ich demnächst mein väterliches Haus, wenn auch nur auf kurze Zeit, aufsuchte, um meinen Vater nach der längeren Abwesenheit zu begrüßen. Ich beschloß, ihrem Rate zu folgen.

Um dieselbe Zeit waren von Giesenbrügge einige Briefe für mich eingetroffen, von denen der eine mein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahm. Derselbe rührte von meinem Freunde und Regiments-Kameraden von der Garde-Landwehr-Kavallerie, Gerhard von Thadden, her und gemahnte mich an ein Versprechen, welches ich gelegentlich unseres im vorigen Kapitel erzählten Ausfluges nach Danzig in lustiger Weinlaune gegeben und nun beinahe vergessen hatte. Ich will dasselbe hier nachträglich erzählen.

Nach einem guten Diner, welches wir in Zoppot eingenommen, saßen Thadden, Perponcher, Zastrow und ich, heiter plaudernd und unsere Cigarre rauchend, am Strande. Meine drei Zechgenossen waren seit einigen Jahren sehr glücklich verheiratet, und was war wohl natürlicher, als daß wir nach altdeutschem Brauch und echter Rittersitte beim klingenden Becher der Frauen gedachten.

„Stoßt an, Frauenlieb' lebe!“ —

so erklang es begeistert von unseren Lippen, und jeder von den dreien fing nun an, die Schönheit und Anmut seiner Herzallerliebsten daheim mit begeistertem Munde zu rühmen. Es entstand ein förmlicher Wettstreit darüber, und wenn meine drei Freunde dichterisch veranlagt gewesen wären, so hätte sich hier vielleicht ein moderner „Sängerkrieg" abgespielt, gegen welchen derjenige auf der Wartburg seligen Angedenkens sich einfach hätte verstecken müssen. Da wandte sich plötzlich Perponcher an mich und apostrophierte mich mit folgenden Worten: „Na, Heros, Du sitzt ja so stumm da wie ein Fisch und thust, als ob Dich unser Streit nicht im geringsten anginge. Du bist doch unparteiisch bei der Sache! Wer anders als Du wäre also geeignet, die Schiedsrichterrolle in dieser Schönheitskonkurrenz zu übernehmen!" Die anderen beiden gaben lebhaft ihre Zustimmung zu erkennen. Es wurde beschlossen, daß ich der Reihe nach von einem jeden eingeladen werden sollte, um den Gegenstand der Wette, die Schönheit und Anmut der drei Frauen, da, wo dieselbe am natürlichsten und unbefangensten in die Erscheinung tritt: in der Stätte ihres häuslichen Waltens, aus nächster Nähe kennen zu lernen. Alle Widerrede half nichts bei meinen Freunden, und so hatte ich mich mit einem Male — wohl oder übel — mit der Rolle eines modernen Paris abzufinden.

Wie die mir vorliegende Einladung Thaddens bewies, schien dieser es am eiligsten damit zu haben, für seine Frau den Preis der Schönheit zu erhalten. Um mir die Sache noch interessanter und meinen Aufenthalt in seinem Hause noch begehrenswerter zu machen, hatte er noch die Mitteilung hinzu-

gefügt, daß sein alter Freund Bismarck von Schönhausen, damals Gesandter am Petersburger Hofe, ihm einen Besuch auf vierzehn Tage zugesagt habe; er freue sich, mich mit dem Herrn bekannt zu machen. Mein Entschluß war gefaßt. Ich fuhr zu einem kurzen Aufenthalte nach Giesenbrügge, wo ich meinen Vater wohlauf fand und brach alsdann nach der Thaddenschen Besitzung, Vanerow in Pommern, auf, um dort meine Paris-Rolle in aller Form anzutreten. Hier angekommen, wurde ich von meinem Freunde und seiner reizenden jungen Gattin auf das herzlichste bewillkommnet. Zu meinem großen Bedauern fand ich Herrn von Bismarck nicht anwesend; er war — wie mir mein Gastfreund sogleich mitteilte — durch unvorhergesehene, sehr wichtige Staatsgeschäfte in Petersburg zurückgehalten und hatte noch im letzten Momente abtelegraphieren müssen.

Gerhard von Thadden war ein Mann von über Mittelgröße und schlanker, eleganter Figur. Sein äußerst sympathisches Gesicht zeigte fast klassische Züge und war umrahmt von blondem Haupt- und ebensolchem Barthaar. Die blauen, hellleuchtenden Augen zeugten von einer gewissen Frische und Lebendigkeit des Geistes. Von großer Frömmigkeit beseelt und in seinen sonstigen Lebensäußerungen sehr solide, besaß er nichtsdestoweniger einen merkwürdigen — übrigens in seiner Familie vorherrschenden — Hang zu Extravaganzen. So hatte er sich vor seiner Verheiratung ein neues Wohnhaus ganz speciell nach seinem Geschmack bauen lassen. Dasselbe war zweistöckig und ganz isoliert auf kahler Höhe gelegen. Die ganze untere Etage dieses Baues bildete einen kolossal großen Raum. Derselbe war ver-

schwenderisch ausgestattet mit schönen, ebenso eleganten wie bequemen Möbeln, welche nach Form und Geschmack nicht leicht erraten ließen, ob sie den Bedürfnissen der schönen Hausfrau oder denjenigen des stattlichen Hausherrn dienen sollten. An je zwei gegenüberliegenden Ecken führten einige Stufen zu einem Allerheiligsten empor; jedes dieser Privatgemächer war durch dichte, schwere Vorhänge von rotem Plüsch den Blicken neugieriger Augen verschlossen. — Das Boudoir der schönen Hausfrau war ein köstlicher von magischem Oberlicht erhellter Raum mit üppigen Divans an den Wänden und dicken echten Smyrnaer Teppichen auf dem Boden, welche den Schall der Fußtritte unhörbar machten. —

Um nun auf die Beherrscherin dieser ebenso originellen wie kostbaren Gemächer selbst zu kommen, so war dieselbe in der That eine Frau von hervorragender Schönheit, und die Begeisterung, mit welcher mein Freund von dem bestrickenden Zauber ihrer Persönlichkeit gesprochen, schien mir vollauf gerechtfertigt. Ihre Formen waren von junonischer Ebenmäßigkeit, die Züge ihres Antlitzes edel und vornehm. Dabei glich sie mit dem reichen, dunklen Haar, den schwarzen, scharf gezeichneten Brauen über den feurigen, ausdrucksvollen Augen eher einer tscherkessischen Fürstin als einer deutschen Edeldame auf dem Lande. Sie bat mich, an der Freundschaft, die ihr Gemahl mir entgegenbrachte, teilnehmen zu dürfen, und ich verbrachte im Verkehr mit dem liebenswürdigen Paare schöne, unvergeßliche Tage. Häufig machten wir auch gemeinschaftlich Besuche auf benachbarten Gütern zu Thaddens Verwandten, so nach Zimmerhausen zu der Familie von Blankenburg, wo als hochbetagter

Besitzer damals noch der Vater des späteren, jetzt auch verstorbenen Kammer-Redners lebte. Der alte Herr hielt es nicht sehr mit Neuerungen und konnte es nicht über sich gewinnen, die noch zu Anfang unseres Jahrhunderts übliche Tracht abzulegen.

Zu einer sehr lustigen Fahrt wurde ein Ausflug nach dem Gute Döberitz, einem alten Borckeschen Lehn, dessen Besitzer, ein Herr von Bülow, eine Schwester von Frau von Thadden zur Frau hatte, die gleichfalls eine schöne und liebenswürdige Dame war. Zum Diner erschien eine ganze Anzahl Offiziere der Neumärkischen Dragoner aus Treptow. Es ging dabei sehr lustig zu, und nach Tisch kapricierte man sich durchaus darauf, daß ich auf Rehböcke pirschen sollte. Es fanden sich bald so viele Teilnehmer und Teilnehmerinnen zu der improvisierten Jagdpartie, daß zu dem Zweck ein großer Leiterwagen, mit vier Pferden bespannt, requiriert werden mußte, welch letztere einer der Offiziere lenkte, während ein anderer, ein Lieutenant v. M . ., der heute längst General ist, mit außerordentlicher Fertigkeit auf einer Ziehharmonika die Musik dabei machte. Allein die Rehböcke schienen bei weitem weniger musikalisches Verständnis zu besitzen, als die lachende, schwatzende und übermütige Gesellschaft; sie hielten sich in so respektvoller Entfernung, daß die sonst sehr amüsante Fahrt in jagdlicher Beziehung völlig resultatlos blieb.

Nach etwa einwöchentlichem Aufenthalt in Vanerow schlug die Trennungsstunde, und ich darf wohl nicht erst erwähnen, daß es mehr als eine konventionelle Phrase war, wenn ich meinen liebenswürdigen Gastfreunden beim Abschiede die Ver-

ſicherung gab, daß die unter ihrem gaſtlichen Dache verlebten Tage zu den ſchönſten meines Lebens zählten.*) —

Über die eine der drei Schönheiten — um mich mythologiſch auszudrücken, hätte ich dieſelbe für die Athene erklärt — hatte ich mir mein Urteil nun gebildet. Ich war ſchon im ſtillen entſchloſſen geweſen, ihr den von der Göttin Eris geſtifteten goldenen Apfel mit der Aufſchrift: „Der Schönſten!“ zu Füßen zu legen. Aber als gerechter Richter mußte ich doch auch die Schönheit der beiden anderen Preisbewerberinnen — der Here und Aphrodite — meinem Paris-Urteil unterziehen, und dazu ſollte ſich, wenigſtens bei der erſteren, ſofort Gelegenheit finden. Freund Perponcher, welcher ſchon von meinem Beſuch in Pommern gehört, hatte nämlich ſchon angefangen, ungeduldig zu werden. Bereits in Vanerow war eine dringliche Mahnung eingetroffen, ob ich denn nicht bald Anſtalten treffen würde, auch ihm gegenüber mein Wort einzulöſen. Ich

*) Ich kann dieſe hübſche Erinnerung nicht ohne eine traurige Reminiscenz ſchließen. Der arme Herr von Thadden fand wenige Jahre ſpäter einen jähen Tod. Zum Beſuch bei einem ſeiner Nachbarn weilend, der einen großen Anbau an ſeinem Wohnhauſe faſt beendet hatte, wandelte er, ſeinen bereits beſtellten Wagen erwartend, auf dem langen, finſteren, ſchon im Neubau befindlichen Korridor auf und ab, während die übrigen Herren in einem eben eingerichteten Billardzimmer im zweiten Stock ſpielten. Nicht wiſſend, daß am Ende des Korridors die Treppen noch fehlten, trat er in die Luft und ſtürzte in die Tiefe hinunter, ohne daß zunächſt jemand etwas von dem Unglücksfall gewahr wurde. Erſt auf die Fragen ſeines inzwiſchen vorgefahrenen Kutſchers nach ſeinem Herrn wurde er vermißt, und man fand ihn nach vielem Suchen an jener Unglücksſtelle mit gebrochenem Genick als bereits erſtarrte Leiche vor. In dieſem Zuſtande wurde er der ihren Gatten ahnungslos erwartenden jungen Frau heimgebracht.

dachte bei mir: „Ein moderner Paris hat es wirklich nicht so leicht," und machte mich sofort auf die Reise zu meinem Freunde Perponcher, um auch die Here auf ihre Schönheit zu beurteilen. Die Besitzungen meines Freundes, aus den Gütern Groß-Gandern und dem später zugekauften Döberitz bestehend, lagen im Sternberger Kreise. Man mußte damals über Frankfurt a. O. dahin reisen, von wo aus noch verschiedene Meilen zum Teil recht unangenehmen Sandweges bis nach dem Bestimmungsorte zu passieren waren.

Aber die Strapazen des Reisens waren sofort vergessen, sobald sich mir die Pforten des gastlichen Hauses geöffnet hatten, dessen Insassen mir eine überaus freundliche Aufnahme bereiteten. Die Dame des Hauses, eine geborene Gräfin Bülow, empfing mich sogleich mit der liebenswürdigen Erklärung, sie habe von ihrem Manne bereits so viel Gutes von mir gehört, daß sie mich wie einen alten Freund ihres Hauses betrachte. In dem sich nunmehr zwischen mir und dem liebenswürdigen Paare entwickelnden freundschaftlich-herzlichen Verkehr sollte ich hinreichend Gelegenheit haben, die Schönheit der Gräfin und ihre bezaubernde Anmut, wie sie ganz besonders in ihrem stillen, häuslichen Walten in die Erscheinung trat, aus nächster Nähe zu beobachten. Sie war eine mittelgroße, von einem ätherischen Zauber umflossene Gestalt mit schönem, sammetweichen, schwarzen Haar, regelmäßigen Gesichtszügen und dunklen, seelenvollen Augen, welche die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Herzens treu wiederspiegelten. Sehr lebhaften, sprechenden Geistes und von köstlichem Humor ebenso beseelt wie ihr Gatte, wußte sie durch den Zauber holder Weiblichkeit sofort die Herzen zu gewinnen,

so daß sich in mir nunmehr ernstliche Zweifel zu regen begannen, ob ich jener stolzen Athene in Vanerow den Preis zuerkennen sollte oder dieser lieblichen Here, deren Schönheit — und das ist ja das wahre Wesen derselben — erst durch den Zauber ihrer Anmut in das rechte Licht gerückt wurde.

Es war ein überaus reizvolles Familienleben, in welches mein längerer Aufenthalt mir dort einen tieferen Einblick gestattete; dasselbe wurde verschönt durch drei hübsche, blühende Kinder, die damals noch in jugendlichem Alter waren.

Das Herrenhaus in Gr.-Gandern war ein einfaches Landhaus, einstöckig, aber langgestreckt und mit einem Frontespice auf jeder Seite. Die Einrichtung war keineswegs prunkhaft, aber bequem, der Situation angemessen und sehr anheimelnd. Louis Perponcher, damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt, war stets von einem frischen Humor beseelt, sein Benehmen war zwanglos und ungesucht, sein Herz das liebenswürdigste und beste, das man sich denken konnte. Seinem Äußern nach war er vollauf das, was man einen „schönen Kerl" nennt; aber Haar und Bart sowie die tiefdunklen, von dichten Brauen überwölbten Augen waren häufig die Veranlassung, daß man ihn für einen Orientalen oder Süd-Italiener ansah. Perponcher besaß einen hervorragenden Schönheitssinn und das Geschick, denselben ohne erhebliche Kosten zur Geltung zu bringen; überall, in Haus und Garten, an den Veranden und Pavillons, an Brücken, Wegen und Stegen konnte man die kunstverständige Nachhilfe seiner geschickten Hand erkennen.

Obgleich mein Freund Perponcher die Bewirtschaftung seiner Güter etwas en grand seigneur betrieb, so gewährte es ihm doch

große Freude, mich auf denselben am andern Vormittag herumzufahren, mir alle Merkwürdigkeiten und Neueinrichtungen zu zeigen und mich namentlich auf seine sorgfältig ausgeführten Forstkulturen aufmerksam zu machen. Ich hatte dabei das Glück, nicht nur einen leidlichen Rehbock zu erlegen, sondern konnte auch zur Überraschung meines Freundes konstatieren, daß noch bis zur eben verflossenen Nacht Rotwild im Revier gewesen war, welches nur selten als Wechselwild dort vorkam. Perponcher, der kein sehr erfahrener und nicht überaus passionierter Jäger war, wollte dem keinen Glauben schenken; indes willigte er gern ein, daß wir uns zum Abend auf dem Wechsel anstellten. Ich hatte meinen Stand auf einer Blöße genommen, auf welcher Buchweizen gebaut war, der noch in seiner herrlichen weißen Blüte stand; mein Freund hatte einige hundert Schritte von mir zu meiner Linken Stellung genommen. Tiefes Schweigen herrschte in den großen, dunklen Kiefernwaldungen; die Sonne war eben im Begriffe, unterzugehen, und leichte Nebel wallten aus den tiefer gelegenen Gründen empor; da vernahm mein scharfes Ohr etwa achtzig Schritte zu meiner Rechten ein leichtes Geräusch, und, schnell dorthin blickend, erkannte ich zu meiner nicht geringen Freude einen Hirsch, der eben aus der Schonung in unserem Rücken herausgetreten, emsig im Buchweizen äste. Schnell flog die Büchse an die Backe, der Schuß krachte durch die stille Abendluft — dann war alles still. Der Hirsch schien in einer Versenkung verschwunden. Fast glaubte ich, daß Diana — aus Eifersucht auf ihre irdischen Schwestern über meine Parisrolle erbost — mich durch irgend eine Luftspiegelung gefoppt hätte, allein schnell zum Anschuß eilend, fand ich, daß der

Hirsch auf der Stelle verendet war, wo er gestanden hatte. Ich war zu weit nach vorn abgekommen, und er war, durch die Wirbelsäule des Halses getroffen, wie vom Blitze erschlagen zusammen gebrochen. Da kam denn auch Freund Perponcher schnell herangelaufen, der, an das Vorhandensein von Wild immer noch nicht glaubend, gefürchtet hatte, mir sei die Büchse aus Versehen losgegangen. Als ich ihm schon von weitem zurief, ich hätte einen schwachen Hirsch geschossen, da zweifelte er noch immer, und erst als er das immerhin stattliche Tier vor sich liegen sah, brach er in lauten Jubel aus. Während der sechs Jahre seines Besitzes war ihm eine solche Jagdbeute noch nicht vorgekommen, und ich war nicht wenig stolz darauf, daß ich gerade der Glückliche gewesen war. Mit Hilfe des Kutschers brachten wir mit einiger Mühe den Hirsch auf den Pirschwagen, und nun ging es eilig zurück nach Hause, damit auch die Gräfin, die Kinder und die Leute von dem Jagdglück hören und die seltene Jagdbeute betrachten konnten.

Am folgenden Vormittag sagte mein Freund lachend zu mir: „Du, ich habe für heute Mittag Fräulein Ida von O. eingeladen, Du wirst da eine eigentümliche Bekanntschaft machen; übrigens brennt sie darauf, Dich kennen zu lernen.“ Ich hatte von den Sonderbarkeiten dieser Dame schon vordem gehört; dieselben übertrafen in der That aber meine kühnsten Erwartungen. Wenn man darüber klagt, unsere alles nivellierende Zeit bringe keine Originale mehr hervor, so hatte man dabei sicherlich nicht an Fräulein Ida von O. gedacht; gleich bei ihrer Ankunft gab sie uns einen drastischen Beweis dafür. Mein Freund und ich saßen kurz vor dem Mittagessen plaudernd

und rauchend auf der nach der Auffahrt zu gelegenen Veranda beisammen, als plötzlich ein leichter, einfacher Wagen mit einem Vordersitz und einer Bank hinten für den Kutscher herangerollt kam. Derselbe war mit zwei kleinen hübschen Pferden bespannt, welche ein anscheinend weibliches Wesen, einen großen, runden Herrenhut auf dem Kopfe, in geschickter Weise eigenhändig lenkte und aus scharfem Tempo gewandt vor uns parierte. Noch ehe wir es uns versahen, war die Führerin des Wagens vom Sitze herabgesprungen und kam mit großen Schritten, wie ein Mann, auf uns zu geeilt, meinem Freunde die gebräunte Hand mit den Worten zum Gruß bietend: „Na, Louis, ich habe wieder schönen Ärger mit dem Bengel da gehabt;“ — dabei zeigte sie rückwärts auf ihren abfahrenden Kutscher — „aber ich habe ihm auch unterwegs ein Paar gründliche Ohrfeigen für seine Dummheit gestochen.“ Dann erfolgte meine Vorstellung und Begrüßung, welch letztere in einer Weise vor sich ging, als wären wir ebenfalls seit Jahren alte Bekannte. Ich stand ganz sprachlos und wußte nicht, was ich aus dem sonderbaren Wesen machen sollte.

Das gnädige Fräulein, damals etwa vierzig Jahre alt und von hoher, breiter Figur und starkem, knochigen Bau, hatte ganz das Ansehen eines kräftigen Mannes. Wenn auch das bereits ergrauende Haar nach Frauenart frisiert war, und das altmodische, einfache Kleid, das nur bis an die Knöchel reichte, und unter dem ein Paar feste Stiefel hervorguckten, offenbar für ein Weib bestimmt schien, so hatten doch das stark gebräunte, volle Gesicht mit der prononcierten Nase, den klugen graublauen, lustigen Augen, mehr aber noch die Stimme und

die ganzen Manieren dieser sonderbaren Erscheinung einen durchaus männlichen Charakter. Die Gräfin und die Kinder begrüßten den neuen Gast in freundlich-kordialer Weise, und das Mittagsessen verlief unter lebhafter, anziehender Unterhaltung. Nach Tische aber steckte sich Fräulein von O., gleich uns, eine Cigarre an und begleitete uns in das Billardzimmer, wo sie sich bald als ein besserer Spieler entpuppte, als wir es samt und sonders waren; eine gleiche Erfahrung machten wir am Abend, als wir uns zu einer Partie Whist mit ihr niedersetzten.

Diese eigentümliche Dame war in der dortigen Gegend allgemein als ein ganz außerordentliches Original bekannt. Sie lebte auf ihrem kleinen Gute in der Nähe ganz allein, bewirtschaftete es selbst mit großem Verständnis und ging meist in einem Gemisch von weiblicher und männlicher Kleidung einher. In solcher Tracht machte sie auch alle Jagden mit und war ein besserer Schütze als viele ihrer männlichen Jagdgenossen. Auf ihrer Besitzung wirtschaftete sie mit großer Strenge und Sparsamkeit, besaß aber im Grunde ein warmes, großmütiges Herz und einen vornehmen, edlen Charakter, war überall eine Helferin in der Not und spendete Wohlthaten, wo sie nur immer konnte. Trotz ihrer Sonderbarkeiten, die sie für manchen auf den ersten Blick abstoßend erscheinen ließen, erfreute sie sich allgemeiner Achtung und Liebe in ihrem Kreise, und als sie etwa zwei Jahrzehnte später verstarb, da geleiteten sie viele hunderte von Reichen und Armen aufrichtig trauernd zu Grabe. Auch mir ist diese eigenartige Erscheinung immer eine interessante Erinnerung geblieben. —

So wohl ich mich nun aber auch unter diesen lieben, herzlichen Menschen gefühlt, so mußte doch auch hier bald wieder geschieden sein. Ich konnte mich aber aus dem traulichen Kreise nur mit der Zusage der bestimmten Wiederholung meines Besuches losreißen, ein Versprechen, welches ich im Laufe der Jahre mehrfach einzulösen die Freude hatte.

Meine freundlichen Leser, vor allen aber meine schönen Leserinnen, werden nun von mir erwarten, daß ich ungesäumt meine dritte Reise antrete, um in dem Schönheitswettstreite, in welchem mir so nolens volens die Rolle eines Schiedsrichters aufoctroyiert worden war, zu einem abschließenden Urteil darüber zu kommen, welcher der drei Huldgöttinnen der goldene Apfel der Eris zufallen solle. Ich kann die berechtigte Neugier meiner reizenden Leserinnen, von welchen ich jeder für sich den goldenen Apfel wünsche, vollauf begreifen, bin aber zu meinem großen Bedauern nicht in der Lage, dieselbe zu befriedigen, insofern — wie ich hier erläuternd bemerke — das endgültige Urteil in dieser Schönheitskonkurrenz überhaupt niemals zum Austrag gebracht worden ist. Der dritte der glücklichen Besitzer so lieb-reizender Gattinen, mein Freund Zastrow, war leider weit, weit hinten in Schlesien angesessen, so daß es bei den damaligen schwierigen Verkehrsverhältnissen und mangelnden Bahnverbindungen nicht leicht war, zu ihm zu gelangen. Andrerseits hatten allerlei widrige Umstände meine Reise dorthin wieder und wieder verzögert, bis dieselbe durch eine energische Wendung in meinem Leben, die mich meinem Vaterlande — ja dem europäischen Festlande, völlig entführte, schließlich zur Unmöglichkeit wurde. War nun auch durch diesen Umstand die vielbesprochene Schön-

heitskonkurrenz resultatlos verlaufen, so hatte ich doch durch die damit verbundenen Besuche der beiden Familien einen neuen Kreis herzlicher und lieber Menschen kennen gelernt und durch eine Fülle neuer Bekanntschaften meine Welt- und Menschenkenntnis erheblich erweitert. —

Allgemach war nun auch der Herbst herangenaht. Die Winde desselben fegten über die Stoppeln dahin, die Nachtfröste begannen und mit ihnen die vielen großen Treibjagden der Saison, die jedes Jägerherzens Freude sind und selbst diejenigen auf dem Lande noch für eine Zeit zurückhalten, die gewohnheitsmäßig die rauhe Jahreszeit in der Stadt zu verleben pflegen. Unter vielen anderen Gelegenheiten hierzu bot sich mir und einigen Freunden auch die Einladung eines alten Regimentskameraden, von Helldorf, zu seiner in Thüringen gelegenen väterlichen Besitzung St.-Ulrich, unweit Merseburg. Gern vereinte ich mich mit den mir befreundeten anderen Herren zu dieser fröhlichen Jagdreise, und wir verbrachten durch die Liebenswürdigkeit unserer Gastfreunde in dem altertümlichen, schönen Schlosse mit seinen Warttürmen, Wendeltreppen und Spitzbogen, nicht allein eine sehr genußreiche Zeit, sondern lernten auch bei dem Cyklus von Jagden, zu denen wir dort geladen wurden, einen solchen Reichtum an Wild kennen, wie er den meisten von uns fremd war. Ebenso ungewohnt aber war uns das Schießen auf die in solchen Massen uns zugetriebenen Hasen; ich wenigstens geriet dabei in eine solche Erregung — namentlich am ersten Tage — daß ich mehr Fehlschüsse als Treffer aufzuweisen hatte. —

Nachdem ich das Weihnachtsfest 1859 friedlich im Kreise der Meinen in Giesenbrügge verlebt hatte, ging ich auf einige

Zeit nach Berlin, wohin auch mein Vater mit meiner Mutter und meinen Schwestern sich bald für längere Zeit begab, um den Sitzungen des Herrenhauses beizuwohnen. Da die Wohnung, welche die Eltern in der Friedrichstraße bezogen, keinen Platz für mich bot, so hatte ich mein Quartier in dem mir von früher her bekannten Hôtel de Rôme aufgeschlagen. — Dort wohnte damals mit ihrer Mutter, die sich in zweiter Ehe mit einem Baron Hupmann Waballa verheiratet hatte, eine junge Dame, Fräulein Katharine Friedberg aus Petersburg, eine sehr gefeierte Tänzerin, die gelegentlich auch in Berlin Gastrollen gab. Sie war eine schlanke, große Blondine und fesselte nicht allein durch ihre schöne Erscheinung, sondern erfreute sich auch ihres liebenswürdigen und ehrenwerten Charakters wegen allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Ich war durch einen Freund und Kameraden, von Kahlden, bei den Damen eingeführt worden und verbrachte manche angenehme, genußreiche Stunde in ihrem Salon. Unter den Bekannten, die dort regelmäßig verkehrten, war auch ein Mr. Buttler von der Amerikanischen Gesandtschaft, ein liebenswürdiger junger Mann von feinen Manieren, mit dem ich bald näher befreundet wurde. Als ein Jahr später der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, ging er nach seiner Heimat, Louisiana, zurück, um in den Reihen der Südstaaten zu kämpfen; er fiel, tödlich verwundet, schon in der ersten Schlacht. Als man ihn fragte, ob er noch irgend welche Wünsche habe, da sagte er: „Dreht Euch mit dem Gesicht nach dem Feinde zu und bestellt meinem Vater, daß ich gestorben bin, wie es einem Buttler geziemt.“ Dann schloß er die Augen für immer.

Fräulein Friedberg gewann schon ein Jahr später das Herz eines Kavaliers, eines Grafen Westphalen, der sie als seine Gemahlin auf sein in der gleichnamigen Provinz gelegenes Schloß entführte und mit ihr sehr glücklich lebte. Viele Jahre später traf ich die Gräfin zufällig wieder in Berlin, wo sie sich einige Tage aufhielt und in alt freundschaftlicher Gesinnung und sichtlich durch das Wiedersehen erfreut, meinen Besuch entgegennahm. —

Die Kameradschaft unter den Offizierkorps der beiden Garde-Landwehr-Kavallerie-Regimenter war eine so innige gewesen, daß schon mehrfach die Idee ausgesprochen worden war, ein größeres Vereinigungsfest derselben in Berlin zu feiern, und gegen den Februar hin war das Verlangen nach einer solchen Zusammenkunft allseitig so stark geworden, daß ein Komitee zur Vorbereitung des Festes zusammentrat, dem auch ich angehörte. Das Hôtel de Rôme war als Festlokal gewählt worden, und der Wirt desselben, Herr Mühling, war auf das Eifrigste bestrebt, unsern Wünschen gerecht zu werden. Als der Tag herannahte, bot der große, in grünem Blätterschmucke prangende Festsaal mit dem funkelnden Schmuck der zahlreichen zur Dekoration verwandten Waffen einen prächtigen Anblick. Die eine Querseite desselben nahm ein großes, sehr hübsch gemaltes Ölbild ein, das im Hintergrunde die Stadt Graudenz mit ihren Türmen und altertümlichen Häusern darstellte, während im Vordergrunde zahlreiche Garde-Landwehr-Reiter ihre Rosse tummelten. Acht reich dekorierte Säulen ragten stolz in die Höhe, mit ihren Farben, Emblemen und Wappen symbolisch die acht Provinzen des damaligen Königreiches Preußen repräsentierend, während sie gleichzeitig auch an die acht Eskadrons des Regi-

ments erinnern sollten. Das Bild wurde später verlost und von meinem Freunde Perponcher gewonnen, der eine Wand seines Billardzimmers in Gr.-Gandern damit schmückte. Von jedem der aktiven Garde-Kavallerie-Regimenter waren Repräsentanten geladen. Nachdem wir nach ungemein herzlicher Begrüßung mit unseren Gästen in den Festsaal eingezogen waren, die beiden Regimentskommandeure voran, setzten wir uns — wir waren im ganzen einige 40 Offiziere — unter den Klängen der Trompeten des Garde-Kürassier-Regiments zur Tafel. Daß bei der ungemein gehobenen Stimmung, die jeden beseelte, eine allseitige Lustigkeit herrschte, und daß sehr wacker gezecht wurde, darf wohl kaum erwähnt werden. Noch lange nach beendigtem Mahle blieb man in herzlicher Kameradschaft und ungebundner Fröhlichkeit beisammen; man lachte, tanzte, sang und trieb die ausgelassensten Scherze bis spät in die Nacht hinein. Daß hierbei auch einige Geniestreiche vorkamen, darf unter obwaltenden Umständen nicht Wunder nehmen. So hatte irgend ein Witzbold der Gesellschaft in der Nacht die sämtlichen Stiefel der im großen Hôtel logierenden Fremden, welche sie zum Reinigen vor die Thür gesetzt hatten, zusammengeschleppt und sie mit Bindfaden an den Zweigen der Linden, dem Gasthof gegenüber, angeknüpft. Als am nächsten Morgen die Reisenden mit großer Ungeduld nach ihrer Fußbekleidung verlangten, da fanden die Hausdiener die wunderbaren Früchte an den Bäumen hängen; die daraus entstehende Konfusion mag sich jeder selbst ausmalen — Tableau!

So entschwanden Frühjahr und Sommer des Jahres 1860, und ich hatte schon verschiedentlich in Charlottenhof, wo jetzt

der zweite Sohn Louis für seinen alten Vater wirtschaftete, sehr hübsche Jagdabenteuer gehabt; das interessanteste davon ist folgendes. An einem schönen Julisonntage hatte mein Schwager aus Dieckow mich aufgefordert, mit ihm in Charlottenhof zusammenzutreffen, um den alten Leuten und ebenso seinem Bruder Louis einen Besuch abzustatten. Der alte Herr liebte es, nach dem frühen Essen gleich seine Partie L'hombre zu spielen. Wir hatten bereits einige Stunden mit ihm dem Spiele obgelegen, und fast ein jeder von uns hatte von dem alten Herrn außergewöhnlich viel Geld gewonnen. Da ergriff denselben der Grimm, und er rief ärgerlich: „Denkt Ihr jungen Kerls, Ihr könnt dem alten Manne das Geld abnehmen? Denkt lieber daran, einmal einen vernünftigen Hirsch zu schießen; macht, daß Ihr hinauskommt!"

Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, nahmen unsere Büchsen und trollten ab. Während ich nach meinem Lieblingsplatze, der sogenannten Paßmühle aufbrach, gingen die anderen in entgegengesetzter Richtung von dannen. Wohl hörte ich von weitem noch, wie mein Freund kichernd zu meinem Schwager sagte: „Na, der wird eine schöne Freude haben; da ist gestern Gras gemäht worden." Der Ort, wohin ich meine Schritte lenkte, lag sehr anmutig zwischen der Charlottenhofer Forst, welche hier alte Bestände bildete, und dem Königl. Massiner Revier. Wie oft hatte ich hier von dem flachen Höhenzuge, der auf der Charlottenhofer Seite die Wiese begrenzte, die gegenüberliegende Waldlisière beobachtet, und es war niemals vorgekommen, daß ich nicht Rehe in Menge, Schwarzwild und häufig auch Rotwild dort hätte beobachten können. Die That-

sache, daß dort gemäht war, hatte natürlich eine bedeutende Herabminderung meiner Hoffnungen zur Folge.

Von meiner Gewohnheit geleitet, gab ich mich, auf dem schwellenden Mose lang ausgestreckt, längere Zeit meinen Betrachtungen hin, die in der schönen bezaubernden Natur durch nichts gestört wurden; nur daß einige Hasen zwischen den Heuhaufen krabbelten und ein alter Dachs sich die Situation auf kurze Zeit beschaute. Es war ziemlich spät geworden, und es fing bereits an zu dunkeln. Ich wollte schon aufstehen und den Rückweg nach Hause antreten — weiße Nebel wallten aus der Wiesenfläche empor, sich über dieselbe hinbreitend — als sich plötzlich, wie eine gespenstische Erscheinung, ein kapitaler Hirsch von drüben her zeigte, auf der Wiese wechselte und einige Schritte auf mich zu machte; dann fing er an friedlich zu äsen. Fest meine Büchse ergreifend, fand ich glücklicherweise noch das Korn; ich zielte, und der Schuß krachte, tausendfaches Echo wiedergebend. Zu meiner nicht geringen Freude brach der Hirsch unter dem Feuer auf der Stelle zusammen, wo ihn das Geschoß ereilt hatte. Ich sprang sogleich die Anhöhe hinunter, um den Fall festzustellen und fand den Hirsch — einen starken Zehner — in der That bereits verendet. Nun eilte ich, so schnell ich konnte, nach Hause. Als ich in Charlottenhof ankam, empfing man mich in der Halle des Herrenhauses mit laut schallendem Gelächter und fragte mich, ob mir auch der Heugeruch recht gut bekommen wäre. „O ja," erwiderte ich, „und zwar umsomehr, als ich dort einen prachtvollen Hirsch soeben gestreckt habe." Darob allerseits großer Zweifel; aber schließlich hieß es doch, es sollte sofort ein Wagen hinfahren, um den

Hirsch zu holen. Mein Schwager und ich erklärten, mitfahren zu wollen, und der alte Diener Kettel war in seinem Eifer selbst in den Stall gegangen, um schnell die Pferde anzuschirren. Er spannte dieselben vor den nächsten Ackerwagen und nahm auf dem Vordergestell des Wagens, die Pferde kutschierend, Platz, während wir das Hintergestell des Wagens bestiegen.

Die Reise ging ein Stück auch ganz gut; plötzlich jedoch löste sich die Vorderachse, die durch einen langen eisernen Stift mit dem hinteren Teil des Wagens zusammengehalten wurde, und wir sahen unseren alten Kettel mit den Pferden davoneilen, während er mit seiner Nase den Sandweg pflügte. Da der kleine Unfall ohne Schaden abgegangen war, konnten wir denselben der komischen Situation wegen weidlich belachen. Bald war alles wieder an unserem Wagen in Ordnung, und die Fahrt konnte unter vermehrter Vorsicht fortgesetzt werden. Der Hirsch war bald gefunden, ohne große Mühe aufgeladen, und nun ging es mit erhöhtem Selbstbewußtsein nach Charlottenhof zurück. Dort erregte mein Bravourstück unter der Herrschaft sowohl wie unter den Leuten große Verwunderung, und der alte Herr war so erregt, daß er sofort nach der Laterne schrie, um bei dieser Beleuchtung den kapitalen Hirsch mit großer Freude selber in Augenschein zu nehmen. —

Nach Gralow zurückgekehrt, fand ich eine liebenswürdige Einladung vom Offizierkorps der Brandenburgischen Dragoner vor, mich als Kamerad an dem bevorstehenden Rennen des zur Zeit in Landsberg zusammengezogenen Regiments zu beteiligen. Ich sagte freudigst zu und beschloß, meinen alten braven Patzke, der sich gerade in trefflicher Kondition befand, bei der

Steeplechase zu reiten, hatte das brave Tier ledig nach Landsberg gesandt und begab mich, in Uniform, mit meinen Gralower Freunden, die wie Schulenburgs und viele andere Familien der Nachbarschaft auch Einladungen erhalten hatten, zu Wagen auf den Rennplatz.

Die Rennen fanden Ende September des Jahres 1860 auf dem Landsberg gegenüber liegenden Wartheufer auf einer flachen, hierzu vortrefflich geeigneten Niederung statt. Es wimmelte dort bereits von Offizieren in Uniform, von Equipagen und den für die Rennen bestimmten Pferden, die mit Decken auf dem Rücken von den Burschen hin und her geführt wurden. Freudig wurde ich nach der langen Trennung seit der Mobilmachung von meinen Freunden in Hellblau und Schwarz begrüßt; vollends jubelten sie, als ich meine Absicht zu erkennen gab, an der Steeplechase teilzunehmen. Bald begannen die Trompeter des Regiments ihre lustigen Weisen erschallen zu lassen, wodurch die allgemein frohe Stimmung noch wesentlich gesteigert wurde. Kurz darauf verkündeten auch einige Fanfaren, daß der eigentliche Sport beginnen sollte.

Das erste Rennen fand auf freier Bahn statt und verlief ohne Unfall. Dann folgte ein Hürdenrennen, welches nicht so glatt abging und uns allen einen tüchtigen Schreck eintrug. Es beteiligte sich dabei zur großen Freude der jüngeren Kameraden der allgemein verehrte etatsmäßige Stabsoffizier des Regiments, Major von Richthofen. Die Hindernisse waren von den meisten Reitern bereits glatt genommen, da stürzte bei der letzten Hürde vor dem Ziel, in dessen Nähe ich hielt, das Pferd des Majors, und dieser blieb besinnungslos auf der Stelle liegen. „Wasser!

Schnell Wasser!“ rief der schnell herbeigeholte Stabsarzt, als er den Gefallenen untersucht hatte. Doch woher dieses nehmen? Weit und breit war kein Ort, kein Haus, kein Teich, kein Bach, kein Brunnen. Da wandte ich kurz entschlossen meines Pferdes Kopf der etwa eine kleine Viertelmeile entfernten Warthe zu, jagte in gestrecktem Galopp dorthin und hatte auch das Glück, eine Frau dort anzutreffen, die in einem großen Henkeleimer eben im Begriff war, dort Wasser zu schöpfen. Eiligst von dem Falle unterrichtet, überließ sie mir das Gefäß gern, welches ich nun im schnellsten Rosseslauf, während das Wasser bei der heftigen Bewegung weit in die Höhe spritzte, mit ausgestrecktem Arm zurücktrug, nicht achtend, daß mir durch die Anspannung der Muskeln die Ärmelnaht aufgeplatzt war. Als ich in dieser Weise angejagt kam und in der Nähe des immer noch bewußtlosen Majors anlangte, wo sich alles in großer Besorgnis zusammendrängte, da wurde ich mit lauten Jubelrufen empfangen, und die Kameraden drückten mir dankend die Hand, als hätte ich wer weiß welche Heldenthat geleistet. An dieser Anerkennung nahm auch die Jugend lebhaften Anteil, denn wie mir ein Freund unter Lachen nachher rapportierte, hatte in dessen Nähe ein Landsberger Straßenjunge zum andern die Worte geäußert: „Du, Aujust, der Landwehr mit den zerrissenen Rock, det is een vermosigter Bengel!“ Meine größte Genugthuung war, daß Major von Richthofen bald wieder die Augen aufschlug und in einer Equipage nach der Stadt transportiert werden konnte, wo es allerdings geraumer Zeit bedurfte, ehe er sich von den Folgen des Sturzes ganz erholte. Die nun folgende Steeplechase ritt ich nur pro forma eine Strecke mit, da mein Pferd,

nach dem scharfen Galopp noch kaum zu Atem gekommen, doch keine rechte Chance mehr hatte. Am Abend blieben wir Herren noch alle in den Räumen des alten Hôtels zur Krone in Landsberg als Gäste des Offizierkorps vereint, wo bis zu später Stunde so mancher Humpen geschwungen und so mancher Becher mit den lieben Kameraden geleert wurde. —

Meine Beziehungen zu den schwarzen Dragonern waren inzwischen immer herzlicher geworden; sie wurden noch intimer dadurch, daß der Major von Tresckow von den Garde-Kürassieren, mit dem ich dort noch zusammen gestanden hatte und nahe bekannt war, als Oberstlieutenant Kommandeur des Regiments geworden war. — Auch einen gemeinsamen Schmerz hatte ich mit demselben zu tragen, als einer der dortigen Kameraden, Lieutenant v. H., ein mir sehr lieber Freund und allgemein hochgeschätzter Offizier, eines Tages auf einer der alten Schanzen, die zu Zeiten Friedrich des Großen um die Stadt Landsberg herum gegen die Russen errichtet worden waren, als Leiche aufgefunden wurde, das Pistol, mit dem er sich den Tod gegeben, noch krampfhaft von der Hand umschlossen. Weshalb der so hoffnungsvolle Mann in der Blüte seines Lebens diesen Schritt gethan, vermochte sich anfangs niemand zu erklären. Niedergeschriebene Bemerkungen in Prosa und zarter Poesie, die man in seinem Nachlasse fand, verrieten den Seinen und uns, daß eine schwärmerische, tief im Herzen verschlossene, hoffnungslose Neigung zu der Gattin eines der Kameraden ihn in den Tod getrieben hatte.

Ich war nunmehr der Unthätigkeit herzlich müde; mein Vater machte auch keinerlei Anstalten, mich anzukaufen, sondern stellte sich im Gegenteil immer schroffer gegen mich.

Da kam es mir sehr gelegen, daß mir die Kameraden in liebenswürdigster Weise den Wunsch zu erkennen gaben, mich ganz zu den Ihren zu zählen, und da dieser Wunsch auch seitens des Kommandeurs Unterstützung fand, so richtete ich unter Darlegung meiner Verhältnisse ein Gesuch an meinen hohen Gönner, den Prinzregenten, um Wiederanstellung gerade beim 2. Dragoner-Regiment bittend. Dasselbe wurde zu meiner Freude gewährt, und wenige Wochen darauf konnte ich die kleidsame hellblaue Uniform mit dem schwarzen Sammetkragen anlegen. Es traf sich gut, daß gerade die erste Etage eines am Kreuzungspunkte der Berlinchen-, Friedeberger- und Zantocher-Straße gelegenen Hauses frei war; gute Stallung war auch vorhanden, und so mietete ich denn die Wohnung, nahm meine Möbel von Giesenbrügge dorthin und war bald auf das Gemütlichste eingerichtet. Da die Wohnung für mich allein zu groß war, so trat ich gern zwei von den ohnehin leer stehenden Zimmern an meinen Kameraden von Platen ab, der so mein nächster Nachbar wurde. Ich war zur 5. Eskadron kommandiert und fand mich sehr bald in die dienstlichen und sonstigen Verhältnisse hinein. Mein Schwadronschef war ein liebenswürdiger Mann und durch seine Frau, eine Engländerin von Geburt, in günstiger Vermögenslage, so daß er, seinem Wunsche entsprechend, es durchsetzen konnte, daß seine Offiziere häufige Gäste seines Hauses waren. Das Leben in einer kleineren Stadt hat viel Einförmiges, aber es wurde hier versüßt durch die treffliche Kameradschaft, die bei uns herrschte, durch die Besuche in der Nachbarschaft und die hübsche Geselligkeit, die wir mit den Gutsbesitzern unterhielten. In Landsberg standen damals drei Eskadrons in Gar-

nison (die übrigen beiden waren in Friedeberg und Woldenberg stationiert), außerdem ein Bataillon des Leibregiments, mit dessen Offizieren wir auf sehr gutem Fuße standen. Unseren Mittagstisch hatten wir im Hôtel zur Krone, wo wir auch meist die Abende verbrachten, wenn wir nicht in der Nachbarschaft geladen waren. Der ebengenannte Gasthof gehörte merkwürdigerweise einem Herrn von Waldow, der, seiner Zeit Offizier des früher dort in Garnison stehenden 3. Dragoner-Regiments, sich in denselben hineingeheiratet hatte und das Hôtel nun im großen Stile leitete, während der dort aufgewachsene Kellner Fritz Grumm die Interna übernahm und uns bediente. Herr von Waldow erfreute sich übrigens allgemeiner Achtung und angenehmer Beziehungen zum Offizierkorps.

Am meisten befreundet war ich mit den Lieutenants von der Marwitz, von Planitz und von Platen. Wir waren fast stets zusammen, ein Kreis, dem sich später noch der mir schon vom Halleschen Pädagogium her bekannte von Saldern und Graf Brüges zugesellte. Dies schloß nicht aus, daß wir auch mit den übrigen Kameraden im traulichen Einverständnis lebten; aber wir paßten in all unseren Neigungen vortrefflich zusammen, und namentlich die erstgenannten bildeten durch das Ergänzen ihrer Eigenschaften mit den meinigen, ein überaus harmonisches Trio: Marwitz zart besaitet, sensitiv und zurückhaltend, ohne es dabei an Energie und Schneid fehlen zu lassen, wenn's darauf ankam, Planitz fröhlich, sprühend von Humor und stets zu Unternehmungen aller Art aufgelegt, ich genau mitten hinein passend. Marwitz, der sich in bequemen Vermögensverhältnissen befand, hielt sich Wagen und Pferde, allerdings keine stolzen

Vollblutrenner, keine hochelegante Equipage, sondern zwei ausrangierte Militärpferde, von denen das eine, „der Artillerist", nach der Waffe, von der er stammte, genannt, einen gewaltigen Spat hatte, erst nach der ersten Meile, wenn er warm geworden war, etwas aufhörte zu lahmen, dann aber unermüdlich war; dazu ein ziemlich primitives einfaches Gefährt, auf dem namentlich der, welcher an der Reihe war, den harten Rücksitz neben dem Burschen einzunehmen, bei den vielfach holprigen Wegen mitunter wahre Höllenqualen zu erdulden hatte. Dies hielt uns indes nicht ab, und zwar immer bei bestem Humor, häufige weite Fahrten in die Nachbarschaft mit unserem Freunde zu machen. Wir waren alle passionierte Tänzer, die zweiten Dragoner erfreuten sich in weiten Kreisen des Rufes, gut und flott zu tanzen, und wo nur ein Ball auf sechs bis acht Meilen in der Runde stattfand, da mußten die allgemein beliebten „Schwarzen" dabei sein. Auch der Reitsport wurde eifrig betrieben, und wenn damals auch noch keine Distanzritte Mode waren, so kam es doch nicht selten vor, daß wir, um nicht Urlaub zu nehmen, erst nach dem Dienst zu einem Tanzvergnügen fünf Meilen weit ritten, die Nacht durchtanzten, ehe der Morgen graute, wieder zurücktrabten, und, wenn auch etwas verkatert, so doch pünktlich im Dienste wieder zur Stelle waren.

Mehr aber als irgend sonstwo weilten wir in dem nahe gelegenen Gralow und Jahnsfelde, an welchen Orten die Familien der Besitzer eine fast traditionelle Freundschaft mit den Dragonern verband, und wo kaum ein Familienfest gefeiert wurde, selten ein Diner oder eine Jagd stattfanden, zu denen die Kameraden

nicht zugezogen wurden. Es war ein reizender, harmloser und taktvoller Verkehr, den wir dort mit den Eltern und Kindern der beiden Häuser unterhielten, und wir verkehrten mit den inzwischen herangewachsenen jungen Mädchen, als wären sie unsere Schwestern. Da wurden im Sommer allerlei Spiele im Freien vorgenommen, gelacht, gesungen, gescherzt; im Winter wurden Theaterstücke aufgeführt, lebende Bilder dargestellt und fast regelmäßig, sobald das Abendessen vorüber war, nach Herzenslust nach dem Klavier getanzt.

Auch mit Kameraden von der Infanterie fanden wir uns dort mitunter zusammen. Namentlich verkehrte in beiden Familien auch der damalige Kommandeur des Bataillons, Oberstlieutenant von D., der wohlhabend war und sich gute Pferde hielt, ohne ein guter Reiter zu sein. Derselbe stand bei uns lebhaft im Verdacht, unserem guten Kommandeur häufig indiskrete Mitteilungen über seine Offiziere zu machen, und wir rächten uns gelegentlich dadurch, daß, wenn er mit uns gemeinsam den Heimritt antrat, wir seine Pferde durch überscharfes Reiten beunruhigten, bis er dann sich auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Dieser sonst sehr achtungswerte Herr wußte recht gut, um was es sich eigentlich handelte, und wir waren ziemlich sicher, daß er nach solchem einigermaßen perfiden Anschlag unsererseits eine kleine Weile das „Petzen", wie man auf der Schule zu sagen pflegte, unterließ.

Auch in unserem Hôtel zur Krone fanden im Winter drei bis vier Subskriptionsbälle statt, die sehr besucht waren, immer sehr hübsch verliefen, und bei denen wir Dragoner durchweg Lob, Ehre und viele bunte Bänder und Orden davon-

trugen. Mit den Kameraden in Friedeberg und Woldenberg hielten wir ebenfalls einen regelmäßigen kameradschaftlichen Verkehr. Sie kamen häufig zu uns herüber, so zu den allmonatlich in Landsberg stattfindenden Liebesmahlen; öfters fuhren wir auch zu ihnen hinüber. Verschiedentlich genoß ich die Gastfreundschaft meines Jugendfreundes von Osten, der an letzterem Orte in Garnison stand. In den Dienst hatte ich mich sehr bald vollständig wieder eingelebt, und er interessierte mich außerordentlich, namentlich als im Frühjahr das Schwadrons-Exerzieren auf dem Plateau des nahen Rönneberg stattfand, welches für diese Übungen bestimmt war. Bei einer derselben hatte ich die Unklugheit begangen, mein noch nicht ganz firmes Chargenpferd zu reiten, einen zwar großen, aber durch seinen zu langen Rücken für mein Gewicht nicht genügend starken Schweißfuchs. Als wir nun an diesem Tage in Zügen dahin galoppierten, — ich den zweiten derselben führend, — da wurde das Tier plötzlich renitent, stieg auf die ihm gegebenen festen Sporen, und überschlug sich mit mir nach hinten. Der Rest der Schwadron ging über mich weg, und da bei dem herrschenden gewaltigen Staube niemand sehen konnte, so stürzten noch mehrere Dragoner über mich und mein zum Teil auf mir liegendes Roß weg, so daß schließlich ein ganzer Knäuel von Menschen und Pferden über- und nebeneinander lag. Als sich derselbe auseinander wickelte, da stellte sich zum allgemeinen Erstaunen heraus, daß, abgesehen von kleinen Hautabschürfungen, weder Reiter noch Rosse irgend welchen Schaden genommen hatten, sich vielmehr sämtlich der Schwadron wieder anschließen konnten.

Zur Regimentsbesichtigung beehrte uns damals Prinz Friedrich Karl mit seinem Besuche, der zur Zeit unser drittes Armeekorps kommandierte. Das Regiment ritt an diesem Ehrentage außerordentlich schneidig und exakt, so daß der hohe Herr uns seine volle Zufriedenheit darüber aussprach, sowohl auf dem Exerzierplatze, als nachher bei der Tafel. Nach Beendigung derselben unterhielt er sich eine Zeit lang sehr liebenswürdig mit mir und verehrte mir schließlich seine Photographie in der Uniform der ersten Leibhusaren mit Namensunterschrift, ein Geschenk, das ich heute noch besitze und hoch in Ehren halte.

Im August rückten wir im Regiment von Landsberg ab, um uns mit den 3. Ulanen bei Frankfurt a. O. zu Brigadeübungen zu vereinen, mit deren Offizierskorps wir auf sehr kameradschaftlichem Fuße standen und unsere Mahlzeiten in dem geräumigen Lokale von Schwartz gemeinsam einnahmen. Es war eine hübsche, lustige Zeit, welche wir in der Hauptstadt der alten guten Neumark verlebten; nicht minder hübsch ist meine Erinnerung an das Manöver, welches sich bis in die Gegend von Buckow und Storkow hin erstreckte, nach dessen Beendigung wir unseren Rückmarsch durch das fruchtbare Oderbruch antraten und gegen Ausgang des September unsere Garnisonen wieder erreichten. Nicht lange darauf wurde als etatsmäßiger Stabsoffizier der Major v. K. zu uns versetzt, ein hoher, schlanker, eleganter Mann mit rötlich blondem, bereits sehr lichtem Kopf- und Barthaar und klugen, durchdringenden, grauen Augen. Er war nicht nur ein guter Reiter, ein vorzüglicher Jäger, sondern auch ein Mann von hervorragenden geistigen Fähigkeiten und trotz seiner an-

scheinenden Kälte von warmem, treuen Herzen. Da er Junggeselle war und principiell den Verkehr mit der Jugend vorzog, so verkehrte er mit uns auf die kameradschaftlichste Weise und ward bald auch ein gern gesehener Gast bei unseren Freunden in Gralow und Jahnsfelde. Auch nach Giesenbrügge und Dieckow begleitete er mich zuweilen. In letztgenanntem Orte gab er mir einst einen trefflichen Beweis seiner Geistesgegenwart. Es war im Winter; mein Schwager hatte eine kleine Feldjagd arrangiert, und v. K. war mein Nachbar auf einer Streife über hart gefrorenen Sturzacker. Beim Durchschreiten einer alten Mergelgrube glitt er aus und kam zu Fall. Dabei brach ihm sein kostbares Gewehr, ein teures Andenken, am Kolben ab, während im gleichen Moment ein Hase vor ihm aus seinem Lager sprang. Schnell wieder auf den Beinen, ergriff der Major die kolbenlose Flinte, und den Stumpf wie eine Pistole fassend, gab er mit den Worten: „Na warte, Kanaille, du sollst darum doch nicht entwischen," Feuer und erlegte den Flüchtling mit tödlicher Sicherheit.

In demselben Winter wurde ich durch die mir sehr nahe gehende Kunde traurig überrascht, daß der alte Freund meines Vaters, mein interessevoller Gönner, der Landrat von Osten-Schoenow, das Zeitliche gesegnet habe. Ein Schlaganfall hatte die mächtige pommersche Eiche zu Boden gestreckt, und ich ließ es mir nicht nehmen, trotz einer Entfernung von sechs Meilen, dorthin zu eilen, um dem Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen. Da sowohl sein Sohn, ein Jugendfreund von mir, als auch sein Schwiegersohn von Ostrowsky in unserem Regimente standen, so beteiligten sich eine große Anzahl der Kame-

raden an dem Leichenbegängnis und zwar um so lieber, als viele von ihnen so manche frohe Stunde in dem gastlichen Hause des Verstorbenen verlebt hatten. Ich trug mit dem alten Freunde eine Menge schöner Erinnerungen aus der frohen Jugendzeit zu Grabe und habe die Schwelle jenes gemütlichen Heims seit diesem düsteren Wintertage nie wieder überschritten.

Überhaupt schien es, als sollten mir die nächsten Monate nur Trübes bringen. Das Verhältnis zu meinem Vater, anstatt harmonisch auszuklingen, hatte an Spannung zugenommen. Seine Stellung zu mir wurde schroffer und schroffer. Er verkürzte mir die bewilligte Zulage nicht nur sehr häufig, sondern sandte sie mir mitunter überhaupt nicht. Mehr noch als die materiellen Schwierigkeiten, in welche ich durch dies Verhalten gebracht wurde, that die zunehmende Erkältung der väterlichen Gefühle meinem Sohnesherzen weh. Die einzigen Lichtblicke in dieser für mich so trüben Zeit waren die Besuche in Gralow. Es gab dort ein Wesen, welchem ich mich rückhaltlos anvertrauen konnte, das für mich dachte, fühlte und lebte. Es war die älteste Tochter meiner Gralower Freunde, die liebliche Magdalene Honig. Sie stand damals im 17. Lebensjahre und war zu einer schönen, anmutigen Jungfrau erblüht. Hatte sie schon als Kind mir mit einer ganz besonderen Zuneigung angehangen und sich, trotz ihres selbständigen Charakters, meinem Einfluß vollständig unterworfen, so hatte sich im Laufe der letzten beiden Jahre — unbewußt und unausgesprochen — ein seelischer Rapport zwischen uns entwickelt. Wir verstanden einander ohne Worte; unsere Herzen redeten noch nicht die Sprache des Mundes, sondern die stumme der Blicke. Sie wußte, daß ich sie liebte, und auch

ich konnte nicht im Zweifel sein, daß das Herz der holden Maid mir gehörte auf Tod und Leben. Und dies Bewußtsein gab mir Kraft, die zahlreichen Bitterkeiten zu ertragen, welche mir aus dem traurigen Zwiespalt mit meinem Vater erwuchsen.

Auch die Freunde wetteiferten, mir durch vermehrte Freundschaftsbeweise die Wolken von der Stirn zu scheuchen. Aber so reizvoll und angenehm mir der Dienst in Landsberg im Kreise so liebenswerter, mir von Herzen gewogener Kameraden auch war, so kam ich doch je länger desto mehr zu der Überzeugung, daß in meinem Leben wieder eine energische Wendung bevorstehe, insofern durch die sich häufenden finanziellen Verwickelungen meine Stellung immer schwieriger wurde, und die vertrauten Freunde, denen gegenüber ich mich offen aussprach, konnten, trotz des Sträubens ihrer treuen Herzen, nicht umhin, mir recht zu geben. —

Inzwischen war, seit dem Frühjahr des Jahres 1861, der gewaltige Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten Amerikas entbrannt. Die Augen der ganzen Welt, besonders der militärischen Kreise, richteten sich mit Spannung nach dem fernen Westen, und auch ich hatte mit großer Aufmerksamkeit die dortigen Ereignisse verfolgt. Der schwächere, aber bislang immer siegreiche Süden hatte meine wärmsten Sympathieen gewonnen, und im tiefsten Grunde meines Herzens hatte sich schon längst das Verlangen geregt, an der Seite jener tapferen Leute zu fechten und mir mit meinem Schwerte Ruhm und Ehren zu erkämpfen.

Ich hatte hiervon gelegentlich zu meinem Regiments-Kameraden, Baron Korff, gesprochen, der sich ebenfalls sehr für diesen

Krieg interessierte. Eines Tages rief mich derselbe telegraphisch nach Berlin, wohin er kurz zuvor abkommandiert worden war; er wollte mir dort Gelegenheit geben, mich mit einem bisherigen Attaché der amerikanischen Gesandtschaft, einem aus den Südstaaten stammenden Mr. Hudson, in Verbindung zu setzen. Schnell entschlossen, folgte ich diesem Rufe und lernte in dem Amerikaner einen sehr enthusiastischen Mann kennen, welcher behauptete, Auftrag zu haben, preußische Offiziere für die Armee der Südstaaten zu gewinnen, und der mir garantieren zu können vorgab, daß mir auf seine Empfehlung hin gleich nach meinem Eintreffen in Richmond, der Hauptstadt Virginiens und Sitz der konföderierten Regierung, das Kommando einer Eskadron virginischer Dragoner anvertraut werden würde. Das brachte meinen Entschluß völlig zur Reife. Ich schrieb mein Abschiedsgesuch, welchem ich die Bitte um vorläufigen Urlaub zur Erledigung aller nunmehr notwendig werdenden Vorbereitungen hinzufügte. Mit der Abgabe dieser Papiere zögerte ich indes noch, weil ich am 7. Februar und den darauffolgenden Tagen noch ein Familienfest mitzufeiern gedachte: die goldene Hochzeit der Eltern meines Schwagers Klitzing, zu welchem Feste seitens der Familienangehörigen bereits großartige Vorbereitungen getroffen wurden.

Waren schon meine Verehrung für die alten lieben Leute, sowie das Bedürfnis, mit den Meinen und den lieben Kameraden auf heimatlicher Erde noch einmal harmlos vergnügt sein zu können, Hauptgründe, daß ich dieser Einladung gern zustimmte, so schlummerte tief im Grunde meines Herzens noch der beseligende Gedanke, daß mir durch das Fest eine so unbefangene

Gelegenheit geboten wurde, mehrere Tage in unmittelbarster Nähe der Geliebten meines Herzens weilen und das stille Glück heimlicher Liebe in seiner ganzen Seligkeit durchkosten zu können. Immer klarer war es mir in den letzten Tagen geworden, daß, wenn ich diese liebliche Blume gewinnen wollte, dies nur durch Kampf geschehen konnte; sie wußte dies wohl, und sie erzitterte bereits in dem bangen Vorgefühle, daß die Stunde nicht mehr fern sei, wo ich, einem fahrenden Ritter gleich, hinausziehen würde in die Welt, um sie mir als Preis zu gewinnen. —

So war der 8. Februar 1862 — der Tag der goldenen Hochzeit des würdigen Klitzingschen Ehepaares — herangebrochen. Der Himmel war azurblau, die Sonne strahlend, die Erde glänzend — blendend weiß, und 15° Kälte hatten jeden Tropfen Wassers in blankes Eis verwandelt. Von fern und nah strömten Angehörige, Freunde und liebe Bekannte dem gastlichen Hause zu. O, dieses Ankommen, Eintreten, Begrüßen, Lachen, Schreien, Jubeln, In-die-Arme-stürzen und Abküssen war einer der hervorleuchtenden Momente dieser schönen Tage. Der zweite Sohn des Hauses, Louis von Klitzing, hatte mit großem Geschick für die Unterbringung der überaus zahlreichen Gäste gesorgt; für die Verpflegung war der Bequemlichkeit wegen der in der ganzen Gegend wohlbekannte Restaurateur Hoffmann aus Kreuz engagiert worden. Die weiten Bodenräume des ausgedehnten Herrenhauses waren für die größeren, gemeinsamen Mahlzeiten der Gäste bestimmt und durch aufgespannte, die Wände geschickt verkleidende Leinwand in einen Festsaal verwandelt, welcher, durch die Bäume und Gewächse aus

den geleerten Treibhäusern reich dekoriert, in einen förmlichen Garten verwandelt worden war. Als nun der Jubelgreis, vor welchem alle diese Einrichtungen streng geheim gehalten worden waren, mit seinem Schatz, der Goldbraut am Arme, die Treppen emporstieg, liest er zu seiner Verwunderung an dem Treppenabsatz, der mit den schönsten Blumen besetzt ist, die Worte:

„Nur höher, liebe Sterbliche,
Die Wallfahrt wird sich loben;
In Tiefen liegt's Verderbliche,
Das Gute ist nur — oben!"

„Na meinetwegen," sagte der Goldpapa, „nu klabastern wir gar auf'n Boden — verdr=rehte Wirtschaft!" — Dabei kann er sich kaum halten vor Lachen und klettert weiter hinauf auf den wirklichen, leibhaftigen Boden, der zu seinem großen Staunen in einen — Speisesaal umgezaubert ist. Heller Kerzenglanz erleuchtet den dunklen Raum; mehrere Öfen strahlen liebliche, wohlthuende Wärme aus. Zwei mächtige, lange Tafeln stehen gedeckt, an denen jeder Platz nimmt. Die fröhlichste Stimmung ist vorherrschend, als gegen das Ende des Diners gemeldet wird, daß noch zahlreiche Gäste aus der Umgegend sich eingefunden hätten.

Um 6 Uhr begannen die Vorstellungen. Das Goldpaar saß — Hand in Hand — in der altbekannten Gartenstube auf zwei grünen Lehnsesseln, als Helene und Lisbeth Honig aus Egeln zu ihnen traten und mit schönen, sinnigen Worten der Braut zwei frische, grüne Kränze von Epheu, Tannen und Immergrün überreichten. Anna von Borcke, in reizendem Zigeunerkostüm, prophezeite dem lieben Paare noch viele frohe glückliche, sorgenfreie Tage.

Das Goldpaar nahm jetzt auf der Bühne Platz. Die Menuette aus „Don Juan“ wird vom Orchester gespielt, und herein schweben, in reizendem Rokoko-Kostüme sechs Paare, mit wahrhafter Grazie vor dem Goldpaar ihre Verbeugungen machend. Die Zuschauer mußten nun ihren Bühnenthron wieder verlassen.

Beim abermaligen Aufziehen des Vorhanges entsetzten sie sich an dem Anblick und den Worten des Trunkenboldes aus Kalifornien, der auf einer großen Karre einen gewaltigen Goldpapier-Klumpen vor sich stehen hatte. — Das Lachen, was die Worte des Kaliforniers in immer kürzeren Pausen hervorrief, wäre wohl noch lauter und anhaltender geworden, wenn die Zuschauer gehört und gesehen hätten — wie der Genius, der später dem kalifornischen Goldhügel entstieg, fortwährend dem hinter ihm knieenden dienenden Geist zuflüsterte: „Schüler!“ — „Wasser!!“ — — und wie dennoch die angefeuchtete Kehle immer wieder trocken wurde! —

Der goldene Kükenkorb that sich nun auf, nachdem der Kalifornier verschwunden war — und der Goldgenius — — auch ein Kind des Hauses, sprach die folgenden schönen Strophen mit wahrhafter, hoher Begeisterung, — so gut er konnte, nicht besser und nicht schlechter — — zu dem schönen ehrwürdigen Goldpaar; — sah nur diese vier Augensterne vor sich, alle die hundert andern nicht:

Einst in der Erde verborgenen Tiefen
Schlief ich bei Erzen — im finstern Schacht —
Erst als die Menschen bei Namen mich riefen,
Bin ich aus träumendem Schlummer erwacht!

Und wie sie drauf mit schmeichelnden Worten
Bald mich gelockt an den rosigen Tag,
Wollten sie gleich mich zu allem gestalten,
Was nur das Leben zu schmücken vermag.

Schuldlos betrat ich die lächelnde Erde!
Wollte ein suchender Pilger sein,
Bis ich die Heimatstätte gefunden; —
Dauernd wie Gold, und wie Gold so rein.

Und es umwarben mich Jugend und Alter,
Leichtsinn warf mich der Habsucht zu — — —
Wehe! — mir graut vor den wüsten Gestalten,
Da war kein Heimatsort, winkt' keine Ruh! —

Hört ihr das Klingen der goldnen Pokale?
Rebensaft schäumt mir im funkelnden Schoß —
Aber die Freude verweilt nicht beim Mahle! —
Kronen allein sind dauernd und groß.

Krone ward ich! — im festlichen Dome
Faßt mich des mächtigsten Fürsten Hand!!
Feurigen Aug's, mit erhobenem Nacken
Stand er, als ich ihm die Locken umwand.

Und auch das feurige Auge ward trübe,
Schwer das Haupt, und die Locke so bleich;
Kronen drücken! — — — ich wanderte fürder
Hin zu der Liebe holdseligem Reich.

Wo sich zwei Herzen in Liebe gefunden,
Mußt ich, als goldner Reif, auch sein. — — —
O! wieviel Schwüre! — und Wonne! — und Kosen! —
Ging ich hier endlich zur Ruhe ein? — —

Ach! die glühenden Schwüre verflogen
Oft nach weniger Monden Frist! — — —
Muß noch ein köstlicher Kleinod geben,
Das über Zeit und Wandel ist.

Heute endlich, hier hab' ich's gefunden,
Es ist die Treue, die fünfzig Jahr
Menschen in Liebe und Eintracht verbunden; —
Goldene Myrte an Brust und Haar,

Grüne Myrten vergehen und welken,
Goldene überdauern die Zeit, —
Lehnen mit ihren schimmernden Kronen
Sich an die Pforten der Ewigkeit!

Hier ist die Heimat, hier laßt mich weilen! —
Fehlt noch der Demant zum Schmucke mir?
Habt ihn ja selber: „die selige Thräne
Menschlicher Freude", — die edelste Zier!!

Wir jungen Lieutenants hatten außerdem mit unseren Damen eine Quadrille in ungarischem Kostüm eingeübt, eine Anspielung auf das Wappen der Familie und die Legende, daß die Mitglieder derselben ungarisches Blut in ihren Adern haben. Zu der Quadrille gehörten als erstes Paar Klara Schulenburg und ich, als zweites Marwitz mit Magdalene Honig, als drittes Planitz mit Rose Schulenburg und Graf Brüges mit einer Verwandten des Hauses, Hedwig Lehr. Alles klappte vorzüglich, und wir ernteten so allgemeinen Beifall, daß wir auf Wunsch des Jubelpaares zu einer sofortigen Wiederholung genötigt wurden. Die Musik lieferte das Trompeterkorps unseres Regiments, welches gleich für die ganze Dauer der Festtage engagiert und beurlaubt war. Nach den Aufführungen blieben alle, die an den Aufführungen und Tänzen teilgenommen, auf Wunsch der Zuschauer in ihren Kostümen, und es wurde in großer Fröhlichkeit so flott in die späte Nacht hinein getanzt, daß schließlich die für ihre Töchter besorgten Mütter Einhalt geboten.

Der folgende Sonntag gehörte dem ernsteren Teile der Feier an. Es fand die kirchliche Einsegnung des Jubelpaares in der etwa eine Achtelmeile entfernten Kapelle unter großem Zudrange aus allen benachbarten Ortschaften statt. Die alten Leute sahen so schön und ehrwürdig aus in ihrem schneeigen Haar und den lieben freundlichen Gesichtern! Welch langes Leben, welch segensreiches Schaffen und Wirken lag auch hinter ihnen! — Als sie in die bereitstehende Equipage stiegen, um den Rückweg anzutreten, da wurde die Begeisterung so groß, daß wir jungen Leute die Pferde ausspannten und — einige zwanzig an der Zahl — das Gefährt mit seiner kostbaren Last, unter dem Beifallsjubel aller Zuschauenden dahinzogen, bis vor die Stufen der Eingangshalle.

Der nächste Morgen begann mit hellem Sonnenschein. Die Bäume des Parks hatten sich über Nacht mit weißem Rauhreif bedeckt, und die Buchen, Tannen und Birken, welche den See unter uns umkränzten, funkelten und glitzerten in dieser Beleuchtung, ebenso wie die glatte Eisfläche, als wenn alles mit schimmerndem Silber inkrustiert wäre. Bald schallten auch die schmetternden lustigen Weisen unserer Trompeter vom Parke zu uns herauf, und diese belebenden Töne lockten Damen und Herren schnell ins Freie nach dem See herunter, auf dessen Eise sich bald ein buntes, fröhliches Getriebe entwickelte. Da wogte auf den blinkenden Schlittschuhen alles keck durcheinander; Figuren wurden gefahren, Quadrillen und Tänze aufgeführt, als befände man sich im Ballsaale. Als die Herrlichste von allen schwebte Magdalene Honig dahin, von der eine Chronistin des Festes mit neidloser Bewunderung sagte: „Eine Libelle,

eine Gazelle kann sich nicht graziöser bewegen wie dies eben zur Jungfrau erblühende Kind mit den frischesten Rosenwangen hier vor unseren Augen — Flügel an den Füßen!"

Diese froh verlebten Tage, von deren Einzelheiten sich noch viel erzählen ließe, bildeten einen anmutigen Abschluß meiner sonnigen Jugendträume. Des Lebens bitterer Ernst war nun unaufhaltbar an mich herangetreten.

Gleich nach meiner Rückkehr reichte ich meinem Regimente die erwähnten beiden Gesuche ein, von denen das um vorläufige Beurlaubung sofortige Gewährung fand. Nicht zweifelnd daran, daß auch dem andern bald gewillfahrtet würde, packte ich meine Sachen, schrieb und expedierte meine Abschiedsbriefe und überantwortete meine Lieblingsbücher in Poesie und Prosa, in einer Kassette wohl verpackt, meinem Freunde Planitz zur Behändigung an Magdalene Honig, die aber erst nach meiner Abreise erfolgen sollte. Letztere war für die Nacht des 14. Februar festgesetzt. Der Nachmittag dieses Tages verblieb mir, um in Gralow und Jahnsfelde Lebewohl zu sagen. Wie schwer es mir wurde, mich von all den Lieben loszureißen, namentlich von dem lieblichen Mädchen, bei dem ich mein Herz zurückließ, vermag ich nicht in Worte zu kleiden.

Auch in Jahnsfelde, wo an diesem Tage gerade der Geburtstag der Komtesse Rose gefeiert wurde, flossen Thränen der Freundschaft, als ich die letzten Händedrücke dort tauschte. Die warmen, treuen Segenswünsche aller dieser lieben Leute waren mein unsichtbares Geleite, als ich in die kalte Winternacht hineinfuhr, mein ganzes Sein nur von dem großen Schmerze der Trennung erfüllt.

Trotzdem der Stundenzeiger sich bereits dem beginnenden Morgen zuneigte, waren doch noch liebe Kameraden zum letzten Lebewohl auf dem Landsberger Bahnhof versammelt. Nur noch wenige Minuten bleiben mir, um Worte der Treue und der Freundschaft zu tauschen; dann brauste der Kurierzug heran, und mit dem letzten Ruf: „Auf Wiedersehen!“ setzte sich die Maschine dampfend, klagend, stöhnend in Bewegung. Mit schwarzem Dunkel brütete die Februarnacht über den schneeigen Gefilden — aber noch dunkler war die Zukunft, welche unergründet, unerforschlich vor mir lag.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. Giesenbrügge. — Meine Familie. — Erste Jugendjahre. — Unterbringung in Barnimslow; Aufenthalt daselbst. — Erster schwerer Kummer meines Lebens und die letzte Zeit im Institute des Pastor Hildebrand 3

Zweites Kapitel. Meine Unterbringung auf dem Köllnschen Gymnasium in Berlin. — Die Pension des Direktors August. — Die März-Revolution des Jahres 1848 und die erlebten Schrecknisse derselben. — Zum ersten Mal im Feuer. — Schnelle Kur. — Nach Hause 47

Drittes Kapitel. Wieder in Giesenbrügge. — Abreise nach Halle. — Auf der Latina des Halleschen Waisenhauses. — Exkursionen. — Wiederverheiratung meines Vaters. — In den Ferien. — Einsegnung bei Pastor Ahlfeld. — Differenzen mit Herrn Hoffmann und Trennung. — Auf dem königlichen Pädagogium. — Wiedersehen mit Schwester Antonie Hildebrand. — Abschied von Halle 73

Viertes Kapitel. Vorbereitung zu meinem Eintritt in das Königlich Preußische Garde-Kürassier-Regiment. — Fähnrichsexamen in Potsdam. — Zar Nikolaus I. — Rittmeister von Kotze und Graf Wilhelm Brandenburg. — Die Fähnrichszeit. — Bei Kroll. — Ernennung zum Offizier. — Meine Pferde. — Parforcejagden. — Auf Urlaub. — Lustige Streiche. — Hoffestlichkeiten in Neu-Strelitz. — Baronin E. — Das Spiel. — Herr Schatzmeier. — Wiedersehen mit der Gräfin A. und Neuerwachen der Jugendliebe. — Feuerwerk und Verlobungsfest. — Herbsturlaub. — Herannahendes Unheil. — Katastrophe 100

Seite

Fünftes Kapitel. Aufenthalt im elterlichen Hause nach meinem Austreten aus dem Garde-Kürassier-Regiment. — Besuche in der Nachbarschaft. — Kammerherr von Treskow. — Erfolgreiche Expedition nach Pommern. — Herr Kunitz. — Rittmeister von Klitzing. — Charlottenhof. — Gralow. — Familie Honig. — Jahnsfelde. — Die brandenburgischen Dragoner. — Feuerwerke und Hühnerjagd. — Ritte nach Giesenbrügge und Dieckow. — Das Meteor. — Die alte Burg Zantoch. — Reiseplan meines Vaters 164

Sechstes Kapitel. Reise nach Paris. — Großartige Eindrücke. — Der Zuave. — Fröhliches Leben mit Freunden. — Begegnung mit Banquier Rothschild. — Eugène Wöhrmann. — Prince Tacher de la Pagerie. — L'ancien Cercle. — Ein Maskenball in der großen Oper. — Fürst Wittgenstein. — Madame Heine. — Olga von P. — Die Familie Bristead und Herzog von Terranova. — Wunderbare Entdeckung. — Graf Egmont Pourtalés. — Eigentümlicher Besuch. — Salon Celarius. — Madame Julia Barucci. — Vorstellung bei Hofe. — Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugénie. — Ein Hofball im Kaiserschlosse. — Der Juwelier Héros und der mysteriöse Opal. — Rückkehr nach Giesenbrügge 200

Siebentes Kapitel. Politische Lage zu Beginn des italienischen Krieges. — Mobilmachung des preußischen Heeres. — Nach Graudenz. — Zusammentreten der beiden Garde-Landwehr-Kavallerie-Regimenter. — Vergnügungs-Direktor. — Der intelligente Wirt. — Nacht-Klub. — Quartier Gr.-Sanskau. — Begeisterter Abmarsch und Enttäuschung. — Verlängerter Aufenthalt in Sanskau. — Partie nach Marienburg und Danzig. — Mein Geburtstag. — Rennen in Sanskau. — Beruhigte Landwehrleute. — Quartier Gruppe. — Auflösung. — Marsch nach Bromberg. — Rückkehr. — Kurze Betrachtungen über die Landwehr 238

Achtes Kapitel. Kurzer Aufenthalt in Gralow und Giesenbrügge. — Eine Schönheitskonkurrenz. — Reise nach Vanerow in Pommern zu Herrn von Thadden. — Besuch in Gr.-Gandern beim Grafen Perponcher. — Das Urteil des Paris. — Ein Original in Frauenkleidern. — Zu Jagden nach der Provinz Sachsen. —

Seite

Aufenthalt in Berlin. — Eine gefeierte Tänzerin. — Mr. Buttler. — Das große Fest der Garde-Landwehr-Kavallerie im Hôtel de Rôme. — Jagdabenteuer in Charlottenhof. — Rennen in Landsberg. — Beziehungen zu den schwarzen Dragonern. — Wiedereintritt in den aktiven Dienst. — Freuden und Leiden der kleinen Garnison. — Regimentsbesichtigung durch Prinz Friedrich Karl. — Manoeuvre. — Differenzen mit meinem Vater. — Ein Versucher. — Goldene Hochzeit in Charlottenhof. — Schwerer Entschluß und schmerzlicher Abschied. — Aufbruch nach Amerika 263

Im Verlage von **Paul Kittel** in **Berlin** erschien ferner:

Mit Prinz Friedrich Karl.

Kriegs- und Jagdfahrten und am häuslichen Herd.

Von

Heros von Borcke.

(Verfasser von „Zwei Jahre im Sattel").

Zweite Auflage.

Geheftet Mk. 6.—. Gebunden Mk. 7.50.

Die große Reiterschlacht bei Brandy Station.

9. Juni 1863.

Bearbeitet

von

Heros von Borcke,
damals
Stabschef des General Stuart.

J. Scheibert,
damals
Captain.

Illustriert von C. Sellmer.

Geheftet Mk. 7.50. Gebunden Mk. 9.—.

Druck von Fr. Richter in Leipzig.